Geſchichte
der
Regierung
Kaiſer Maximilians
des Erſten

---

von
D. H. Hegewiſch,
Prof. zu Kiel.

Erſter Theil.

Hamburg und Kiel,
bey Carl Ernſt Bohn, 1782.

Geſchichte

der

Regierung

Kaiſer Maximilians

des Erſten

---

von

D. H. Hegewiſch,

Prof. zu Kiel.

Erſter Theil.

Hamburg und Kiel,

bey Carl Ernſt Bohn, 1782.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Geſchichte
der
Regierung Kaiſer Maximilians I.
Erſter Theil.

Erſtes Kapitel.

Inhalt.

Zuſtand des Hauſes Oeſterreich unter Kaiſer Friedrich III. — Die beyden Kronen von Ungarn und Böhmen gehen verloren — Oeſterreich geſchwächt durch Theilungen — durch bürgerliche Kriege — durch unglückliche Kriege mit König Matthias von Ungarn — Die erſten Einbrüche der Türken — Maximilian erwirbt noch als Prinz die Anwartſchaft auf Ungarn von neuem — und die burgundiſchen Staaten, durch die Heirath mit der Herzoginn Maria — Wichtigkeit der burgundiſchen Staaten — Anlaß zu dieſer Heirath; Zuſammenkunft Herzog Karls des Kühnen mit Kaiſer Friedrich III. — Folgen davon — Unglückliches Ende des Herzogs — Verfahren König Ludewigs XI. von Frankreich gegen des Herzogs einzige Tochter — Ihre Heirath mit Maximilian — daher entſtehende Eiferſucht Frankreichs gegen das Haus Oeſterreich — Krieg Ludwigs XI. gegen Maximilian — Friede zu Arras; Maximilians

vierjährige Tochter Margaretha wird als Braut des Dauphins nach Frankreich gebracht — die Flandrer ſchließen Maximilian von der Vormundſchaft ſeines Sohnes aus — beſchweren ſich über ihn — werden von Frankreich unterſtützt — Maximilians Gefangenſchaft in der Stadt Brügge — Befreyung — Reichskrieg wider die Flandrer — Friede zu Frankfurt mit Frankreich — Vergleich mit den Flandrern — Maximilian bewirbt ſich um die Herzogin Anna, Erbin von Bretagne — Sie wird ſeinem Geſandten angetraut — wird dennoch zu einer Heirath mit Karl VIII. König von Frankreich gezwungen — Friede zwiſchen Maximilian und Karl VIII. zu Senlis.

Maximilian I. war zu Neuſtadt am 22. März des Jahrs 1459. geboren. Sein Vater war Kaiſer Friedrich III; ſeine Mutter Eleonora, Tochter Königs Eduard von Portugall.

Unter der Regierung Friedrichs III. ſchien das Haus Oeſterreich von ſeinem gewöhnlichen Glück verlaſſen zu ſeyn. Die beyden Kronen, von Ungarn und Böhmen, giengen nach dem Tode Albrechts II, der ſie erworben hatte, wieder verloren. Die deutſchen Erbländer, die ſchon durch Theilungen geſchwächt waren, wurden durch Aufruhr und bürgerliche Kriege zerrüttet, und endlich durch die Eroberung eines auswärtigen Feindes noch mehr verwüſtet. In einem unrühmlichen Vertrage mußte Friedrich einen beträchtlichen Theil dieſer Staaten, ſelbſt Wien, die Hauptſtadt, einem kriegeriſchen Nachbar überlaſſen. Ein andrer Feind, eine aſiatiſche Nation, die in Europa feſten Fuß gefaßt hatte, und den damaligen Europäern, an kriegeriſchen Eigenſchaften weit überlegen war, fieng unter Friedrichs Regierung an, ihre Er-

oberungen bis an Oeſterreichs Gränzen auszubreiten. — Es iſt nöthig, uns dieſen verworrnen und ohnmächtigen Zuſtand der öſterreichiſchen Staaten, der bis zum Tode Friedrichs III. fortdauerte, genauer bekannt zu machen, wenn wir in der Beurtheilung deſſen, was ſein Sohn geleiſtet hat, nicht irren wollen. Sehr wenige Geſchichtſchreiber haben Maximilian I. Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, weil ſie jenen Zuſtand ſeiner Erbländer nicht vor Augen hatten, ſondern ſich dieſe mit allen den ergiebigen Hülfsquellen gedachten, womit ſie zwar in ſpätern, glücklichern, nicht aber in den damaligen Zeiten innerlicher Zerrüttungen und verwüſtender Kriege verſehen waren.

Die Nachkommen Rudolfs von Habsburg hatten ſich in zwey Hauptlinien getheilt, in die Oeſterreichiſche und in die Steyermärkiſche. Dieſe letztere war wieder in zwey Linien zerfallen, in die ältere, die Tyrol beſaß, und in die jüngere, der Kärnthen, Krain und Steyermark gehörte. Friedrich III. war aus dieſer jüngern Linie; aber nach ſeines Vaters Tode mußte er nach der damaligen Gewohnheit aufs neue mit ſeinen zwey Brüdern zur Theilung gehen. Der eine ſtarb bald; aber von dem andern Albrecht VI. erlebte Friedrich viel Verdrießlichkeiten.

Von der ältern Hauptlinie, von der Oeſterreichiſchen, war Albrecht, als Kaiſer der II, dieſes Namens, als Herzog von Oeſterreich der V, abgeſtammt. Er hatte ſich die Kronen von Ungarn und Böhmen erworben. Bey ſeinem Tode hinterließ er eine ſchwangere Gemahlinn, Eliſabeth, einzige Tochter Kaiſers Sigismund. Ohne auf ihre Niederkunft zu warten, wählten einige Ungariſche Magnaten den polniſchen Monarchen Uladislaus, zu ihrem König, weil ſie behaupteten, die Angelegenheiten des Reichs erforder-

1440. 21. Febr.

ten der Türken wegen einen Fürſten von reifem Alter. Eliſabeth, die hierauf mit einem Prinzen, mit Ladislaus Poſthumus niederkam, und die Magnaten auf ihrer Seite erklärten jene Wahl für ungültig, und ließen den viermonatlichen Prinzen zu Stuhlweißenburg krönen. Allein die polniſche Parthey, an deren Spitze Johannes Corvinus war, ein ehrgeiziger Mann von großem Anſehen, erlangte die Oberhand. Eliſabeth mußte mit ihrem Prinzen zum Kaiſer Friedrich nach Deutſchland fliehen. Pabſt Eugenius IV. vermittelte einen Vergleich, welchem zufolge Uladislaus, während der Minderjährigkeit des Ladislaus Poſthumus, die vormundſchaftliche Regierung führen ſollte. Wenige Jahre nachher blieb Uladislaus in der bekann-
1444. ten Schlacht bey Varna, wo die Chriſten den muth-
11. Nov. willigſten, unverantwortlichſten Friedensbruch gegen die Türken durch die ſchimpflichſte Niederlage büßten. Die Ungarn erkannten nun den jungen Ladislaus für ihren König. Aber ſeine Jugend kam den ehrgeizigen Abſichten der Corviniſchen Familie ſehr zu ſtatten, ſo wie eben dieſer Umſtand der Ruhmgier eines Böhmiſchen Edelmanns günſtig war. Die Böhmen hatten zwey Statthalter gewählt, einen Katholiſchen und einen Huſſiten, die während der Minderjährigkeit des Königs die Regierung verwalten ſollten. Der Huſſit Georg von Podiebrad, ſah ſich von ſeinem Katholiſchen Collegen bald befreyt, und herrſchte mit unumſchränktem Anſehen. In Ungarn veranlaßte die Ehrſucht der Grafen von Cilli, die bey dem jungen Könige am meiſten galten, und der Corviniſchen Familie blutige Auftritte. Graf Ulrich von Cilli wurde in einem Zank, da er mit dem Schwerd eines Trabanten nach einem Corvinus hieb, von den Ungarn niedergemacht. Ladislaus und Matthias, Söhne des Johannes Corvinus, wurden eingezogen; Ladis-

laus

laus als ein Verräther öffentlich hingerichtet und Matthias nach Böhmen gebracht; aber bald kam er aus ſeinem Gefängniß wieder hervor, um den Ungariſchen Thron zu beſteigen.

König Ladislaus Poſthumus ſtarb im November des Jahrs 1457. im ſiebzehnten Jahr ſeines Alters, als er ſich eben mit Magdalena, einer Tochter Karls VII, Königs von Frankreich, vermählen wollte. In beyden Reichen ſchritt man hierauf zu einer neuen Wahl. In Böhmen fiel ſie einſtimmig auf den Statthalter, Georg von Podiebrad, der nicht nur die Huſſiten, die ſtärkſte Parthey auf ſeiner Seite hatte, ſondern bey der ganzen Nation überhaupt in großer Achtung ſtand. Vergeblich berief ſich Kaiſer Friedrich III. auf alte Verträge zwiſchen Oeſterreich und Böhmen, um die Wahl, wo nicht auf ſich, doch auf einen andern Oeſterreichiſchen Prinzen zu lenken. Vergeblich bewarben ſich König Caſimir von Pohlen, und Herzog Wilhelm von Sachſen, Schwäger des verſtorbenen Ladislaus, um die Krone, die dem huſſitiſchen Edelmann zu Theil ward. *) In Ungarn wußte die Wittwe des Johannes Corvinus ſich ſo viel Freunde zu machen, daß man ihren jüngſten Sohn Matthias, der noch in Böhmen in Verhaft war, im ſiebenzehnten Jahre ſeines Alters zum König erwählte. Der neue König von Böhmen, Georg von Podiebrad, hatte ihn, nach Ladislaus Poſthumus Tode, gut gehalten: jetzt ſetzte er ihn gleich in Freyheit und bot ihm ſeine Tochter zur Gemahlinn an, nebſt den vierzigtauſend Gulden zum Heirathsgut, womit die Ungarn ſeine Freyheit hatten erkaufen wollen. Beyde

*) Fugger oder von Birken, Spiegel der Ehren p. 643. B. V. Kap. 12.

Könige errichteten Freundſchaft mit einander; beyde hatten einerley Gründe, ſich wider das Haus Oeſterreich zu vereinigen. [b]) Aber der eigennützige Matthias belohnte am Ende den großmüthigen Böhmen mit Undank.

Unterdeſſen hatten einige Ungariſche Magnaten, die der Corviniſchen Familie entgegen waren, eine Parthey gemacht, die den Kaiſer Friedrich zum König erwählte. Der ſechsjährige Krieg, der hierüber
1463. 19. Jul. ausbrach, wurde endlich durch einen Frieden geendigt, vermöge deſſen Friedrich zwar ſeinen Gegner, als König von Ungarn anerkannte, aber doch den königlichen Titel beybehielt; nach Matthias Tode ſollte ihm, wenn er keine männliche Erben hinterließe, entweder Kaiſer Friedrich folgen, oder einen von ſeinen Söhnen zum Nachfolger ernennen; falls Friedrich nicht mehr lebte, ſollten die Ungarn einen von Friedrichs Söhnen wählen; der Kaiſer nahm den König von Ungarn zum Sohn an, und dieſer ſollte ihn ſeinen Vater und ſeinen König nennen; endlich gab Friedrich die Ungariſche Reichskrone heraus, ohne ihretwegen einige Forderungen zu machen. [c]) Er hatte dieſe Krone, ſeitdem die Königinn Eliſabeth auf ihrer Flucht aus Ungarn ſie mitgenommen, beſtändig verwahrt, und ſie anfänglich zum Unterpfande wegen der Koſten behalten wollen, die er behauptete, während der Minderjährigkeit Königs Ladislaus Poſthumus der Ungarn wegen gehabt zu haben.

Auf

b) Fugger V. 11. p. 633 ſeq. und 12. p. 644.

c) Du Mont T. III. P. I. n. 222. p. 286. Müllers Reichstagstheater unter Friedrich V. II. Th. 1. Vorſtell. 4 Kap. 29. p. 174. Bonifinii Rer. Ungar. Decad. IV. Lib. 9. p. 977. Lünigs Reichsarchiv. Part. Spec. Contin. I. p. 70.

Auf dieſe Weiſe verlor das Haus Oeſterreich da-
mals dieſe beyden Kronen. Aber noch weit nachthei-
ligere Folgen hatten für daſſelbe die innerlichen Unru-
hen, die ſo wohl die Minderjährigkeit als der früh-
zeitige Tod Königs Ladislaus Poſthumus in den deut-
ſchen Erbländern verurſachte. Die Landſtände im
eigentlichen Oeſterreich waren unzufrieden mit der Vor-
mundſchaft, die Friedrich über ihren minderjährigen
Landesherrn führte. Sie wollten ihn zwingen, ſie nie-
derzulegen. Sie kündigten ihm den Krieg an; ſie
belagerten ihn zu Neuſtadt; ſie waren ſechstauſend
Mann ſtark, im Felde. Einige Reichsfürſten brach-
ten einen Vergleich zu Stande, nach welchem Frie- 1452.
drich ihnen ſeinen Mündel übergeben, dieſer aber ſo
wohl als die Landſtände von Oeſterreich dagegen ver-
ſprechen mußten, ohne Friedrichs Wiſſen und Ein-
willigung, bis zu Ladislaus Mündigkeit, nichts vor-
zunehmen. d) Als Ladislaus ohne Erben geſtorben
war, mußte ſein Antheil an den deutſchen Erbländern,
nach der damaligen Gewohnheit unter ſeine drey Vet-
tern, Kaiſer Friedrich, deſſen Bruder Erzherzog Al-
brecht und den Erzherzog Siegmund von Tyrol getheilt
werden. Nach dem Ausſpruch der Landſtände, denen ſie
die Entſcheidung überließen, ſollte Friedrich Niederöſter-
reich, Albrecht Oberöſterreich, und Siegmund das
Stück von Kärnthen bekommen, das der verſtorbene
Ladislaus beſeſſen hatte. Die Stadt Wien aber ſollte
den drey Vettern zuſammen huldigen und gehorſam
ſeyn; alle drey ſollten ſich der Burg, als ihrer gemein-
ſchaftlichen Reſidenz bedienen. e) Allein bald hierauf
kam es zu einem Kriege zwiſchen Friedrich und ſeinem

 unruhi-

d) Fugger V. 8. p. 592.

e) Fugger V. 12. p. 651.

unruhigen Bruder Albrecht. In dieſem Kriege, der verſchiedenemal beygelegt, aber ſtets wieder erneuert wurde, ſollen die Wiener darnach getrachtet haben, ſich von aller Abhängigkeit loszumachen. [f]) Sie kündigten Kaiſer Friedrich in einem Abſagebrief den Gehorſam auf; ſie belagerten ihn in der Burg, die ſie ohne alle Rückſicht, daß ſich des Kaiſers Gemahlinn, daß ſich der junge Prinz Maximilian darinn befand, ſehr ſtark beſchoſſen. Sie richteten ſo gar ihr Geſchütz auf die Seite, wo die Zimmer der Kaiſerinn und des Prinzen waren, die ſich daher in die Souterrains begeben mußten. Friedrich, ſonſt gar nicht zum Kriege geneigt, hatte gleichwohl eine gewiſſe Feſtigkeit im Charakter. Er war bey allen Vertheidigungsanſtalten ſelbſt zugegen, und erklärte, den Platz zu vertheidigen, bis er darunter begraben würde. Die Reichsſtände zu Regensburg glaubten zwar endlich, etwas zur Rettung des Kaiſers thun zu müſſen. Allein ihr Ausſchreiben zur Aufbringung der nöthigen Hülfe ergieng erſt am Mitwoch vor Martini; die Belagerung hatte ſchon am Tage nach Michaelis angefangen. Schon der Mangel an Lebensmitteln würde den Kaiſer gezwungen haben, ſich ſeinen Feinden, zu denen ſich ſein Bruder Erzherzog Albrecht geſellet hatte, zu ergeben, ehe dieſe Reichshülfe ſich nur von weiten hätte zeigen können. König, Georg von Böhmen war es, der ſich um Friedrich das Verdienſt machte, ihn zu entſetzen, nachdem die Belagerung zwey Monate gewährt hatte. König Georg vermittelte hier-
1462. auf einen Vergleich zwiſchen beyden Brüdern, ver-
2. Dec. möge deſſen Erzherzog Albrecht alles eroberte zurückgab, Kaiſer Friedrich ihm dagegen Niederöſterreich auf acht Jahr, gegen eine jährliche Zahlung von vier-

f) Fugger V. 15. p. 690.

vierzehn tauſend Ungariſchen Ducaten, einräumen ſollte [g]).

Beyde Brüder zögerten nicht allein, die Friedensbedingungen zu erfüllen, ſondern ſie ſchritten bald von neuem zum Kriege. Kaiſer Friedrich erlangte, daß der Reichstag zu Regensburg ſeinen Bruder in die Acht erklärte, und daß der Pabſt ihn in den Bann that. Alle Folgen eines bürgerlichen Krieges, der mit Erbitterung geführt wird, bedrohten nun die Oeſterreichiſchen Lande. Zwar der Krieg ſelbſt hörte, durch den Tod Erzherzogs Albrechts, bald auf. Allein die 1463. Uebel, die er veranlaßt hatte, dauerten fort. 2 Dec.

In dieſen Zeiten war es erſt aufgekommen, Kriegsvölker für Sold zu halten. Aber man warb ſie nicht eher, als bis man ſie nöthig hatte, und noch war man in den Finanzen nicht ſo weit gekommen, ſie ordentlich bezahlen zu können. Oft blieb man ihnen Monate lang ſchuldig, und dann mußte man ſich gefallen laſſen, entweder, daß ſie ſich verliefen, oder daß ſie ſich ſelbſt durch Plündern, es ſey in Freundes oder Feindes Landen bezahlt machten. Nach geſchloſſenem Frieden wurden ſie gewöhnlich abgedankt, und wenn ſie dann nicht anderswo wieder Dienſte fanden, oder ſich etwas hinlängliches erworben hatten, zogen ſie in großen Räuberbanden herum. Aus dergleichen abgedanktem Kriegsvolk beſtanden die Grandes Compagnies, die im vierzehnten Jahrhundert Frankreich durchſchwärmten, und die man nicht anders los werden konnte, als bis ſie du Gueſclin beredete ihn zur Unterſtützung des Grafen von Traſtarora nach Spanien zu begleiten, in der Hoffnung, dort

 reichere

g) Fugger V. 15. p. 703. Müller l. c. Th. II. Vorſtell. 9. Kap. 23 u. f.

reichere Beute zu finden. So entſtanden jetzt im Oeſterreichiſchen, nachdem der Krieg durch Erzherzogs Albrechts Tod zu Ende gieng, große Räuberbanden, die durch Zulauf aus andern Ländern immer fürchterlicher wurden. Ihrer ſollen an die ſieben tauſend unter verſchiednen Oberhäuptern geweſen ſeyn. Man hatte Mühe, ſie zu vertilgen [h]).

Zu dieſen Urſachen, die Oeſterreich zu Grunde richteten, kamen noch die Einbrüche eines Feindes, den man bis dahin nur von weiten gekannt hatte, der jetzt zum erſtenmal ſich auf deutſchen Boden ſehen ließ, der zwar in der That fürchterlich war, von deſſen Grauſamkeit aber man ſich die übertriebenſten Vorſtellungen machte. Die Türken, nachdem ſie Konſtantinopel erobert, und ſich auf der Seite von Ungarn immer weiter ausgebreitet hatten, thaten im Jahr 1469. ihren erſten Einfall in Deutſchland. Sie kamen in drey Haufen, der erſte ſtreifte bis Laybach; der zweyte bis an die Gurk; der dritte blieb auf der Grenze zur Beobachtung ſtehen. Die ſo genannte windiſche Mark wurde ganz verheeret. Durch ein allgemeines Aufgebot, kamen in neun Tagen zwanzig tauſend Mann ins Feld; aber die Türken zogen ſich zurück, nachdem ſie eine Menge Oerter abgebrannt hatten. Sie ſollen ſechstauſend Menſchen erſchlagen, und über neuntehalb tauſend weggeführt haben. [i]) Man findet umſtändliche Nachrichten von neun dergleichen Streifereyen, die die Türken unter Friedrich III. bis ins Oeſterreichiſche unternommen haben. Ich will nur noch von der vierten im Jahr 1475 einige Umſtände anführen, weil ſie zur Unterſtützung eines Grundes

h) Fugger V. 18. p. 742.

i) Fugger V. 19. p. 752.

Grundes dienen, den ich unten zur Vertheidigung Maximilians gebrauchen werde. Als im genannten Jahre ein Heer Türken in das Land fiel, giengen ihnen der Feldhauptmann von Kärnthen, Georg Schenk, von hohen Oſterwitz, und die beyden Feldhauptmänner von Krain und Steyermark mit aller Mannſchaft, die ſie in der Eile zuſammen bringen konnten, entgegen, um ſie aufzuhalten, bis durch ein allgemeines Aufgebot das ganze Land in Waffen wäre. Es gelang ihnen eine Parthey zu ſchlagen, von der zweyhundert auf dem Platz blieben. Allein bald wurden ſie von der ganzen türkiſchen Macht umringt, ihrer vierhundert erſchlagen, die übrigen gefangen. Die Türken boten dem von Schenk, der unter den Gefangenen war, ſeine Freyheit an, für ein Löſegeld von viertauſend Gulden. Die ganze Summe, für die ſie vierzehn andre Gefangene aus den vornehmſten Häuſern erlaſſen wollten, betrug dreyzehntauſend Gulden. Die Gefangenen meldeten dieß nach ihrem Vaterlande; aber man war nicht im Stande, das Geld herbeyzuſchaffen. Sie wurden daher nach Konſtantinopel gebracht, wo ſie geſtorben, Schenk aber gar hingerichtet ſeyn ſoll. [k]) So ſelten war damals noch das Geld in dieſen Gegenden von Deutſchland.

Doch Friedrich hatte nicht blos den Schmerz, daß ſeine Erbländer auf ſo mancherley Weiſe zu Grunde giengen; er war in den letzten Jahren ſeines Lebens ganz aus ihrem Beſitz verdrungen. Friedrich zog ſich dieſes Unglück ſelbſt zu durch den Antheil, den er an einer Revolution, die in Böhmen vorgieng, genommen hatte. Es iſt nöthig und der Mühe werth, die Hauptumſtände dieſer Begebenheit hier anzuführen.

König

k) Fugger V. 25. p. 826.

König Georg von Böhmen, von ſeinen Unterthanen geliebt, genoß die größte Achtung aller ſeiner Nachbaren. Er hatte ſich durch die Heirathen ſeiner Kinder mit verſchiedenen fürſtlichen Häuſern verbunden. Die Gemahlinn ſeines Sohns Victorin, war eine Tochter Herzog Wilhelms von Sachſen; ſeine älteſte Tochter Sidonia, war mit Herzog Albrecht von Sachſen, die zweyte Katharina mit König Matthias Corvinus vermählt. Pabſt Pius II, eh er den päbſtlichen Thron beſtieg, als er nur noch Aeneas Sylvius war, hatte Georgs Bekanntſchaft gemacht und ſchäzte ihn hoch. Die große Meynung, die dieſer Pabſt von ihm hatte, trug vielleicht dazu bey, daß Georg und der größte Theil ſeines Reichs öffentlich die Lehre der Huſſiten bekannten und dennoch unangefochten blieben. Allein Paul der II, Nachfolger des Pius, ſuchte auf die Klagen einiger Katholiſchen in Böhmen das wieder gut zu machen, was ſein Vorgänger verſäumt hatte. Er
1467. ſprach den Bann feyerlich wider Georg und alle Huſſiten aus. Die Vollziehung deſſelben trug er dem Kaiſer und dem Könige von Ungarn auf. Dieſer leztere hatte einige Zeit her eine jährliche Subſidie von funfzigtauſend Gulden, zum Behuf des Türkenkrieges aus der päbſtlichen Kammer erhalten. Der Pabſt ermahnte ihn dieſesmal, für dieſes Geld nun eben ſo wohl die Huſſiten, als die Türken zu bekriegen. Der Kaiſer hielt auf des Pabſts Verlangen zwey Reichs-
1467 u. tage zu Nürnberg, wohin der leztere Legaten nebſt et-
1471. lichen Barfüßer Mönchen ſandte, die das Kreuz in Deutſchland wider die Huſſiten predigen ſollten. Die deutſchen Stände waren geneigter, dem Kaiſer wider die Türken zu helfen, wozu ſie wirklich vierzehntauſend Mann Fußvolk und viertauſend Reiſigen bewilligten, als wider König Georg das geringſte vorzunehmen, für den ſie vielmehr ſo günſtig geſinnt waren, daß

einig-

einige ſich noch genauer mit ihm verbanden. Um dieſe Zeit vermählte ſich ſein Sohn, deſſen erſte Gemahlinn, eine Sächſiſche Prinzeßinn geſtorben war, zum zweytenmal mit einer Tochter des Churfürſten Albrecht von Brandenburg. Allein der Kaiſer war deſto folgſamer gegen den Pabſt. Abgeneigt und außer Stande, den Krieg ſelbſt zu führen, weil die deutſchen Stände nicht dazu helfen wollten, gab er dem Könige von Ungarn, um ihn zur Vollziehung des päbſtlichen Bannſpruchs deſtomehr aufzumuntern, Hoffnung zur Böhmiſchen Krone. Matthias war viel zu ehrgeizig, um dieſe Gelegenheit nicht zu ergreifen, ſich auf Koſten ſeines Schwiegervaters, der ſo edelmüthig an ihm gehandelt hatte, zu vergrößern. Georg wollte ſich vertheidigen, aber das Glück war ihm zuwider. Bald darauf ſtarb er. Matthias hatte ſich gleich bey dem Anfange des Krieges, von den Böhmiſchen katholiſchen Ständen zum König erklären laſſen. Mit dieſem eilfertigen Schritt war Friedrich äußerſt unzufrieden. Auf einem neuen Wahltage, den die Böhmen hielten, ernannten ſie den älteſten Prinzen Königs Caſimir III von Polen, Uladislaus, zu ihrem König, weil die polniſchen Geſandten im Namen ihres Herrn verſprochen hatten, die Schulden des Reichs zu bezahlen, und was das wichtigſte war, die Böhmen der Religion wegen nicht anzufechten. Der Kaiſer und die Churfürſten erkannten dieſen polniſchen Prinzen für den rechtmäßigen König von Böhmen. [1]) Matthias ſah ſich alſo in ſeiner Hoffnung zu einer zweyten Krone getäuſcht, und dieſe Kränkung war es, die ihn nun zur Rache gegen Friedrich reizte. Er kündigte ihm den Krieg an, brach in Oeſterreich ein, belager-

1468. (margin, beside line 1)

1477. (margin, beside "es, die ihn nun zur Rache gegen Friedrich reizte. Er")

1) Fugger V. 19 und 20. Müller l. c. Vorſtell. 5. Kap. 67 und 82.

belagerte Wien, und erhielt vom Kaiſer einen Waffenſtillſtand auf zwey Jahr, und hundert und funfzigtauſend Gulden Kriegskoſten. Während des Stillſtandes ſollte an einem Frieden gearbeitet werden. Allein dieſer kam nicht zu Stande. Beyde Theile gaben einander Nichterfüllung der letzten Bedingungen ſchuld. Der Krieg gieng von neuen an. Ein zweyter Waffenſtillſtand war eben ſo fruchtlos. Matthias brach zum drittenmal in Oeſterreich ein; Friedrich mußte fliehen,
1485. Wien wurde von den Ungarn erobert. Vergeblich wendete ſich Friedrich an die Reichsverſammlung zu Nürnberg; ihm wurde blos eine Hülfe an Gelde bewilliget. Allein die gewöhnliche Langſamkeit dieſer Art Hülfsleiſtungen ließ dem ungariſchen Monarchen alle erforderliche Zeit, die Eroberung von ganz Niederöſterreich zu vollenden. Endlich bewilligte man auch Truppen, und ernannte den Herzog Albrecht von Sachſen zum oberſten Feldhauptmann. Allein der letzte Ort, der ſich am längſten gehalten, hatte ſich ſchon ergeben müſſen, als Herzog Albrecht mit einigen, großentheils ſeinen eignen Kriegsvölkern, die er in der Eile geſammelt hatte, in den dortigen Gegenden ankam. Er ſah ſich zu ſchwach gegen die Ungarn etwas auszurichten, und ließ ſich daher in Unterhandlungen mit Matthias ein, durch die ein Stillſtand unter folgenden Bedingungen, die Kaiſer Friedrich genehmigte, zu Stande kam: 1) Matthias ſollte den eroberten Theil von Oeſterreich, bis ihm ſeine Forderungen und Kriegskoſten halb abgetragen wären, behalten; 2) die Oeſterreichiſchen Landherren, Bürger und Bauern ſollten ihre alte Freyheiten und Gewohnheiten behalten; 3) nach Matthias Tode ſollte dieſer Theil von Oeſterreich an den Kaiſer und deſſen Erben zurückfallen; 4) die alten Verträge zwiſchen den Königen von Ungarn und den Erzherzogen

von

von Oeſterreich wurden beſtätigt, und Friedrich ſollte ferner den Titel König von Ungarn führen. [m]) Solchergeſtalt waren nun auch die deutſchen Erbländer größtentheils verloren.

So mancher Verluſt von ſolcher Wichtigkeit brachte das Haus Oeſterreich, unter dieſem vielleicht mehr unglücklichen als tadelnswürdigen Kaiſer ganz herunter. Der einzige Vortheil, den es ihm zu verdanken hatte, war die erzherzogliche Würde. [n]) Weit glücklicher war ſein Sohn Maximilian. Durch deſſen Thätigkeit wurden die Erbländer befreyt, und die Anſprüche des Oeſterreichiſchen Hauſes an die Ungariſche Krone aufs neue und feſter gegründet. Durch ſeine erſte Heirath wurden die reichen und mächtigen Burgundiſchen Staaten erworben. Friedrich war ſo glücklich, beyde Begebenheiten noch zu erleben. Die leztere war ſo gar gewiſſermaaßen ſein Werk, indem er den erſten Grund dazu legte. Die Chronologie würde jezt erfordern, die Geſchichte der Burgundiſchen Heirath zuerſt zu erzählen. Allein die Wiedererobe- 1453.
rung Oeſterreichs und die neue Anwartſchaft auf Ungarn, hängt mit dem bisher erzählten ſo genau zuſammen, daß es dem Leſer angenehmer ſeyn wird, hier gleich alles beyſammen zu finden, als nach einer langen Unterbrechung den verlornen Faden wieder aufzuſuchen. Nach einem vergeblichen Verſuche, den Friedrich machte, die Zurückgabe Oeſterreichs von Matthias für eine Summe Geldes zu erhalten, über welche Summe man nicht einig werden konnte, ſtarb der König von Ungarn. Auf die Nachricht von ſeinem 1490.
Tode,

m) Fugger V. 34. p. 971.

n) S. das Diplom in Lünigs Reichsarchiv, Part. Spec. Contin. I. p. II. p. 33. und bey Du Mont T. III. P. I. pag. 194.

Tode, zog Maximilian mit einigen Kriegsvölkern, die er in Schwaben geworben hatte, nach Oeſterreich, bemächtigte ſich des ganzen Landes und der Stadt Wien, mit Hülfe der einverſtändigen Bürger. Die Ungarn indeſſen, die ſich an die Verträge mit Oeſterreich wegen der Succeſſion nicht gebunden glaubten, hatten eben den polniſchen Prinzen Uladislaus, der ſchon Böhmen beſaß, zu ihrem König erwählt. Maximilian rückte daher, um die Erfüllung jener Verträge zu erzwingen, in Ungarn ein, bis vor Stuhlweißenburg, damals den gewöhnlichen Krönungsort der Könige von Ungarn. Er eroberte die Stadt. Allein die Reiſigen und das Fußvolk ſtritten um die Beute; das Fußvolk hatte einige Monate Sold zu fodern; Maximilian war nicht im Stande, ſie zu befriedigen; das Volk verlief ſich. Maximilian mußte ſich zurückziehn; gleichwohl kam ein Vergleich zu Presburg zu Stande, kraft deſſen Uladislaus zwar im Beſitz blieb, Maximilian aber nicht allein den Titel von Ungarn führen ſollte, ſondern auch ihm und ſeinen Erben, nach dem Tode Uladislaus, oder deſſen männlicher Erben, die Succeſſion auf die möglichſte Weiſe geſichert wurde. [o]) Dieſen neuen Vertrag von 70 Ungariſchen Magnaten unterſiegelt, übergab Maximilian dem Magiſtrat zu Augsburg zu verwah-
1548. ren, der ihn auch nicht eher, als an Kaiſer Ferdinand den I, wieder ausgeliefert hat [p]).

Jetzt kommen wir auf die merkwürdigſte Begebenheit in Maximilians Geſchichte, ſo lange ſein Vater noch lebte, auf ſeine Heirath mit der Erbin des Burgun-

o) Du Mont T. III. P. II. p. 263.

p) Fugger V. 38. p. 1030.

Burgundiſchen Hauſes. Es war eine wichtige Begebenheit für das Haus Oeſterreich, für Deutſchland, für ganz Europa. Sie war die erſte Quelle jener anhaltenden Eiferſucht der Krone Frankreich und des Hauſes Oeſterreich gegen einander, die ſo viele, ſo langwierige, ſo blutige Kriege während drittehalb Jahrhunderten veranlaßt hat. Es wird keine unnöthige Digreßion ſeyn, uns erſt einen Begriff von der damaligen Wichtigkeit der Burgundiſchen Staaten zu machen, und dann den ganzen Zuſammenhang der Urſachen darzuſtellen, die es bewirkten, daß von ſo vielen, die ſich um die Hand der Prinzeßinn bewarben, der junge Erzherzog von Oeſterreich der glückliche war.

Zu den Burgundiſchen Staaten gehörten die heutigen Niederlande, die vereinigten ſo wohl, (Utrecht, Overyßel und Gröningen ausgenommen) als die Oeſterreichiſchen, nebſt allen den Stücken, die nach und nach davon abgeriſſen und an Frankreich gekommen ſind; ferner das Herzogthum Burgund und die Grafſchaft Burgund, oder die beyden heutigen Provinzen von Frankreich, Bourgogne und Franche Comté. Obgleich dieſes Herzogthum und dieſe Grafſchaft ſehr beträchtliche Länder ſind, ſo waren es doch eigentlich jene Niederlande, die dem Hauſe Burgund mehr werth waren, als damals irgend ein Königreich ſeinem Monarchen. Dieſe Länder waren der Sitz der Handlung, der Manufakturen und der Schiffahrt. Aus dem ganzen Europa floß alles Geld, entweder nach den Niederlanden oder nach Italien. Jene waren es, die für die andern Nationen, Kleidung und Putz, Tücher, Spitzen und Treſſen fabricirten. England verarbeitete ſeine Wolle noch nicht ſelbſt, es ſandte ſie nach den Niederlanden. Hier war der gemeinſchaftliche

Markt für das nordliche und für das ſüdliche Europa. Seide, die nur noch in Italien gezogen wurde, und die Oſtindiſchen Waaren, die noch durch keinen andern Weg nach Europa kamen, als über Aegypten, wurden von den Venetianern und Genueſern nach den Flandriſchen Häfen geführt, von wo ſie durch das nordliche Europa vertrieben wurden. Aus eben den Häfen nahmen die Italieniſchen Schiffe Fiſche, Leinwand, Wachs und andre Produkte des Nordens zurück. Die Niederländer, die Italieniſchen Republiken, und die Hanſeſtädte waren damals die erſten Seemächte in Europa. Unter dem letzten Herzoge von Burgund, Karl dem Kühnen, hatten die Niederländer die Herrſchaft in der Nordſee und im Canal. Als er mit Frankreich Krieg führte, durfte ſich keine andre Nation im Canal aus Furcht vor ihnen blicken laſſen [q]. Jede der Niederländiſchen Provinzen hatte entweder von jeher viel Freyheiten gehabt, oder ſich ſolche früh erworben. Die drey Stände einer jeden Provinz, der Adel, die Geiſtlichkeit und die Städte waren im höchſten Grade wachſam, für die Rechte und das Wohl des Landes. Nachdem alle dieſe Länder, davon jedes vorher ſeine eigene Herzoge oder Grafen gehabt, durch Heirathen dieſer ihrer Fürſten nach und nach zuſammen gefallen, und endlich unter dem Hauſe Burgund vereinigt waren, wurden die gemeinſchaftlichen Verſammlungen der Stände gewöhnlich zu Brüſſel oder Gent gehalten.

Das Haus Burgund ſtammte von König Johann von Frankreich ab, der ſeinem geliebtern jüngern Sohn Philipp dem Kühnen, das Herzogthum Burgund zum Lehn ertheilte. Philipp heirathete die Erbin

q) Commines Liv. III. ch. 5.

Erbin von Flandern, Artois und der Grafſchaft Burgund. Sein Enkel erwarb durch Kauf Namur und Luxenburg; durch Erbſchaft Braband und Limburg, und durch Heirath Hennegau, Holland, Seeland und Friesland. Deſſen Sohn Karl der Kühne, fügte Geldern hinzu. Durch dieſen großen Zuwachs an ſo ſchönen Ländern wurden die Herzoge von Burgund für ihre Vettern die Könige von Frankreich zu mächtige Vaſallen, (denn dieſe waren ſie wegen einiger Provinzen) und zu gefährliche Nachbarn. Mehr wie einmal nahmen ſie Englands Parthey gegen Frankreich, und alsdann war dieſe letzte Krone dem Streit nicht gewachſen. Aber Herzog, Karl der Kühne oder Verwegene, wagte es, auch ohne Bundesgenoſſen, den Kampf mit Frankreich einzugehen.

Dieſer Herzog war der ehrſüchtigſte Prinz ſeiner Zeiten. Alexanders Thaten hatten ſeine Einbildungskraft entzündet; er wollte ſie nachahmen. Er beſaß allen Muth ſeines Muſters, aber nicht diejenige Klugheit, die zum Entwerfen ſo wohl, als zum Ausführen großer Plane nöthig iſt. Sein Gedanke war ein neues Königreich zu errichten. Die Unterhandlungen, die er dieſer Sache wegen mit Kaiſer Friedrich anfieng, veranlaßte jene berühmte Zuſammenkunft dieſer beyden Prinzen zu Trier, die in dieſen 1473.
Zeiten allgemeine Aufmerkſamkeit erregte, und in der Friedrich wahrſcheinlich den Grund zu jener Verbinbindung legte, die für ſein Haus ſo wichtige Folgen hatte. Mitten unter den Aufzügen von Pracht und Reichthum, die der Herzog hier vor den Augen des Kaiſers und, ſo zu ſagen, des ganzen Deutſchlands aufführte, hielten beyde Prinzen zwey geheime Unterredungen mit einander. Bey der erſten war blos nur noch des Herzogs Miniſter Olivier de la Marche zu-

gegen; der zweyten wohnte, außer dieſem Burgundiſchen Miniſter, auch der Churfürſt von Mainz, des Kaiſers Vertrauter bey r). Dieſe Unterredungen betrafen ohne Zweifel des Herzogs ehrgeizige Abſichten und höchſtwahrſcheinlich die Vermählung ſeiner einzigen Prinzeßin und Erbin mit dem kaiſerlichen Prinzen Maximilian. Genauer aber und mit Gewißheit läßt ſich nicht beſtimmen, was und wie viel, oder ob überall etwas von beyden Seiten verſprochen worden. Das beyderſeitige Vernehmen ſchien das beſte von der Welt zu ſeyn, als ganz unvermuthet, der Kaiſer ohne Abſchied zu nehmen, ſich von Trier wegbegab. Er ließ blos dem Herzog zur Entſchuldigung ſagen, daß ſeine Gegenwart zu Köln wegen der Uneinigkeit des Erzbiſchofs mit dem Domkapitel nöthig wäre, und daß dasjenige, was ſie mit einander verabredet hätten, ein andermal geſchehen ſollte. Die Vermuthungen über dieſe plötzliche Abreiſe des Kaiſers ſind verſchieden. Einige wollen wiſſen, der Herzog habe gewünſcht, öffentlich gekrönt zu werden; er habe eine Krone und andre Zeichen der königlichen Würde bereit gehabt; er habe ſchon in der Kathedralkirche Anſtalten zu der Feyerlichkeit machen laſſen. Der Kaiſer, der ſeine Gründe gehabt, ihm hierin nicht zu willfahren, habe ſich daher ſo plötzlich entfernt, um ſich nicht genöthigt zu ſehen, ihm eine abſchlägige Antwort zu ertheilen s). Andre fügen hinzu, König Ludwig der XI. von Frankreich, der Feind des Burgundiſchen Hauſes, der von Karls Entwürfen am meiſten zu fürchten hatte, habe durch ſeine Warnungen den Kaiſer abgeſchreckt, zur Vergrößerung eines Prinzen etwas beyzutragen, der Ehrgeiz genug beſäße, einſt ſelbſt

r) De la Laing ap. Freher. T. II. p. 302. ſeq.

s) Fugger V. 21. p. 778 ſeq. Pontus Heuterus, V. 8.

ſelbſt nach dem Kaiſerthum zu trachten [t]). Eine Unvorſichtigkeit, wozu den Herzog ſein Stolz verleitete, trug vielleicht bey, daß der Kaiſer dieſen Warnungen Gehör gab. Unter allen den Wapen von Ländern, die der Herzog bey ſeinem Einzug in Trier durch ſeine Herolde vor ſich hertragen ließ, befand ſich auch das von der Grafſchaft Pfirt, von Sundgau und den Ländern in Elſaß, die ihm Erzherzog Siegmund von Tyrol, Vetter des Kaiſers verſetzt hatte. Ein beleidigender Anblick für den Kaiſer: der Herzog ſchien die Grafſchaft ſchon als ſein Eigenthum anzuſehen [u]).

Die plötzliche Abreiſe des Kaiſers von Trier war dem Herzoge eine Kränkung, die ſein leicht gereizter Stolz zu ahnden ſuchte. Das folgende Jahr gab ihm 1474. dazu Gelegenheit. Das Domkapitel und die Landſtände von Köln, ſetzten ihrem rechtmäßigen erwählten Churfürſt, Pfalzgrafen Ruprecht, mit dem ſie im Streit lebten, einen Adminiſtrator entgegen, den Landgrafen Hermann von Heſſen. Der Churfürſt wollte dieſen Adminiſtrator mit Gewalt vertreiben; er wandte ſich zu dem Ende an Herzog Karln, ſeinen Vetter, dem dieſe Einladung ſehr nach Wunſche kam, indem er dadurch einen Vorwand erhielt, ſich an dem Kaiſer zu rächen, und zugleich in dieſer Gegend des Rheins Fuß zu faſſen, welches ſeine Abſichten, ein neues Königreich zu ſtiften, befördern konnte. Er belagerte Neuß mit 60,000 Mann, [v]) der größten und ſchönſten Armee, die vielleicht ſeit dem Umſturz

t) Müller l. c. K. 39. 40. Pontus Heuterus Rer. Burgund. V. 8.

u) Bojemus ap. Struvium T. I. p. 885.

v) Fugger V. 23. p. 793.

des Römiſchen Reichs bis dahin am Rhein erſchienen war. Er hatte eine Artillerie ſo trefflich, wie er ſie, als der reichſte, der thätigſte und am meiſten kriegeriſche Fürſt ſeiner Zeiten haben konnte, nebſt den geſchickteſten Artillerieofficieren, die er vorzüglich aus Italien zog w). Allein die Beſatzung zu Neuß, an deren Spitze ſich Landgraf Herman ſelbſt befand, that den tapferſten Widerſtand. Alle Stürme des ungeſtümen Belagerers, die er eines Tages neunmal wiederholte, ſchlug ſie ab, und in einigen Ausfällen eroberte ſie dreyzehn Panniere x).

Indeſſen glaubte ganz Deutſchland in Gefahr zu ſeyn. Ein Heer von ſo ungewöhnlicher Stärke, unter
1474 Anführung eines Prinzen, der dem Könige von Frankreich Geſetze vorſchrieb, der Paris belagert, der Lüttich zerſtört hatte, ſchien die nachdrücklichſte Gegenanſtalten zu erfordern. Nie hat man in Deutſchland einen ähnlichen Eifer zur gemeinſchaftlichen Vertheidigung bewieſen. Die Stadt Speyer, die im Anſchlage nur mit 30 Mann zu Pferde und mit 60 zu Fuß belegt war, ſtellte freywillig 200 Mann, theils zu Pferde, theils zu Fuß in voller Rüſtung y). Aus Weſtphalen und Niederſachſen kamen 22,000 Mann unter Anführung des Biſchofs von Münſter. Der Landgraf von Heſſen ſtellte 12,000; Mainz und Trier 10,000 Mann. Die Stadt Köln errichtete und unterhielt für den Kaiſer eine Leibwache von 1500 Mann, deren Uniform roth und weiß war; denn die deutſchen Städte pflegten ſchon in dieſen Zeiten ihren Kriegsvölkern Uniformen zu geben, worinn ſie aber unter den großen

w) Commines IV. 1. p. 112.

x) Fugger V. 24. p. 795. 819.

y) Lehmanns Speyerſche Chronik VII. 115. p. 982.

großen Mächten keine Nachahmer fanden. Es iſt bekannt, daß dieſe erſt in der Mitte des vorigen Jahrhunderts anfingen, dieſen Gebrauch, der zu der majeſtätiſchen Schönheit eines Kriegsheers ſo viel beyträgt, einzuführen, und daß vorher die zu einer Armee gehörigen Truppen, am Tage eines Gefechts ſich an ihren Feldbinden erkennen mußten. Bey dieſem Reichsheer befanden ſich 8000 Wagen, und bey jedem Wagen zwey Mann; 28 große Stücke auf vier Rädern, 100 Büchſen auf zwey und 3000 ſo genannte Hakenbüchſen oder Mousquetons [z]). Das ganze Heer wurde auf 80,000 Mann geſchätzt, und von Herzog Albrecht von Sachſen angeführt. König Ludwig XI. ergriff dieſen Zeitpunkt, ſeinen ſo fürchterlichen Nachbar allenthalben Feinde zu erwecken. Er ſchloß mit Kaiſer Friedrich ein Bündniß, welchem zufolge jeder von ihnen den Herzog mit 30,000 Mann angreifen, und keiner ohne Wiſſen und Willen des andern Friede machen ſollte. Dieſes Bündniß, das zu Andernach 1474. im Dec. geſchloſſen wurde, unterzeichneten im Namen des Reichs, die Churfürſten von Mainz, Trier, Sachſen und Brandenburg [a]). Dieſer Verabredung gemäß fiel Ludwig in die Niederlande ein. Der Herzog von Lothringen, durch Frankreich aufgemuntert, griff Luxenburg an. Erzherzog Sigismund von Oeſterreich, von den Schweizern unterſtützt, die ſich bey dieſer Gelegenheit mit ihm, bis dahin ihrem Feinde, verſöhnten, nahm die Grafſchaft Pfirt wieder in Beſitz, und kündigte dem Herzog an, daß die 80,000 Gulden, wofür ihm jene Grafſchaft verſetzt war, zu Baſel niedergelegt wären,

z) Fugger V. 24. p. 815. ſeq.

a) Du Mont T. III. P. II. p. 521. Müller l. c. §. 58. p. 670.

wo er ſie in Empfang nehmen könnte. Die Städte Baſel und Strasburg ſchoſſen dem Erzherzoge dieſe Summe vor [b]). Karl, der ſchon auf den beſtändigen Beſitz dieſer Grafſchaft gerechnet hatte, konnte es den Schweizern nicht verzeihen, daß er ſie, durch ihr Zuthun verlieren ſollte.

Aller Nachrichten ohnerachtet, die Karl aus verſchiedenen ſeiner Staaten von Einbrüchen ſeiner Feinde bekam, blieb er anfangs hartnäckig entſchloſſen, den Krieg am Unterrhein fortzuſetzen. König Chriſtian I. von Dännemark, der von einer Reiſe nach Rom zurückkam, beſuchte ihn in ſeinem Lager und that ihm Vorſchläge zum Frieden, aber vergeblich. Endlich, es ſey, daß der päbſtliche Legat, der ebenfalls den Frieden zu vermitteln ſuchte, glücklichere Bemühungen anwandte, oder daß Karl auf die Nachricht, von drey kleinen ſchönen Städten, die Ludwig der XI. ihm abgebrannt hatte, von Rachgier fortgeriſſen wurde, dieſem ſeinen gehaßtern Feinde entgegen zu gehen, zumal da eben der König von England mit einer Armee über die See gekommen war, und ſehnlich wünſchte, daß Karl zu ihm ſtoßen möchte, [c]) es kam ein Waffenſtillſtand von dreyen Tagen zu Stande. Hierauf hatten der Kaiſer, der ſich die ganze Zeit über zu Köln aufhielt, und der Herzog abermals eine Unterredung, und der Friede wurde geſchloſſen. Die Entſcheidung der Streitigkeiten zwiſchen dem Churfürſten von Köln und ſeinem Domkapitel wurde dem Pabſt überlaſſen. Die übrigen Bedingungen blieben ein Geheimniß; aber man glaubte in der Folge durchgängig, und Maximilians Zeug-

niß

b) Fugger V. 22. p. 791.

c) Commines IV. 5. p. 119.

niß beſtätigte es, daß der Herzog in dieſem Vergleich das förmliche Verſprechen gab, ſeine einzige Tochter Maria mit dem kaiſerlichen Prinzen Maximilian zu vermählen [d]). Von einem andern gleichzeitigen glaubwürdigen Zeugen wiſſen wir, daß auf Karls Befehl ſeine Tochter einen Brief, den Maximilian ihr ſchrieb, eigenhändig beantwortete, ihm die Ehe verſprechen, und zum Pfande deſſen, einen Ring mit einem Diamant überſenden mußte [e]).

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Karl außer den politiſchen Betrachtungen, die ihn vermochten, dieſe Verbindung einzugehen, auch durch die perſönlichen Eigenſchaften Maximilians, den er bey der Trierſchen Zuſammenkunft zuerſt geſehen hatte, bewogen wurde, ſeiner Tochter einen ſo liebenswürdigen Gemahl zu beſtimmen. Wenigſtens berichtet Maximilian ſelbſt, daß der Herzog bey ſeiner Tochter Liebe zu dem jungen Erzherzog, durch öftere Erzählungen von deſſen vortreflichen Eigenſchaften erweckt habe [f]). Und dieſer Bericht wird dadurch beſtätigt, daß nach des Herzogs Tode die junge Prinzeßin, wie wir bald ſehen werden, Maximilian vor andern Bewerbern, denen die Niederländiſchen Stände günſtiger waren, aus perſönlicher Zuneigung den Vorzug gab. Maximilian hätte den Feldzug am Rhein wider den Herzog gern mitgemacht. Er war 15 Jahr alt. Allein ſein Vater wollte es nicht geſtatten, ſon-

d) Bilib. Birkheim. de bello Heluetico lib. I. ap. Freher. T. III. p. 60. Trithem. ad a. 1475. Auf Maximilians eignes Zeugniß berufen ſich Gerh. a Roo. p. 283. u. Fugger V. 24. p. 520.

e) Commines III. 8. p. 96. VI. 3. p. 203.

f) Der weiſe König p. 117.

dern ſandte ihn nach Dillingen, wo er unter dem Ritter Diepolt von Stein die Jägerey lernte [g]. Dieß wurde damals für ein weſentliches Stück der Erziehung, für eine nöthige Vorübung zum Kriege gehalten. In der That war es in jenen Zeiten einem Kriegsmann unentbehrlich, nach damaliger Art zu reden, alle Ritte, Stege und Pfade, Klingen und Forſte, Waſſer und Wälder, Berge und Thal aus eignem Augenſchein zu kennen, weil man ſich dieſe Kenntniſſe noch nicht, mit der heutigen Bequemlichkeit, aus Landcharten und Riſſen erwerben konnte, wiewohl jener beſchwerlichere Weg zu dergleichen Kenntniſſen wohl werth wäre, auch bey der heutigen auch dem Trägſten ſo leicht gemachten Methode, nicht ganz verſäumet zu werden.

Karl gieng nunmehr dem Könige von Frankreich entgegen. Aber dieſer mehr liſtige als kriegeriſche Monarch nahm ſeine Zuflucht zu ſeiner Geſchicklichkeit im Unterhandeln, durch die er einen Waffenſtillſtand erſt vom Könige von England und hierauf auch von Karl erlangte [h]. Karl wandte nun ſeine Waffen gegen ſeine andern Feinde. Aus Lothringen, das er bald eroberte, eilte er auch die Schweizer heimzuſuchen. Aber gegen dieſe tapfere Nation verlor er in drey Schlachten Glück, Ruhm
1476. und Leben. Bey Granſee oder Granſon, wo ſein
3. März Heer von einem paniſchen Schrecken ergriffen wurde, büßte er ſeine Artillerie, ſein Lager und ſeinen Schatz ein, der ſonderlich an Juwelen ſehr reich ſoll geweſen
1476. ſeyn [i]. Einige Monate nachher wurden bey Mur-
22. Jun. ten

g) Fugger V. 23. p. 805.

h) Commines IV. 5—12.

i) Die ganze Beute wurde auf 3 Millionen Gulden geſchätzt. Fugger V. 25. p. 828. Auf eine Million nach

Watte-

ten ſeine beſten Truppen niedergehauen. Dieſe zweyte Niederlage vermehrte die Kränklichkeit, die ihm der Verdruß über die erſte zugezogen hatte. Da er ſich ſonſt, wegen der Hitze ſeines Bluts, alles Weins enthalten mußte und ſchon des Morgens kühlende Getränke nahm, ſo konnte er jetzt ſtarke Weine ohne Waſſer vertragen k). Nachdem er einige Monate einſam gelebt, und ſich ſeinem Gram überlaſſen hatte, ſtellte er ſich endlich wieder an die Spitze einiger, ſo gut er konnte, zuſammen gebrachter Völker und belagerte Nancy, das der Herzog von Lothringen wieder

Watteville Hiſtoire de la Confédération Helvétique T. II. p. 56. Unter dieſem Schatze befand ſich der gröſte Diamant, das koſtbärſte Kleinod das damals in Europa exiſtirte, ein in Gold gefaßter Diamant mit drey Rubinen und drey orientaliſchen Perlen umgeben. Ein gemeiner Schweizer ſoll ihn einem Prieſter für 1 Krone, und dieſer einem Bauer für 2 Kronen verkauft haben. Dem Bauer ſoll ein Genueſer 7000, und dieſem der Herzog von Mailand Ludwig Sforza 11000 Gulden dafür gegeben haben. Endlich ſoll er an Pabſt Julius den II. für 20,000 Ducaten gekommen ſeyn. Matthieu hiſtoire de Louis XI. Nach andern kaufte Jacob Fugger dieſen Diamant nebſt einem Rubin und Strohhut des Herzogs für 47000 Gulden. Er kam hierauf an Heinrich VIII. von England, und durch deſſen Tochter Maria an Philipp den II. von Spanien. Fugger l. c. Endlich erzählt Watteville l. c. die Geſchichte dieſes berühmten Diamants auf folgende dritte Weiſe. Wilhelm von Diesbach habe ihn 1492 für 5000 Gulden gekauft zu Lucern und wieder verkauft für 5400 Gulden, an Bartholomäus May Herr v. Strättlingen; dieſer habe ihn dem Genueſer für 7000 überlaſſen. Von dem Genueſer ſey er an Ludwig Sforza, und von dieſem an Pabſt Julius II. gekommen.

k) Commines V. 5. p. 156.

der eingenommen hatte. Hier lieferte er den Schweizern, die viel ſtärker wie er zum Entſatz herankamen, die dritte Schlacht, worin er im vier und vierzigſten Jahre ſeines Lebens, ungewiß ob von Feinden oder von Verräthern, getödtet wurde.

So lange Karl am Leben war, hatte Ludwig XI. gegen ſeine Vertraute oft geäußert, wie er ſich, falls der Herzog ſtürbe, betragen würde. Damals war ſein Vorſatz, des Herzogs einzige Tochter mit dem Dauphin, oder wenn deſſen Jugend es hinderte, mit einem andern franzöſiſchen Prinzen zu vermählen. Dieſen letztern Theil ſeines Vorſatzes würden die niederländiſchen Stände, auf die bey der Verheirathung der Prinzeßin ſehr viel ankam, am liebſten befördert haben, weil ſie Frankreichs Freundſchaft ſo ſehr ſuchten, als ſie deſſen Herrſchaft gern vermieden. Allein kaum erfuhr Ludwig den Tod des Herzogs, ſo bemächtigte ſich ſeiner noch am nämlichen Tage, eine ſo lebhafte Freude über den Fall ſeines Feindes, ein ſo heftiges Verlangen, gleich im Beſitz aller ſeiner Länder zu ſeyn, daß er, zum Erſtaunen ſeiner Miniſter, jenen ſo ſichern Plan fahren ließ, und Maaßregeln ergriff, die man eher von einem jungen Fürſten, der alles ſeinem Schwerd verdanken will, als von einem ſo erfahrnen, vorſichtigen Monarchen hätte erwarten ſollen. Ludwig, den ſeine Furchtſamkeit mit Schlauigkeit verbunden allerley Mittel erfinden machte, die man in den mittlern Zeiten faſt gar nicht gekannt hatte, um von jeder Begebenheit, die ihm Vortheil oder Nachtheil bringen konnte, aufs geſchwindeſte unterrichtet zu werden; der zu dem Ende allenthalben Kundſchafter in ſeinem Solde hielt; der eine Art von Boten (meſſagers) in ſeinem Reiche ſtiftete, die wie die römiſchen veredarii, in Angelegenheiten des Hofes

ſes gebraucht wurden, welches die Erfindung der Poſten erleichterte; Ludwig war insbeſondre auf alles, was den Herzog von Burgund betraf, äußerſt aufmerkſam. Die erſte Zeitung von der Niederlage des Herzogs bey Murten, bekam er durch die Herren von Commines und von Bouchage. In der Trunkenheit ſeiner Freude darüber vergaß er ſeines gewöhnlichen Geizes, und ſchenkte jedem zweyhundert Mark Silbers [1]). Nie aber war ſein Verlangen nach Neuigkeiten von dem Herzoge ſo lebhaft geweſen, als wie dieſer vor Nancy lag, und die Schweizer gegen ihn anrückten. Auf die Nachricht von der Niederlage ſeines ſo gefürchteten und gehaßten Feindes war ſeine Freude ſo groß, daß er nicht wußte, wie er ſich mäßigen ſollte. Man hatte aber anfangs keine Gewißheit vom Tode des Herzogs; einige Nachrichten ſagten gar, er wäre entkommen. In unruhiger Erwartung zuverläßiger Berichte überlegte Ludwig nun, wie er es anzufangen hätte, um das Unglück des Herzogs aufs vortheilhafteſte zu nutzen. Indem er dieſe Frage von allen Seiten mit aller Aengſtlichkeit betrachtete, die die Luſt zu einer ſo großen Beute und die Beſorgniß, daß der Herzog noch am Leben ſeyn möchte, bey einem Mann von ſeinem Charakter hervorbringen mußte, langte Gewißheit von des Herzogs Tode an, und gleich faßte Ludwig, zu jedermanns Erſtaunen, den Entſchluß, nicht nur das Herzogthum Burgund in Beſitz zu nehmen, wozu er hinlänglich befugt war, indem dieſer Staat, als ein franzöſiſches Lehn nach Abgang des damit belehnten männlichen Stammes, an die Krone zurückfiel, ſondern ſich auch der übrigen Staaten des Herzogs, an die Frankreich keinen

1) Commines V. 10. p. 167.

nen gegründeten Anſpruch hatte, mit Gewalt zu bemächtigen [m]).

Die Ausführung dieſes Plans wurde unverzüglich vorgenommen, und bey der Beſtürzung, worin die Burgundiſchen Staaten durch das Unglück ihres Herzogs gerathen waren, ſchien kein Widerſtand zu beſorgen. Das Herzogthum unterwarf ſich gleich. Ebenfalls ergaben ſich Bouchain, St. Quentin, Perronne und andre niederländiſche Städte. Mit andern war man ſchon wegen der Bedingungen in Unterhandlung. Bey der Niedergeſchlagenheit hierüber ſandte die junge Prinzeßin auf Rath ihrer Mutter, einer Engliſchen Prinzeßin aus dem Hauſe York, und anderer vornehmen Perſonen des Hofes, ingeheim den Kanzler von Burgund Hugonet und den Herrn von Imbercourt an den König, um ſo gut wie möglich den Frieden von ihm zu erlangen. Ludwig wußte dieſe Geſandten, vermittelſt der guten Hoffnung, die er ihnen machte, zu bereden, daß ſie ihm die wichtige Stadt Arras überliefern ließen, die ihn ſonſt länger hätte aufhalten können. Hierauf rückte er weiter, und nahm Hesdin, Boulogne und Douay, nach einigem Widerſtand ein [n]).

Um die Verwirrung, worin ſich ſo wohl die junge Prinzeßin als die Stände der verſchiedenen niederländiſchen Provinzen befanden, noch zu vermehren, begieng Ludwig die Treuloſigkeit, den Ständen nicht nur von der geheimen Geſandſchaft Nachricht zu geben, ſondern ihnen auch den Beglaubigungsbrief, den die Geſandten von der Prinzeßin mit bekommen hatten, zu überſenden. Dieſer Brief wurde der Prinzeßin

m) Commines V. 12. p. 170.

n) Idem V. 15. p. 176 ſeq.

zeßin zu ihrer großen Beſtürzung in der Verſammlung der Stände von Flandern zu Gent vorgelegt. [o]) Hugonet und Imbercourt wurden, alter Verbrechen wegen angeklagt und öffentlich enthauptet, obgleich die Prinzeßin nicht nur die Stände, ſondern auch, am Tage der Hinrichtung, die unter den Waffen ſtehende Bürgerſchaft perſönlich mit Thränen um Begnadigung dieſer beyden Miniſter flehte [p]). Die Stände von Flandern, insbeſondre die Stadt Gent, waren mehr darauf bedacht, ihre Rechte und Freyheiten, die unter den letzten Herzogen einige Einſchränkungen gelitten hatten, ſo weit möglich auszudehnen, als die nöthigen Anſtalten gegen einen ſo nahen, ſo mächtigen Feind, wie Ludwig war, vorzukehren. Die Provinzen Holland, Seeland und Friesland wollten ſich eher nicht dazu verſtehen, der Prinzeßin gegen Frankreich beyzuſtehen, als bis ſie die Erneurung aller ihrer Vorrechte und Freyheiten erlangt hatten. Dieſe bekamen ſie vermittelſt des ſo genannten großen Privilegiums, das die Prinzeßin ihnen ertheilen mußte [q]).

Indeſſen waren jetzt die Stände ſo wohl als der Hof überzeugt, daß um die Verwirrung zu heben, worin man war, die Prinzeßin ſich verheirathen müßte. Die Stände hätten am liebſten geſehen, wenn ſie einen franzöſiſchen Großen, oder den jungen Prinzen von Cleve Johann, gewählt hätte. Aber an das erſte war nicht zu gedenken, ſeitdem Ludwig ſo treulos gegen die Prinzeßin gehandelt hatte. Der

Prinz

o) Commines V. 16. 17. p. 180 ſeq.

p) Idem, V. 17. p. 181 ſeq. Wagenaar Niederländiſche Geſchichte II. Th. p. 218. ꝛc.

q) Het groot Privilegie. Wagenaar l. c.

Prinz von Cleve war am Burgundiſchen Hofe erzogen; er war mit dem herzoglichen Hauſe verwandt; aber er misfiel der Prinzeßin und vielen vom Hofe. Der Graf von Rivers, Bruder der Königin von England, machte ſich einige Hoffnung. Aber ſeine Geburt war nicht edel genug für die Erbin des Burgundiſchen Hauſes. Maximilian war glücklicher. Seine oder vielmehr ſeines Vaters Geſandtſchaft kam eben zu Gent an, als man daſelbſt am lebhafteſten wünſchte, den Gemahl der Prinzeßin beſtimmt zu ſehen. Die Geſandtſchaft beſtand aus dem Churfürſten Johann dem II. von Trier, einem gebornen Markgrafen von Baden, aus dem Biſchof Georg von Metz, ebenfalls gebornen Markgrafen von Baden, aus Herzog Ludwig von Bayern und aus dem kaiſerlichen Kanzler, Georg Häßler [r]). Das Gefolge, worunter ſich viel Grafen und Herren befanden, war dreyhundert Pferde ſtark. Bey der öffentlichen Audienz führte der Biſchof von Metz das Wort; er berief ſich auf das Verſprechen des Herzogs, auf das eigenhändige Schreiben der Prinzeßin an Maximilian und den Ring, den er von ihr bekommen hatte [s]). Der alte Herzog von Cleve, der ſich am Burgundiſchen Hofe aufhielt, von dem er eine Penſion von 6000 Gulden genoß, und der die Hoffnung noch nicht aufgab, die Braut für ſeinen Sohn zu erhalten, und die Stände von Flandern hatten der jungen Prinzeſſin angegeben, auf den Vortrag der kaiſerlichen Geſandten blos mit allgemeinen Worten zu antworten, daß ſie das Gehörte überlegen wollte. Allein die Prin-

r) Müllers Reichstagstheater P. I. Vorſtell. I. Kap. 5. pag. 54.

s) Commines VI. 3. p. 304.

Prinzeßin hatte, zum Erſtaunen des Herzogs und der Räthe, die der Audienz beywohnten, die Entſchloſſenheit, wider die mit jenen genommene Abrede, zu antworten, daß ſie ſich alles wohl erinnere, daß ſie den Brief auf Befehl ihres Vaters geſchrieben, daß ſie das Concept noch verwahre. Nach der Audienz wollte der Herzog von Cleve ihr Vorwürfe über dieſe ihre Antwort machen. Allein ſie verſetzte, ſie hätte nicht anders gekonnt; ſie hätte das Verſprechen gegeben und wolle es erfüllen [t]). Der Herzog begab ſich gleich darauf nach ſeinen eigenen Landen zurück.

Maximilian hingegen trat nun die Reiſe nach den Niederlanden an, zu deren Behuf ihm die Prinzeßin hunderttauſend Gulden übermachte [u]). Der Ehecontract wurde zwiſchen den kaiſerlichen Geſandten und den Abgeordneten der Niederländiſchen Stände zu Gent am 18. Auguſt 1477. unterzeichnet. Vermöge deſſelben ſollten, nach Maximilians oder ſeiner Gemahlin Tode, ihre überlebende Kinder in des oder der Verſtorbnen Ländern, Beſitzungen, und damit verknüpften Rechten, ſo wie auch in dem Mobiliarvermögen folgen. Falls bey dem Tode des einen oder andern Theils keine Kinder vorhanden wären, ſo ſollten ſo wohl die Länder, als das Mobiliarvermögen des Verſtorbenen denen anheim fallen, die nach den Geſetzen oder nach dem Herkommen das nächſte Recht dazu hätten, ohne daß der überlebende Theil den geringſten Anſpruch darauf machen könnte [v]).

Zwey

t) Commines ib.

u) Fugger V. 26. p. 856. 858.

v) Du Mont T. III. P. II. p. 9. Müller l. c. p. 55.

Zwey Tage nach der Unterzeichnung des Con-
1477. tracts wurde die Vermählung zu Gent vollzogen.
20. Die Ehe war glücklich aber von kurzer Dauer. Im
Aug. vierten Jahr derſelben verlor Maximilian ſeine Ge-
1482. mahlin, ſie ſtarb an den Folgen eines Falls, den ſie
26. mit einem Pferde, da ſie eben ſchwanger war, auf
März. der Reyherjagd gethan hatte. Sie ſtand bey ihren Zeitgenoſſen in großer Achtung und wurde von ihren Unterthanen ſehr geliebt [w]). Sie hatte im erſten Jahre ihrer Ehe den Erzherzog Philip, und im zweyten die Erzherzogin Margaretha geboren. Der Sohn, mit dem ſie im dritten Jahr niederkam, ſtarb bald.

Auf dieſe Weiſe kamen die ſchönen, reichen Burgundiſchen Staaten, deren Vereinigung mit Frankreich dieſer Krone ſo wichtig und ſo leicht geworden wäre, durch unbegreifliche Verblendung Ludwigs XI. an das Haus Oeſterreich. Commines, unter deſſen Augen alles dieſes vorging, der viel Antheil an den damaligen politiſchen Geſchäften hatte, mit dem Ludwig ſeine größten Angelegenheiten zu überlegen pflegte, bezeugt ſeine Verwunderung mehr als einmal, daß dieſer König, den er als das Muſter der feinſten Politik anſah, gerade in dieſer Sache lauter verkehrte Maaßregeln ergriff. Der König, der durch ſeine Klugheit die innere Schwäche der franzöſiſchen Monarchie gehoben, der den Grund zu ihrer Stärke gelegt hatte, der vorausſehendſte Fürſt ſeiner Zeit, ging von dem weiſen Plane, den er ſelbſt entworfen, ſein Reich mit treflichen Provinzen zu vermehren, gerade in dem Augenblick ab, der die Ausführung davon am meiſten begünſtigte, und beförderte die Entſtehung einer neuen Macht in ſeiner Nachbarſchaft, die

w) Commines ibid. p. 206.

die ihm noch fürchterlicher werden mußte, als es das Haus Burgund geweſen war. Commines wußte ſich dieſen Staatsfehler Ludwigs XI. nicht anders, als durch ein beſondres Verhängniß zu erklären.

Dieſe Vermählung Maximilians mit Maria von Burgund, war bekanntermaßen die erſte Urſache der langen Eiferſucht, die über drittehalb Jahrhundert zwiſchen Oeſterreich und Frankreich geherrſcht hat. Ludwig XV. als er im Jahr 1745 zu Brügge die Grabmäler Herzog Karls und ſeiner Tochter Maria in Augenſchein nahm, machte ſelbſt dieſe Anmerkung: „Hier ſehen wir, ſagte er, die Wiege aller unſrer Kriege.“ x) Die Lage und Beſchaffenheit dieſer Staaten, zu deren Beſitz Oeſterreich nunmehr gelangt war, konnte nicht fehlen, dieſe Eiferſucht bey Frankreich natürlicher und nothwendiger Weiſe hervorzubringen. Frankreich iſt auf drey Seiten von der Natur dergeſtalt geſichert, daß es daſelbſt, wenn einigermaßen gute Anſtalten hinzukommen, keinen auswärtigen Feind zu fürchten hat. Die Pyrenäen ſind ſeine Schutzwehre gegen Spanien; oben und unten hat es das Meer zur Grenze. Auf der Seite der Niederlande und gegen Deutſchland beruht ſeine Sicherheit gegenwärtig auf einer Kette von Feſtungen, die ihm aber vormals fehlte. Eh die verſchiednen Stücke von den Niederlanden, die ſeine Grenzen ſo beträchtlich erweitert haben, durch verſchiedene Friedensſchlüſſe abgetreten waren; eh es die drey Stifte Metz, Toul und Verdun, den Elſaß und Lothringen an ſich gebracht, und ſich von Champagne bis an den Rhein vergrößert hatte; befand es ſich vielmehr in der nachtheiligen Lage, zwey mächtige Völker, die

x) Henault unter dem Jahr 1478.

Niederländer und die Deutſchen, zu ſehr nahen Nachbaren ſeiner Hauptſtadt zu haben, gegen die es durch keine Flüſſe, noch Berge, noch Moräſte gedeckt war, wo noch kein Vauban, in einem offnen ebenen Lande den Mangel natürlicher Befeſtigungen durch die Kunſt erſetzt hatte. So oft hier auf der Grenze eine Schlacht gegen einen entſchloſſenen Feind verloren ging, war die Hauptſtadt in Gefahr. Von der Seite der Niederlande war am meiſten zu fürchten, ſeitdem dieſe reichen und ſtark bevölkerten Länder an Prinzen gekommen waren, die zwar aus dem königlichen Hauſe in Frankreich abſtammten, die aber ſich nicht ſelten mit Frankreichs Feinden verbanden. Die Herzoge von Burgund ſtanden den Engländern bey, als dieſe im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert ſo große Vortheile in Frankreich erlangten. Noch viel gefährlicher mußte die Nachbarſchaft dieſer Staaten für Frankreich werden, als ſie an das Haus Oeſterreich kamen, das durch eigne Beſitzungen ſchon mächtig war, und Ausſichten zu noch größern Erwerbungen hatte.

Ohngefehr drey Wochen nach ſeiner Vermählung ſchloß Maximilian in ſeinem und ſeiner Gemahlin Namen, einen Waffenſtillſtand auf unbeſtimmte Zeit [y]) mit Ludwig XI, der jetzt einſah, wie ſehr er ſich verrechnet hatte, die Niederlande ſo leicht zu erobern. Während dieſes Stillſtandes wurde an einem Frieden gearbeitet, aber vergeblich, weil Maximilian das Herzogthum Burgund und die Plätze, die Ludwig eingenommen hatte, zurück verlangte, dieſer aber ſie nicht zurück geben wollte. Ludwig, aus Verdruß ſich in ſeinen Hoffnungen durch ſeine eigene Fehler betrogen

y) Du Mont l. c. p. 10.

trogen zu ſehen, und aus Haß gegen das Burgundiſche Haus, ließ jetzt dem verſtorbenen Herzog Karl vor dem Parlament zu Paris der Felonie und der Rebellion wegen beſchuldigen; eine Beſchuldigung, die er, während der Herzog noch lebte, nicht gewagt hatte. Jetzt wurden ſeine Tochter und ihr Gemahl vorgeladen, den Verſtorbenen zu verantworten. Da ſie natürlicher Weiſe nicht erſchienen, ſo klagte man auch ſo gar die Prinzeßin wegen Felonie an, weil ſie die Stände des Herzogthums Burgund ermahnt hatte, ſich Frankreich nicht zu unterwerfen. Man griff bald wieder zu dem einzigen Entſcheidungsmittel eines ſolchen Proceſſes, zu den Waffen.

Um ſeinen Sohn in dieſem Kriege zu unterſtützen, ließ Kaiſer Friedrich ein allgemeines Aufgebot 1478.
in Deutſchland ergehen. In dem Ausſchreiben ſagte 31.
er, daß der König von Frankreich die Fürſtenthümer Jan.
und Länder, die der verſtorbene Herzog von Burgund beſeſſen, vom deutſchen Reiche mit Gewalt ab und an Frankreich zu bringen ſuchte; daß wenn man dieſes nicht verhinderte, unerſetzlicher Nachtheil für das Reich und die deutſche Nation daraus entſtehen würde; daß er daher allen Ständen geböte, mit der ſtärkſten Macht, die ſie vermöchten, bereit zu ſeyn, um zu marſchieren, ſo bald und wohin er es verlangte [z]). Auch der König von England Eduard IV, ſchien ſich auf Maximilians Seite zu neigen. Allein Ludwig wußte das Gewitter, das ſich gegen ihn zuſammen zog, durch ſeine Geſchicklichkeit zu zertheilen. Mit Eduard IV. ſchloß er einen ſonderbaren Still- 1478.
ſtand, der, ſo lange beyde lebten, und wenn der eine 13.
Febr.

z) Du Mont l. c. p. 19. Lünigs Reichsarchiv. P. gener. Contin. p. 116.

oder der andre ſtürbe, hundert Jahr nach deſſen Tode dauern ſollte. Während der ganzen Dauer dieſes Stillſtandes verſprach Ludwig für ſich und ſeine Erben, dem Könige von England jährlich funfzig tauſend Thaler zu zahlen [a]), wogegen die Anſprüche, die dieſer noch an die Normandie und andre Provinzen machte, unentſchieden blieben. Um zu verhindern, daß Maximilian keinen Beyſtand aus Deutſchland
1478. bekäme, ging er mit ihm einen Stillſtand unter ſo
11. Jul. billig ſcheinenden Bedingungen ein, daß man es nun in Deutſchland für unnöthig hielt, ſich in die Unkoſten eines Zuges zu ſetzen. Vermöge dieſes Stillſtandes, der ein Jahr lang dauern ſollte, gab Ludwig alles, was er in der Grafſchaft Burgund und Hennegau eingenommen hatte, zurück. Jeder der beyden Theile ſollte ſechs Schiedsrichter ernennen, die während der Zeit an einer Entſcheidung arbeiten ſollten [b]).

Der Stillſtand wurde gehalten. Allein da Ludwig nicht für gut fand, ſeiner Seits die ſechs Schiedsrichter zu ernennen, ſo ſah ſich Maximilian genöthigt, aufs neue ſeine und ſeiner Gemahlin Rechte durch die Waffen zu behaupten. Er belagerte Terouanne, und als die Franzoſen dieſe Stadt entſetzen wollten, lie-
1479. ferte er ihnen die blutige Schlacht bey Guinegate,
7. Aug. die er gewann, ſo ſehr auch neuere franzöſiſche Geſchichtſchreiber [c]) den Ausgang als zweifelhaft vorſtellen wollen. Das Zeugniß des gleich-

zeitigen

a) Du Mont l. c. p. 19 u. 20.

b) Idem l. c. p. 26.

c) Henault z. E.

zeitigen Commines, der in Ludwigs Dienſten ſtand, widerlegt ſie [d]).

Commines geſteht, daß Maximilian, wäre er nach dieſem Siege wieder vor Terouanne gegangen, weder daſelbſt noch zu Arras einigen Widerſtand würde gefunden haben [e]). Man weiß nicht was ihn hinderte den erlangten Vortheil beſſer zu nützen. Vielleicht hatte der Sieg ſelbſt ihn zu ſehr geſchwächt. Von dieſer Stunde an, ſagt Commines, beſchloß Ludwig mit Maximilian wegen des Friedens zu handeln. Zugleich aber die Niederländer, von denen er wußte, daß ſie zu Unruhen ſehr geneigt waren, dergeſtalt gegen ihn aufzubringen, daß er dadurch außer Stande geſetzt würde, Frankreich einigen Schaden zu thun.

Die ſämmtlichen Niederländiſchen Provinzen hatten von je her eine freye Verfaſſung. Ihre Stände, die unter den letzten Herzogen etwas niedergedrückt waren, erhuben ſich wieder nach Karls Tode. Sie fingen aber auch ſchon gleich damals an, ſich des Uebergewichts, das ſie bey den bedrängten Umſtänden der jungen Prinzeßin, Karls Tochter, ſo leicht erlangten, ohne Mäßigung zu bedienen. Beſonders trieben die Flandriſchen Stände nicht ſo wohl die Liebe zur Freyheit, als die Herrſchſucht, die ſo oft mit jener verwechſelt wird, bis auf den höchſten Grad. Insbeſondere zeichneten ſich Gent, Ypern, Brügge, das Amſterdam der damaligen Zeiten, durch

 den

d) Commines VI. 6. p. 212. Ein Brief, worin Maximilian dem Herzoge Wilhelm von Sachſen von dieſem Siege Nachricht gab, ſteht bey Müller l. c. p. 66.

e) Commines l. c.

den Uebermuth und durch den Trotz ihrer Bürger aus. Sie hatten in die Entſchließungen der Stände von Flandern ohngefehr einen ſo entſcheidenden Einfluß, als in ſpätern Zeiten die Stadt Amſterdam in Holland gehabt hat. Alles, was in dieſer Provinz zur Behauptung oder Erweiterung ihrer Freyheiten vorgenommen wurde, pflegte man denen von Gent oder Brügge zuzuſchreiben. Dieſes war die Folge ihres großen durch Handlung, Schiffſahrt und Manufacturen erworbenen Reichthums.

Dieſe Städte, von Handlungsgeiſt beherrſcht, wollten keinen Krieg; Maximilian wurde alſo nicht gehörig unterſtützt. Auf der andern Seite wollte Ludwig XI, der kränklich geworden war, ſeinen Zweck lieber durch Intriguen, als durch die Waffen erreichen. Die Feindſeligkeiten alſo, die man noch ein-
1481. mal durch einen fruchtloſen Stillſtand unterbrach, wurden ohne Lebhaftigkeit fortgeſetzt. Unterdeſſen
1482. 26. März. ſtarb Maximilians Gemahlin, und nun zeigte ſich die volle Wirkung von den geheimen Bemühungen, die Ludwig anwendete, ihn bey den Niederländern verhaßt zu machen. Er wurde von allen Provinzen, nur nicht von Flandern als Vormund ſeiner Kinder, und Regent der Länder anerkannt. In Flandern hatte die übertriebene republicaniſche Parthey die Oberhand. Dieſe beſchuldigte ihn, daß er den Krieg ſeines eigenen Intereſſes wegen zu verlängern ſuchte, und die Gelegenheiten, einen Frieden zu erlangen, vermiede; daß er die ihm anvertrauten Gelder nicht gehörig anwendete; daß er ſich mehr von Ausländern, die die Verfaſſung und Sitten der Niederländer nicht kennten, als von Eingebornen rathen ließe. Die Flandrer bemächtigten ſich der Perſon des jungen Erzherzogs Philips, ſetzten ihm Vormünder und ſchloſſen den Vater von allem Antheil an ſeiner Erziehung aus.

Es war eben beym erſten Ausbruch dieſes Streits, als die Stände, ſo ſehr auch Maximilian darwider war, mit Ludwig XI. den berühmten Frie- 1482.
den zu Arras ſchloſſen, vermöge deſſen die Prinzeßin Jun.
Margaretha, Maximilians Tochter, mit dem Dauphin vermählt werden, und ihm zum Heirathsguth die beyden Grafſchaften Artois und Burgund, und die fünf Herrſchaften, Macon, Auxerre, Salines, Bar an der Seine und Noyers mitbringen ſollte. Dieſe Länder ſollten nach dem Tode der Prinzeßin den Kindern beyderley Geſchlechts, die während ihrer Ehe mit dem Dauphin erzeugt ſeyn würden, erblich zugehören. Stürbe ſie aber ohne Kinder, oder vor Vollziehung der Heirath, ſo ſollten dieſe Länder an ihren Bruder Philip zurück fallen. Wenn Erzherzog Philip ohne Erben ſtürbe, ſollte ſeine Schweſter Margaretha, oder ihre Nachkommen in den Niederlanden und ſeinen andern Herrſchaften ſuccediren. Die Prinzeßin ſollte unverzüglich nach der Publicirung dieſes Friedens nach Frankreich gebracht, daſelbſt am Hofe und auf deſſen Koſten erzogen und mit dem Dauphin, ſo bald beyde das erforderliche Alter erreicht, vermählt werden [f]). Dieſer letzte Artikel wurde auch gleich in ſo weit vollzogen, daß Margaretha nach Frankreich geführt, und bey ihrer Ankunft zu Amboiſe mit dem Dauphin feyerlich verlobt wurde [g]). Man gab ihr ſchon den Titel Königin; ſo nennt ſie Commines [h]) beſtändig in den erſten ſechs Büchern ſeiner Memoiren, die er gleich nach Ludwigs XI. Tode ſcheint geſchrieben zu haben.

f) Du Mont l. c. p. 100.

g) Fugger V. 30. p. 921. Daniel T. VII.

h) Commines VI. 3. p. 206.

Nach der Schließung dieſes Friedens wurde der Streit zwiſchen Maximilian und den Flandriſchen Ständen wegen der Vormundſchaft über den jungen Philip ſehr lebhaft; es kam zu einem innerlichen Kriege. Andere Provinzen, die billiger dachten, Oberbraband, Hennegau, Holland und Seeland nahmen Maximilians Partey, und unterſtützten ihn mit Geld und Truppen. Der franzöſiſche Hof trug alles dazu bey, die Verwirrung zu vermehren. Ludwig XI. war indeſſen geſtorben, und Karl VIII. auf den Thron gelangt, der eben in ſein vierzehntes Jahr getreten, und alſo nach den franzöſiſchen Geſetzen mündig war. Dieſer, oder vielmehr ſeine Miniſter in ſeinem Namen, erklärten öffentlich, daß er die Flanderer in Schutz nehmen und gegen alle und jede unterſtützen wollte [i]); er ſchloß einen Bund mit ihnen [k]); er ſchrieb an Maximilian, den er ſeinen Schwiegervater nannte, um ihn von allen Thätigkeiten gegen die Flanderer abzumahnen; er verlangte darin, daß Maximilian ſeinen Streit mit ihnen vor dem Pariſer Parlement ausmachen ſollte, weil Flandern ein Lehn von Frankreich war [l]). In der Antwort, die Maximilian hierauf gab, drückt er ſich ſo aus: „ich ermahne Ew. Majeſtät als Vater und Dero Ehre wegen, Dieſelben wollen aufhören, treue Unterthanen von ihrem ſchuldigen Gehorſam gegen ihre Fürſten abzuhalten, und Rebellen in ihrer Bosheit zu ſtärken“ [m]). Es lag nicht an Frankreich, daß der bürgerliche Krieg in den Niederlanden jetzt nicht in volle Flammen ausbrach. Glücklicherweiſe wurde Frank-

i) Du Mont l. c. p. 141.

k) Idem ib. p. 143.

l) Idem. p. 183.

m) Fugger V. 32. p. 941.

Frankreich ſelbſt durch die Unruhen, die der Herzog von Orleans erregte, verhindert, das Feuer weiter anzuſchüren. Die Flanderer beſannen ſich um ſo viel eher, da die andern Provinzen ihnen ihr Unrecht vorſtellten, ſich für Maximilian erklärten und ihn nachdrücklich unterſtützten. Es kam daher ein Vergleich zu Stande, vermöge deſſen nun auch die Flanderer Maximilian als Vormund und Regenten erkannten, und ihm den jungen Erzherzog, den ſie in ihrem Gewahrſam hatten, überlieferten. Hingegen mußte ihnen Maximilian die Erhaltung aller ihrer Rechte und Freyheiten verſprechen, und insbeſondre, daß er ſeinen Sohn bis zu ſeiner Volljährigkeit nicht aus den Niederlanden wegführen, und daß er alles, was die Stände ſeit Mariens Tode in Philips Namen verordnet und beſchloſſen hatten, beſtätigen wollte n). Allein die durch dieſen Vergleich wiederhergeſtellte Ruhe war von kurzer Dauer. In der Zwiſchenzeit wurde Maximilian zum römiſchen König erwählt. Ich will aber die Erzählung von den Umſtänden dieſer Wahl bis auf einen andern Ort verſparen. Es ſey genug hier blos die Epoche zu bemerken.

1485. 28. Jul.

1486.

Maximilian hatte den Beyſtand, den Frankreich den Flandrern leiſtete, als einen Friedensbruch angeſehn. Er hatte daher kein Bedenken getragen, einen Bund mit dem Herzoge von Bretagne wider Frankreich einzugehen. Zum Behuf dieſes Krieges hatte Maximilian deutſche Truppen in Sold genommen. Dieſe Truppen gaben den Republicanern viel Anlaß zu klagen. Bald wurden die vornehmſten Officiere beſchuldigt, den Sold nicht gehörig auszuzahlen, und dadurch den gemeinen Soldaten zu nöthigen, ſich ſelbſt durch Plünderungen und Gewaltthätigkeiten

n) Du Mont l. c. p. 145.

ten bezahlt zu machen. Bald beſchwerte man ſich über die Freygebigkeit, die Maximilian gegen die Deutſchen auf Koſten des Landes bewieſe, das bey allen Kriegen des letzten Herzogs nicht ſo viel Gelder hätte aufbringen müſſen, als während dieſer kurzen vormundſchaftlichen Regierung. Man behauptete auch, Maximilian hätte den Krieg mit Frankreich, ſo bald der Vergleich mit den Flandrern zu Stande war, nicht fortſetzen müſſen; nunmehr da er ſich mit Frankreichs Feinden eingelaſſen, ſey er es, der den Frieden mit dieſer Krone gebrochen. Endlich beklagte man ſich, daß wider die Verträge und wider die Privilegien des Landes, bey Beſetzung der Aemter und Ehrenſtellen die Einheimiſchen den Ausländern nachgeſetzt würden [o]). Dergleichen Reden blieben nicht ohne Wirkung, beſonders ſeitdem ein Herr von Roſſingen, ein freyer Republicaner, wegen der lauten Anmerkungen, die er über dieſe Dinge machte, aufgehoben und auf das Schloß zu Vilvoorden in Verwahrung gebracht, aber von da wieder entkommen war. Dieſer war nach wiedererlangter Freyheit noch viel geſchäftiger, Maximilians Regierung verhaßt zu machen. Frankreich unterließ nicht, das Feuer anzuſchüren und nach Maximilians Behauptung, war es der franzöſiſche General, d'Eſquerdes, der denen von Brügge zu dem Frevel rieth, ſich der Perſon dieſes Prinzen zu bemächtigen und ihn als einen Verbrecher zu behandeln [p]). Dieſe Begebenheit, die damals allgemeines Erſtaunen erregte, trug ſich auf folgende Weiſe zu. Das Mißtrauen war auf beyden Seiten aufs höchſte geſtiegen. Maximilian hielt ſich ohne

o) Fugger V. 35. p. 979. ſeq. Wagenaar II. Th. p. 242.

p) Daniel Hiſtoire de France, T. VIII. p. 831.

ohne eine Bedeckung von fünfhundert Reutern nicht mehr ſicher. Gegen Ende des Januars kamen Abgeordnete von Brügge, die ihn einluden, das Lichtmeßfeſt bey ihnen zu feyern. Er trug anfänglich Bedenken, die Einladung anzunehmen, weil dieſe Stadt ihm am heftigſten zuwider war. Weil aber die Abgeordneten alle für Anhänger ſeiner Parthey gehalten wurden, weil ſie verſicherten, ſie wüßten von keinen andern als friedlichen Geſinnungen ihrer Mitbürger, und allenfalls könnte der König auf den Beyſtand von drey tauſend ihm ergebenen, treugeſinnten, rechnen; ſo begab ſich Maximilian hin, aller Warnungen ſeiner Räthe unerachtet.

Jene Abgeordnete hatten es zwar redlich gemeint, allein die Geſinnungen ihrer Mitbürger ſchlecht gekannt. Am Tage nach ſeiner Ankunft, am 10. Febr. des Morgens früh, kam Nachricht, daß die von Gent die Waffen wider ihn ergriffen und Cortryk, wo er eine Beſatzung hielt, eingenommen hätten. Gleich hierauf wollte er ſich ſelbſt nach Cortryk begeben: allein er fand die Thore verſchloſſen. Unter ſeinen Augen verſammlete ſich die Bürgerſchaft bewaffnet, beſetzte den Markt und die Gaſſen. Man verlangte von ihm die Auslieferung ſeiner Räthe, die die öffentlichen Gelder unter Händen gehabt, und da ſie nicht unter ſeinem Gefolge waren, verſprach man denjenigen öffentlich eine Belohnung, der ſie angeben oder liefern würde. Zweymal erſchien Maximilian auf dem Markt, ohne den Tumult ſtillen zu können, der zwey Tage lang währte. Ein Gerücht, daß Kriegsvölker in Anzug wären, ihn zu befreyen, brachte ihn in die größte Gefahr. Das Volk läutete die Sturmglocke, ließ die Fahne von Flandern wehen, und ſing

an mit Gewalt in das Schloß zu dringen, wovon einige ſeiner Anführer es mit Mühe abhielten. Am zweiten Abend des Tumults holte man den König vom Schloſſe ab, unter dem Vorwand, daß es ihm daſelbſt an den nöthigen Bequemlichkeiten fehlte, und brachte ihn in ein kleines Haus eines Gewürzkrämers am Markt [q]). Das Zimmer, wo man ihn hinführte, wurde mit Gittern vor den Fenſtern verwahrt. Acht Männer bewachten ihn. Seine Miniſter wurden vor ſeinen Augen weggeführt und in Gefängniſſe geworfen. So groß war damals der Uebermuth der reichen und freyen Bürger von Brügge.

Hierauf wurde einigen von ſeinem Gefolge der Proceß gemacht. Ein Herr von Nienemen, Waſſergraf und ein Officier der Truppen wurden mit der Tortur belegt, weil man ſie beſchuldigte, daß ſie geſucht hätten, die Stadt den Kriegsvölkern in die Hände zu ſpielen. Der Kanzler Carrondolet und verſchiedene andre Miniſter wurden, wie Miſſethäter nach Gent geführt, wo die Flandriſchen Stände Maximilian der Vormundſchaft und Regentſchaft verluſtig erklärten [r]), die von Brügge aber ließen ſich mit ihm in Unterhandlungen ein; ſie boten ihm jährlich gewiſſe Einkünfte, mit denen er ſich ſollte begnügen laſſen, viertauſend Pfund Flämiſch für ſeinen Hofſtaat und eben ſo viel für ſeine Leibwache. Allein er ſchlug alles ſtandhaft und mit Würde ab. Als man ihn hierauf an einen, wie ſie glaubten, noch mehr ſichern, abgelegenen, einſamen Ort in Verwahrung bringen wollte, ſtellte er ihnen nachdrücklich vor; wie er ſein Leben und Blut für ſie nicht geſpart, zu einer Zeit, da ſie

in

q) Fugger V. 35. p. 980. u. f.

r) Fugger l. c. p. 985.

in den bedrängteſten Umſtänden geweſen, um ſie gegen den mächtigen König, ihren Nachbar zu beſchützen, deſſen Abſichten blos dahin gingen, ſie um alle ihre Freyheiten zu bringen; ſie ſollten erwegen, daß er ihres Erbfürſten Vater und rechtmäßiger Vormund, daß er Sohn des römiſchen Kaiſers und er ſelbſt römiſcher König ſey; dieſem ſeinem Stande und Range gemäß verlangte er von ihnen behandelt zu werden; in ihrer Gewalt ſey er zwar, aber nicht als Feind, als Kriegsgefangener, ſondern als Freund ſey er zu ihnen gekommen, als zu treuen, lieben Unterthanen; Er wolle ſie als ein Vater ermahnen, den Ausgang zu bedenken. Dieſe Rede rührte ſie, daß ſie dießmal ihren Vorſatz nicht ausführten. Allein in der Mitte des Morgens führten ſie ihn dennoch nach jenem andern Gefängniß. Er ließ ſich vorher, eh er einwilligte, drey Bedingungen verſprechen, daß man ſich an ſeiner Perſon nicht vergreifen, daß man ihn den Franzoſen oder denen von Gent nicht ausliefern, und daß man ihm zehn ſeiner Hofbediente zur Aufwartung laſſen wollte. Die Fortbringung geſchah bey Tage; die Bürgerſchaft hielt alle Straßen beſetzt; man erlaubte ihm, zu reiten. Als er zum Hauſe heraustrat, grüßte er ſie freundlich [s]).

Hierauf that man ihm neue Vergleichsvorſchläge; er ſollte gewiſſe Räthe, die man nannte, abdanken, und andre, Eingeborne des Landes, annehmen; er ſollte ſeine Kriegsvölker abdanken; den Frieden mit Frankreich von 1482 halten, hingegen das Bündniß, das er mit dem Herzoge von Bretagne eingegangen, aufheben; von der Vormundſchaft und Regentſchaft abſtehn, und ſich mit einer jährlichen Summe

b) Fugger l. c. p. 986.

Summe begnügen. Auch dieſe Vorſchläge lehnte er mit aller der Faſſung und Würde ab, durch die er dieſe Zeit über ſeine Feinde ſo oft in Verlegenheit ſetzte.

Die deutſchen Kriegsvölker indeſſen, in Maximilians Solde, waren unter der Anführung ihrer Officiere ſowohl als einiger Flandriſchen Herrn, die ihm treu blieben, zu Felde gegangen, hatten einige feſte Oerter beſetzt, und die von Gent an verſchiedenen Seiten angegriffen. Maximilian wurde genöthigt, ihnen dieſes ſchriftlich zu verbieten. Allein ſie kehrten ſich daran nicht, ſie ahndeten vielmehr die Mißhandlung, die ihrem Könige wiederfuhr, an den Urhebern, an den Flandrern, durch Brandſchatzungen und Streifereyen. Die Erbitterung nahm auf beiden Seiten zu. Die von Gent ließen erſt fünf und darauf zehn vorniehme Perſonen, deren Eifer und Treu gegen Maximilian ihnen anſtößig war, hinrichten. Es erfolgten mehr Hinrichtungen. Der Haß und der Argwohn des Volks, wenn es zur Zeit bürgerlicher Kriege die Oberhand hat, iſt verſchwenderiſch mit dem Blute ſeiner Feinde [t]).

Eh Maximilian nach Brügge gegangen war, hatte er ſeinen Sohn, den Erzherzog Philip mit einigen der vornehmſten Miniſter nach Mecheln geſandt. Auf deren Rath ließ Philip die Stände der ſämtlichen Provinzen nach eben dieſer Stadt berufen. Er ließ ihnen durch den Kanzler von Braband in Niederländiſcher und durch den von Luxemburg in Franzöſiſcher Sprache (denn ſo wurde es gewöhnlich gehalten, weil in einigen Provinzen blos Franzöſiſch geſprochen wurde) den Frevel vorſtellen, den die von Brügge an ſeinem Vater

t) Idem l. c. p. 989.

Vater begiengen; er verlangte, daß ſie unverzüglich die dienſamſten Anſtalten zu ſeiner Befreyung vorkehren möchten. Hierauf wurden im Namen der Städte Deputirte nach Gent geſandt, die die Loslaſſung des Königs verlangten; denn obgleich die von Brügge ihn gefangen hielten, ſo geſchah doch alles in Verabredung mit denen von Gent und den Flandriſchen Ständen überhaupt. Die von Gent ſchlugen eine Zuſammenkunft in ihrer eigenen Stadt vor. Die Deputirten antworteten, es käme nicht den Gentern, ſondern dem Fürſten zu, Zeit und Ort zu einem Landtage zu beſtimmen. Damit gleichwohl, um der Etiquette willen, eine ſo heilſame Sache, wie die Erhaltung der Ruhe, nicht aufgeopfert würde, ſandten die zu Mecheln verſammelten Stände zum zweitenmal eine anſehnliche Deputation nach Gent, um das Verlangen der Flandrer zu vernehmen. Dieſes beſtand darin, dem jungen Erzherzog andre Räthe zu geben; die Regierung nach den alten Rechten und Sitten wieder herzuſtellen; den Frieden von 1482 mit Frankreich zu halten, und in allen dieſen gemeinſchaftlichen Angelegenheiten der ſämtlichen Provinzen gemeinſchaftlich zu handeln. Die Deputirte, die keinen Auftrag hatten, ſich auf etwas einzulaſſen, nahmen dieſe Vorſchläge mit nach Mecheln. Nach einigen Unterhandlungen kamen die hier verſammelten Stände mit den Flandern überein, einen Landtag zu Brüſſel zu halten, wo man zuerſt von der Befreyung des römiſchen Königs, als die alle weitere Berathſchlagungen vorangehen müßte, und ſodann über die andren Punkte handeln wollte [u]).

Unterdeſſen hatte Kaiſer Friedrich auf die Nachricht von ſeines Sohns Gefangenſchaft ein allgemeines Aufge-

u) Fugger V. 36. p. 992. u. f.

Aufgebot im ganzen Reiche ergehen laſſen, fünfzehntauſend Mann kamen mit ungewöhnlicher Geſchwindigkeit bey Köln zuſammen. Eine ſolche dem römiſchen Könige zugefügte Beleidigung, glaubte man, müßte vom ganzen Reiche geahndet werden. Kaiſer Friedrich, im drey und ſiebzigſten Jahre ſeines Alters ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze. Im Namen des Reichs wurde eine Geſandſchaft nach Mecheln abgeordnet, wovon der Biſchof von Worms der vornehmſte war, theils zu verſuchen, ob die Sache durch gütliche Unterhandlungen zu vermitteln wäre, theils mit Erzherzog Philip und ſeinen Räthen zu überlegen, wie der Kriegszug, falls er nöthig wäre, am beſten könnte eingerichtet werden [x]).

Zu gleicher Zeit ſprach Pabſt Innocentius der VIII. den Bann gegen die drey Flandriſchen Städte, Gent, Brügge und Ypern aus und gebot den übrigen Niederländiſchen Provinzen bey eben dieſer Strafe, den König zu befreyen. Dieſe damals ſo wirkſame Drohung des Oberhauptes der Kirche beförderte eine Verbindung unter vielen dieſer Provinzen, die Befreyung des Königs durch Güte oder Gewalt zu erhalten [y]).

Alle dieſe Anſtalten hatten endlich die Wirkung, daß nachdem der Landtag zu Brüſſel, ohne etwas zu beſchließen, auseinander gegangen war, ein zweiter zu Gent zuſammen kam, wo die Flandrer ſich zu einem Vergleich unter folgenden Bedingungen verſtanden. Der König ſollte unmittelbar auf freyen Fuß geſetzt werden. Zur Sicherheit aber der Flandrer gewiſſe Perſonen als Geißel zurücklaſſen; ſeine Kriegsvölker ſollten,

x) Fugger l. c.

y) Idem l. c. p. 994.

ſollten, binnen vier Tagen nach ſeiner Befreyung, aus Flandern, und binnen acht aus den übrigen Provinzen wegziehen, ſie ſollten auf dem Marſch weder brennen noch plündern, noch ranzioniren, noch Gefangne mitnehmen, oder der Betrag des Schadens, den ſie dadurch verurſachen würden, ſollte von der Penſion, die die Stände Maximilian in dieſem Vergleiche bewilligten, abgezogen werden; zur Bezahlung dieſer Völker ſollten die ſämtlichen Provinzen fünf und zwanzigtauſend Livres flämiſchen Geldes geben, wenn aber die Völker binnen der beſtimmten Zeit nicht aus dem Lande wären, ſollten dieſe fünf und zwanzigtauſend Livres zur Anwerbung andrer Truppen, um jene mit Gewalt zu vertreiben, angewandt werden; der König ſollte alle feſten Plätze gewiſſen Perſonen übergeben, die ſie im Namen Erzherzogs Philips in Beſitz nehmen ſollten; der König ſollte ihnen ſeine Gefangenſchaft und alles vorgefallne verzeihen und vergeſſen, ſo wie auch ſie alle ihnen zugefügte Beleidigungen vergeſſen ſollten; Maximilian ſollte der Vormundſchaft und Regentſchaft in Anſehung der Provinz Flandern entſagen, und jene ſowohl als dieſe den nächſten Verwandten des Burgundiſchen Hauſes und den Ständen von Flandern überlaſſen; dagegen ſollte ihm die Provinz Flandern jährlich während der Minderjährigkeit ſeines Sohns tauſend Livres Flämiſch bezahlen; er ſollte von nun an weder Wapen noch Titel von dieſer Provinz führen; er ſollte den Frieden mit Frankreich von 1482 aufs neue beſtätigen und unverbrüchlich halten [z]). Maximilian unterſchrieb dieſe Bedingungen, ob er gleich wußte, daß das deutſche Heer zu ſeiner Befreyung ſchon in die

z) Du Mont l. c. p. 201. Müller l. c. p. 79.

Niederlande eingerückt war; er fürchtete, eben dieſer Umſtand möchte die Einwohner von Brügge zur Verzweiflung treiben.

Am 16. May wurde er in Freyheit geſetzt, nachdem er ſechszehn Wochen in dieſem Verhaft geſeſſen hatte. Das Volk war in großer Menge verſammelt; Maximilian ließ nicht den geringſten Unwillen oder Verdruß blicken, ſondern trat mit heiterm Geſicht aus ſeinem Gefängniß hervor und ſagte lächelnd mit lauter Stimme: nun haben wir endlich einmal Friede. Er begab ſich hierauf in Begleitung der Deputirten der verſchiedenen Provinzen und der obrigkeitlichen Perſonen von Brügge, erſt nach der Hauptkirche den Gottesdienſt beyzuwohnen, mit dem man den Anfang der Ausſöhnung machen wollte. Aus der Kirche ging der Zug nach dem Markte, wo eine Bühne aufgerichtet war, auf der Bühne ein Altar und neben dieſem ein Thron, um hier die Vergleichsbedingungen feyerlich zu beſchwören. Maximilian aber begab ſich erſt noch einmal nach ſeinem geweſenen Gefängniß. Indem er es betrachtete, baten ihn die Deputirten der Provinzen für die Flandrer und beſonders für die von Brügge. Er erklärte gleich, daß er ihnen gern verziehe. Hierauf begab er ſich wieder nach dem Markte, wo er, nachdem er an den Altar gekniet und gebetet hatte, über einer geweihten Hoſtie, über einem Evangelienbuche, über einem Stücke des heiligen Kreuzes, über den Reliquien des heilgen Donatiani, als des Patrons von Brügge, und über einen Meßcanon den von ihm verlangten Eid ablegte, des Inhalts, daß er den von ihm unterſchriebenen Vergleich unverbrüchlich halten wollte, und die Flandrer von aller Pflicht, womit ſie ihm als Vormund ſeines Sohns bis dahin zugethan geweſen, ledig zählte. Alle anweſende Deputirte der Provin-

zen,

zen, ſo wie auch die der Flandriſchen Stände, ſchwuren hierauf ebenfalls dieſen Vergleich zu halten [a]). Des Nachmittags verließ er die Stadt. Vorher ließ er den Magiſtrat zu ſich kommen, dem er nochmals erklärte, daß er den Frieden, ob ſie ihn gleich darzu genöthigt hätten, ſtets und feſt halten wollte, „aber" fügte er hinzu wegen des Römiſchen Kaiſers, „meines Vaters, kann ich euch nichts gewiſſes verſprechen; ich bin ſelbſt zweifelhaft, wie er eure „Handlung aufnehmen wird. Ihr mögt um mich „verdient haben, was ihr wollt, ſo ermahne ich euch „wohlmeinend, wendet Fleiß an, ihn zu verſöhnen, „und handelt künftig beſcheidner und vernünftiger." Mit dieſen Worten verließ er ſie, da ſie eben antworten wollten. Ihre Beſtürzung war groß, indem ſie in dem Augenblick die ganze Unbeſonnenheit ihres Betragens, und die Gefahr, die ſie ſich dadurch zugezogen, erkannten. Maximilian ging gleich ſeinem Vater entgegen und ſuchte ihn zur Einſtellung aller Feindſeligkeiten zu bewegen. Allein der Kaiſer ſetzte ein Gericht nieder, worin alle bey dem Heer befindliche deutſche Fürſten und Grafen ſaßen. In deren Gegenwart unterſuchten zwey Doctors die Frage, ob das eidliche Verſprechen, das Maximilian den Flandrern gegeben hatte, gültig ſey. Die beiden Doctors ſtritten über den bejahenden und verneinenden Satz vier Stunden lang. Endlich beſchloß das Gericht durch die Mehrheit der Stimmen, „die von Brügge hätten den römiſchen König auf Treue und Glauben zu „ſich gebeten, und ihm Sicherheit verſprochen, dieſes gegebene Wort aber ſchändlich gebrochen und wider das Völkerrecht gehandelt; ſie hätten die wider „ihn vorgebrachten Klagen nicht erwieſen; ſie hätten

 „ihn

a) Fugger l. c. p. 997. ſeq.

„ihn gezwungen, ſeiner rechtmäßigen Vormundſchaft „über ſeinen Sohn zu entſagen, verſchiedne Städte „und Orte, die Lehne des deutſchen Reichs wären, an „Frankreich zu überlaſſen, wozu er ohne Einwilligung „des Reichs nicht befugt geweſen; ſie hätten allen „geiſtlichen und weltlichen Rechten zuwider, an den „Geſalbten des Herrn, Hand gelegt; wenn ihr Ver„brechen ungeſtraft hinginge, dürfte keine Obrigkeit „länger Gehorſam von ihren Unterthanen erwarten; „die von Gent, Brügge und Ypern alſo wären der „Treuloſigkeit und Meineidigkeit gegen ihren recht„mäßigen Fürſten, des frevelhafteſten Betragens ge„gen Gott, gegen das Völkerrecht und gegen das „Römiſche Reich, und des Verbrechens der belei„digten Majeſtät ſchuldig; alle dem Könige abge„zwungene Verſprechen wären kraftlos und nichtig; „er ſey von dem abgenöthigten Eide entbunden, und „befugt, dieſe aufrühriſche Städte mit Hülfe des „Reichs zu beſtrafen [b]).“

Der Krieg wurde alſo gegen die drey Städte angefangen. Maximilian, der dabey nicht zugegen ſeyn wollte, begab ſich nach Tyrol. Die drey Städte bekamen nicht nur Hülfe aus Frankreich, ſondern Braband und andere Provinzen traten auch auf ihre Seite. Sie wurden aufs äußerſte gebracht. Die Wut des gemeinen deutſchen Soldaten war zu heftig. In einem Gefechte war ein Zunftmeiſter aus Gent gefangen. Die Deutſchen nagelten ihn mit einem Dolch auf ein Brett, ſchrieben dabey: „Alſo wollen wir denen lohnen, die den Römiſchen König gefangen hielten“ und ſo ließen ſie ihn den Lyſeſtrom nach Gent hinunterſchwimmen [c]).

Die

b) Fugger l. c. p. 1000. Müller l. c. p. 85.

c) Fugger l. c. p. 1001.

Die Deutſchen blocquirten Gent. Aber nach ſechs Wochen hoben ſie die Belagerung auf. Kaiſer Friedrich begab ſich nach Deutſchland zurück. Der Franzöſiſche Hof, der ſich öffentlich für die Flandrer erklärt hatte, unterſtützte ſie auch wirklich mit einigen tauſend Mann Hülfstruppen. Hierdurch wurde Maximilian berechtigt, ſeine kriegeriſche Thätigkeit, die er ſeines Eides wegen wider die Flandrer nicht richten wollte, gegen Frankreich anzuwenden. Schon hatte er auf dem Reichstage zu Frankfurt die Stände zu bewegen gewußt, ihn bey dieſem Vorhaben nachdrücklich zu unterſtützen, als unvermuthet auf eben dieſem Reichstage der Friede zwiſchen ihm und Frankreich zu Stande kam. Der Franzöſiſche Hof hatte Urſache einen Krieg mit dem Reich zu vermeiden; er hatte damals Abſichten auf das Herzogthum Bretagne; die Gelegenheit war vor der Thür, dieſes wichtige Land, das einzige, das noch ſeinen eignen Herrn hatte, mit der Krone wieder zu vereinigen. Um dieſen angelegenen Zweck ungeſtört zu erreichen, mußte der Friede mit Deutſchland, und folglich mit Maximilian, erhalten werden. Auf der andern Seite waren die Stände des deutſchen Reichs immer bereit, zu einem Frieden mit Frankreich die Hände zu bieten, wenn die Bedingungen nur einigermaßen billig wären. Außerdem mochte Maximilian den Frieden ebenfalls aus dem Grunde wünſchen, weil König Matthias von Ungarn ſehr kränklich war, um bey deſſen Tode in Verfaſſung zu ſeyn, nicht nur Wien und Niederöſterreich wieder in Beſitz zu nehmen, ſondern auch ſeine Anſprüche auf Ungarn gelten zu machen. Als daher Franzöſiſche Geſandten auf dem Reichstage ankamen, des Friedens wegen zu handeln, ſo erreichten ſie bald ihre Abſicht. Der Tractat, der geſchloſſen wurde, enthielt dieſe Bedingungen: Es ſoll 1489. 22. Jul.

ein Tag und ein Ort ausgemacht werden, wo Maximilian und Karl VIII. zuſammen kommen ſollten, als welche Zuſammenkunft zu Erhaltung eines beſtändigen guten Vernehmens nöthig wäre, die Sache wegen der Zurückgabe des Herzogthums Burguud und der Grafſchaft Charolois, die Maximilian verlangte, ſollte bis zu dieſer Zuſammenkunft ausgeſetzt werden; ſo auch die Zurückgabe von St. Omer, die der König von Frankreich verlangte; — der König von Frankreich verſprach auf Treue und Glauben, alle mögliche Mittel anzuwenden, die Flandrer zur Unterwerfung zu bewegen, ſo wie es die Ehre und der Vortheil des römiſchen Königs erfodert; nur ſollte deswegen kein Krieg geführt werden; überhaupt ſollte der König von Frankreich in allen Stücken die Ehre und den Vortheil des Römiſchen Königs in acht nehmen, und deſſen als ſeines Schwiegervaters Freundſchaft über alles ſchätzen; er gab hierüber ſein Wort als König von Frankreich; —. ferner die Prinzeſſin Anna von Bretagne ſollte wieder in den Beſitz aller der Städte und feſten Plätze geſetzt werden, die ihr Vater inne gehabt; dagegen ſollte ſie die Engländer aus Bretagne weggehen laſſen und Sicherheit geben, daß dieſe nie wieder nach dieſem Lande kämen [d]).

Beide

d) Du Mont l. c. p. 237. Es wird nicht überflüſſig ſeyn, den fünften Artikel dieſes Friedens hieher zu ſezzen, um den Leſer durch Vergleichung des Inhalts und der Ausdrücke deſſelben mit den nachmaligen Begebenheiten, deren bald zu erwehnen ſeyn wird, Anlaß zu Betrachtungen zu geben. Er lautet ſo:

Item. Au regard de ce que les dits Ambaſſadeurs ont demandé touchant le fait de Païs de Flandres, Brabant et leurs adhérans, ledit Roi très-Chretien déſire de tout ſon coeur pour le bien de mon dit ſeigneur

Beide Könige ratificirten dieſen Frieden. Die Flandrer, die nun der Franzöſiſchen Hülfe beraubt waren, verſtanden ſich zu folgenden Bedingungen, unter welchen ihr Vergleich mit Maximilian, durch 1489. Vermittelung des Franzöſiſchen Hofes zu Stande kam. 1. Oct. Maximilian wurde von den Flanderern als Vormund ſeines Sohnes und als Regent, während der Minderjährigkeit deſſelben anerkannt; — diejenigen Per-

D 5 ſonen

ſeigneur l'archiduc ſon beaufrere, qu'ils ſoient remis en bonne paix, et qu'ils ſe conduiſent honnêtement et reverement envers le dit Seigneur Roi des Romains, ainſi, qu'il appartient. Et à ce faire les induira par toutes voies duës et poſſibles; et promet de bonne foi, autant, qu'il peut promettre, d'y faire et de s'y emploier loiaument et diligement pour le dit Roi de Romains tout ainſi qu'il voudroit être fait pour lui en pareil cas et d'y garder de tout ſon pouvoir l'honneur et le profit du dit Sieur Roi des Romains, d'autant qu'il reputera dorenevent leurs fortunes être communes, puisque l'on vient à réünir et reïntégrer la paix, amour, bienveillance, et alliance entr'eux; et pour plûtôt y donner fin et concluſion, l'on fera envoier par les Etats du dit Païs, d'un parti et d'autre, de gens aiants ample pouvoir de travailler et conclure en la pacification des différens, qui peuvent être entre le dit ſieur Roi des Romains et eux, ſans qu'il ſoit plus beſoin de retourner devers ceux, qui les envoieront pour la concluſion des dites matieres: et cependant ne ſe fera aucun exploit de guerre d'un côté ni d'autre. Et aſſure le Roi très-Chretien le dit Roi de Romains *ſon beaupere*, qu'il entend en cette matiere, *et en toutes autres*, garder ſon honneur et ſont profit, et n'y avoir point d'autre regard comme par experience il le montrera: car il ſait bien qu'en gardant l'amitié de *ſon dit beaupere*, il la doit préférer a toutes autres amitiés, *ce qu'il lui promet en bonne foi et parole de Roi de France.*

ſonen, die zu Gent, Brügge und Ypern, bey dem Anfange der Unruhen, im Magiſtrat geſeſſen, ſollten in ſchwarzer Kleidung mit bloßem Haupte und knieend den römiſchen König um Verzeihung des Begangenen bitten; — die Flanderer ſollten dem Römiſchen Könige, zur Schadloshaltung, binnen drey Jahren, dreyhundertauſend Thaler oder fünfhundert fünf und zwanzigtauſend Livres Tournois bezahlen, zu welcher Summe aber die ihm treugebliebenen Städte nichts beytragen ſollen; — den Flanderern ſollten ihre Privilegien, die ſie unter ihren letzten beiden Herzogen und vorher unter ihren Grafen gehabt, von Maximilian beſtätigt werden. Die übrigen Artikel betrafen die in ſolchen Fällen gewöhnliche Amneſtie, Losgebung der Gefangnen u. ſ. w. [e])

Solchergeſtalt endigte dieſer bürgerliche Krieg, den vielleicht einige Unvorſichtigkeit Maximilians, die bey ſeiner Jugend und Unbekanntſchaft mit der Verfaſſung und dem Charakter der Niederländer ſehr zu entſchuldigen war, vielleicht auch das eigennützige und ſtolze Betragen der Deutſchen an ſeinem Hofe, (er ſelbſt ſuchte und wußte ſich beliebt zu machen) unſtreitig aber der Uebermuth der drey Flandriſchen Städte und die geheimen Bemühungen des Franzöſiſchen Hofes angezündet hatten. Der Krieg würde wahrſcheinlich noch viel länger gedauert und dies ſchöne Land gänzlich verwüſtet haben, wenn nicht die übrigen Provinzen die Vermeſſenheit der Flanderer gemisbilligt, und ſich gerechter und treuer gegen Maximilian bewieſen hätten; wenn dem Franzöſiſchen Hofe, wegen ſeiner Abſichten auf Bretagne, nicht ſo viel am Frieden

e) Du Mont l. c. p. 242. Müller l. c. p. 100. Fugger V. 7. p. 1038.

den mit Deutſchland wäre gelegen geweſen; und wenn die Deutſchen Fürſten nicht ſo wenig Neigung hätten blicken laſſen, ſich in dieſe Händel zu mengen. Die wenigſten ſahen die Sache aus dem Geſichtspunkte an, wie der kriegeriſche Herzog von Sachſen, Albrecht. Niemand war ſo eifrig wie er, die Beleidigung, die dem Römiſchen König wiederfahren war, als eine Beleidigung des ganzen Reichs, mit allen ſeinen Kräften ahnden zu helfen. Seine Landſtände wiederriethen es ihm, als eine Sache, wovon er und das Land nur Beſchwerden, aber nicht den geringſten Vortheil haben würde. Er antwortete, er ſey feſt entſchloſſen, lieber alles zu wagen, als dem Römiſchen Könige dieſen Dienſt nicht zu erweiſen; wer aus freyem Willen mit ihm ziehen wollte, würde ihm lieb ſeyn, die übrigen möchten zu Hauſe bleiben. Er übergab hierauf ſeinem älteſten ſiebzehnjährigen Prinzen, dem er einige Räthe zuordnete, die Regierung und trat den Zug blos mit einigen Freywilligen aus dem Adel an [f]).

Der Friede zwiſchen Maximilian und ſeinem ſich ſo nennenden Schwiegerſohn Karl VIII. war von ſehr kurzer Dauer. Dieſer letztere brach ihn durch die empfindlichſte Beleidigung, die er jenem überlegterweiſe zufügte, nachdem er ihm kurz vorher in dem Frankfurter Frieden die heiligſten Verſicherungen von ſeiner Freundſchaft mit ſo ſtarken Ausdrücken gegeben hatte, wie noch wohl kein Monarch jemals gebraucht hat. Von allen den großen Vaſallen, unter die Frankreich in den mittlern Zeiten, zum Nachtheil der Krone vertheilt war, die aber nach und nach ausſturben, war um dieſe Zeit nur noch der Herzog von Bretagne übrig; eine Provinz, die ſich wegen ihrer Lage nicht nur ſehr gut gegen die Unternehmung der Krone ver-

theidi-

f) Müller l. c. p. 75.

theidigen konnte, ſondern ihr auch gefährlich war. Als Halbinſel konnte ſie das Eindringen der königlichen Truppen leicht verwehren, und aus dem nahen England, das die Vaſallen gegen die Krone gern unterſtützte, immer leicht und in kurzer Zeit Beyſtand erhalten. Der letzte Herzog Franz II. ſtarb im Jahr 1488 ohne männliche Erben. Maximilian hatte mit ihm im Jahr 1484, als Frankreich die Flandrer bey den damaligen Unruhen unterſtützte, einen Bund gemacht. Er unterhielt in der Folge dieſe Verbindung. Er bewarb ſich um die Prinzeſſin Anna, des Herzogs einzige Tochter, und dieſer verſprach ſie ihm g). Die Sache mußte aber vorerſt geheim gehalten werden, um den Herzog von Orleans und den Herrn von Albret, die ſich ebenfalls um die Prinzeſſinn bewarben, nicht zu beleidigen, weil Bretagne bey dem damaligen Kriege wider Frankreich eben ſo wichtige Dienſte von ihnen empfieng, als es Nachtheil und Schaden von ihrer Rache, ſo bald ſie die Fruchtloſigkeit ihrer Bewerbung erfuhren, befürchten mußte. Eh die Umſtände die Bekanntmachung dieſer geſchloſſenen Heirath erlaubten, ſtarb der Herzog, und nun wollte Frankreich ſich des Herzogthums bemächtigen, um es mit der Krone zu vereinigen. Allein die Prinzeſſin that hauptſächlich mit Hülfe der Truppen, die England zu ihrem Beyſtand ſandte, ſo guten Widerſtand, daß der franzöſiſche Hof, um zu ſeinem Zweck zu kommen, für rathſam fand, erſtlich den obenerwehnten Frankfurter Frieden mit Maximilian einzugehen, um dieſen abzuhalten, daß nicht auch er die Herzogin unterſtützte, oder Frankreich nöthigte, ſeine Macht zu ſehr zu zertheilen, und hiernächſt durch Maximilian einen Vergleich mit der Prinzeſſin von Bre-

g) Daniel T. VIII. p. 68.

Bretagne zu erlangen, blos in der Abſicht, ſie dadurch zur Fortſchaffung der Engliſchen Hülfstruppen zu bewegen. Denn vermöge dieſes Vergleichs ſollte die Prinzeſſin wieder in den Beſitz aller der Orte geſetzt werden, die Frankreich eingenommen hatte; hingegen ſollten die Engländer Bretagne räumen. Die Prinzeſſinn machte den Anfang, dieſe letzte Bedingung ihrer Seits zu erfüllen. Als ſie aber nun die Ueberlieferung der ihr weggenommenen Orte verlangte, entſchuldigte ſich der Franzöſiſche Hof, indem er erklärte, daß dieſes nicht anginge, bis die Engländer, bis auf den letzten Mann, fortgeſchickt wären. Die Prinzeſſin behauptete, da Sie auf ihrer Seite in der Erfüllung der Bedingungen ſchon ſo weit gegangen, von Franzöſiſcher Seite aber noch nicht der geringſte Schritt zu dem Ende geſchehen wäre, da es vielmehr das Anſehen hätte, als ob Frankreich gar nicht geſonnen wäre, den Vergleich zu halten, indem die Feſtungen immer noch mit ſtarken Beſatzungen angefüllt blieben; ſo würde es wider die Klugheit und wider ihre eigene Sicherheit ſeyn, wenn ſie ſich von aller Hülfe entblößen wollte. Frankreich kehrte ſich an dieſe Gründe nicht, und die Feindſeligkeiten gingen von neuen an.

Hierauf wurden die Unterhandlungen zwiſchen Maximilian und der Herzogin wegen ihrer Heirath öffentlich fortgeſetzt, und die Vermählung nicht nur verabredet und beſchloſſen, ſondern auch die Herzogin Maximilians Geſandten, der zu dem Ende Vollmacht von ihm hatte, angetraut [h]). Der Herr von Albret, der auf die Hand der Prinzeſſin gerechnet hatte, 1490.

h) Daniel T. VIII. p. 97. Müller Reichstagsth. sub Max. I. p. 116.

hatte, wurde über die Fehlſchlagung ſeiner Hofnung ſo aufgebracht, daß er den Franzoſen die wichtige Stadt Nantes überlieferte, [i]) die nun immer weiter in Bretagne drangen. Hätte Maximilian jetzt nicht mit neuen Unruhen in den Niederlanden zu thun gehabt; hätten die ihm zwar ergebenen, aber haushälteriſchen und über ihre Freyheiten eiferſüchtigen Provinzen gut gefunden, ihm zur Erwerbung eines mächtigen Herzogthums behülflich zu ſeyn; oder hätte Maximilian nur Geld gehabt, ſich Transportſchiffe zu miethen, ſo würde er ohne Zweifel die Prinzeßin nicht ohne Beyſtand gelaſſen haben, er würde wenigſtens ſelbſt nach Bretagne gegangen ſeyn, die Unterthanen ſeiner künftigen Gemahlin durch ſeine Gegenwart zu ihrer Vertheidigung aufzumuntern. Mit ſeinen Geſandten hatte er zwar einige Fußknechte abgehen laſſen; dieſe waren aber zu einem nachdrücklichen Widerſtande gegen die eindringenden Franzoſen lange nicht ſtark genug. Vielleicht verließ er ſich auch zu ſehr auf die Hülfe, die die Engländer der Herzogin verſprochen hatten.

Indeſſen hatte man in Frankreich alles zu einem Plane vorbereitet, deſſen Ausführung jetzt keinen längern Aufſchub litt. Um zu verhindern, daß Bretagne nicht eben ſo durch Heirath an das Haus Oeſterreich käme, wie dieſes ſich die Burgundiſchen Staaten erworben hatte; daß Oeſterreich nicht eben ſo auf der weſtlichen Seite ein gefährlicher Nachbar von Frankreich würde, als es auf der öſtlichen geworden war; um dieſes an ſich ſelbſt und noch mehr wegen ſeiner Lage ſo wichtige Herzogthum, deſſen Häfen den Engländern, Frankreichs Feinden ſeit einigen Jahrhunderten

i) Daniel T. VIII. p. 97.

hunderten jederzeit offen ſtanden, mit der Krone wieder zu verknüpfen, entſchloß ſich Karl VIII. die Erbin von Bretagne ſelbſt zu ſeiner Gemahlin zu nehmen. Die Sache ſchien unüberwindlichen Schwierigkeiten ausgeſetzt: Karl war im Jahr 1483. mit Maximilians Tochter Margaretha von Oeſterreich öffentlich verlobt; ſie hielt ſich ſeit der Zeit am Franzöſiſchen Hofe auf; ihr wurde als einer Königin begegnet [k]); Karl hatte bey ſo vielen Gelegenheiten Maximilian öffentlich ſeinen Schwiegervater genannt. Auf der andern Seite war Anna von Bretagne dem Bevollmächtigten Maximilians angetraut; ſie hatte ſchon den Titel einer Römiſchen Königin angenommen; ſie konnte den übelgebildeten König von Frankreich nicht leiden, ſie haßte ihn; ſie haßte die Franzoſen, von denen ſie und ihre Unterthanen ſo viel Bedrängniße erlitten hatte; ſie hielt ſich in ihrem Gewiſſen für Maximilians Gemahlin; ſie hatte Neigung zu ihm, weil er einer der liebenswürdigſten Prinzen ſeiner Zeit war [l]). Einer Heirath alſo zwiſchen ihr und dem Könige von Frankreich ſchienen ſich alle göttliche und menſchliche Rechte, die Heiligkeit der feyerlichſten Verträge, und die gänzliche Abneigung der einen Hauptperſon zu widerſetzen. Allein die Politik und die Entſchloſſenheit des Franzöſiſchen Miniſterii, wußte alle dieſe Schwierigkeiten zu überwinden.

Zuerſt wurde der Adel, der mächtigſte Stand in Bretagne und die vornehmſten Perſonen bey dem dortigen Hofe gewonnen, insbeſondre der Kanzler de Montauban und der Marſchall de Rieux, die bey der Prinzeßin am meiſten galten. Sie ließen ſich durch

k) Daniel l. c. p. 92—98.

l) Idem l. c. p. 96—106.

durch die franzöſiſche Ueberzeugungskunſt dahin bringen, einzuſehen, daß eine gänzliche Vereinigung des Herzogthums mit der Krone Frankreich das einzige Mittel wäre, ihm die Ruhe zu verſchaffen, und die beſtändigen Verwüſtungen, denen es bisher durch die Kriege mit dieſer Krone ausgeſetzt geweſen, abzuwenden m).

Auf die erſten Vorſchläge, die dieſe Perſonen der Prinzeßin thaten, antwortete ſie ganz entſchloſſen, ſie würde Gott beleidigen, wenn ſie eine vor den Augen der Kirche geſchloſſene Heirath brechen wollte; ſie wäre bereit lieber alles zu wagen, als ihr Gewiſſen in dieſem Stück zu verletzen. Es war nicht möglich, die Prinzeßin in dieſem Entſchluß wankend zu machen; dem Franzöſiſchen Hofe blieb alſo nun nichts anders übrig, als die letzten Mittel zu verſuchen. Die Herzogin wurde in der Hauptſtadt Rennes, dem einzigen Ort, der ihr noch übrig war, belagert. Noch war ſie ſtandhaft, ſie wollte die Schleuſen öffnen und die Dämme durchſtechen laſſen, um das Land umher unter Waſſer zu ſetzen. Aber ſie ſah niemanden mehr um ſich, der nicht Franzöſiſch geſinnet war. Ihre Miniſter, ihre Generale, alles nannte ihre Standhaftigkeit Hartnäckigkeit; alles rieth zu einem Vergleich n). Die Prinzeßin gab nach.

Vorläufig kam man wegen der Bedingungen überein, unter denen Rennes den Franzoſen ſollte übergeben werden. Alsdann führte man die Prinzeßin nach Langey in Touraine, wo der König ſie empfieng, und wo der Heirathscontract ausgefertigt und unterſchrieben wurde. Anna trat darin dem Könige und ſeinen Nachfolgern das Herzogthum, unter dem

m) Daniel l. c. p. 101—105.

n) Idem l. c. p. 107.

dem Titel einer Schenkung auf immer und unwiederruflich ab, im Fall ſie vor ihm, ohne männliche Erben ſterben ſollte; der König hingegen ſchenkte ihr ſeine Rechte an Bretagne ebenfalls auf immer und unwiederruflich, im Fall er eher und ohne Erben ſterben würde, jedoch unter der Bedingung, daß ſie alsdann keine zweyte Ehe eingehen ſollte, außer mit den Erben der Krone, oder wenn dieſes nicht ſtatt fände, mit dem nächſten Prinzen von Geblüte, der alsdann das Herzogthum als ein Lehn von der Krone beſitzen, und es nicht anders als an die Krone ſollte veräußern können [o]). Pabſt Innocentius VIII, deſſen Diſpenſation zu Karls Vermählung mit der Herzogin Anna nöthig war, ertheilte ſie unter der Bedingung, daß die Prinzeßin nicht geraubt oder mit Gewalt zu dieſer Heirath gezwungen ſey. Dieſer Bedingung Genüge zu thun, legte ſie in ihrem erſten Wochenbette das eidliche Geſtändniß ab, daß ſie nicht gezwungen wäre, ſondern daß ſie ſich aus ihrer Hauptſtadt Rennes, und aus dem Herzogthum mit dem freywilligen Vorſatz dieſe Heirath einzugehen, auf den Weg begeben hätte [p]).

Das Erſtaunen des ganzen Europa über dieſen Auftritt kann man ſich leichter vorſtellen als beſchreiben. So auch den Schmerz und den Verdruß Maximilians, als er die erſte Nachricht hiervon bekam, und als er ſeine Tochter Margaretha wieder anſichtig wurde, die man neun Jahr am Franzöſiſchen Hofe als Königin gehalten hatte, und die man ihm jetzt zurückſandte. Man glaube ja nicht, daß es Karl VIII. an Entſchuldigung gefehlt habe. Er oder vielmehr

o) Du Mont l. c. p. 271 ſeq.

p) Idem l. c. p. 275.

mehr ſeine Miniſter führten an: Kaiſer Friedrich und Maximilian hätten ſich oft beklagt, daß die Prinzeßin Margaretha wider ihrer beyder Willen aus Zwang der Flandriſchen Stånde dem Könige von Frankreich zur Braut überlaſſen wäre: dieſe böſe Nachrede wäre dem Könige unerträglich geweſen, er hätte daher eine andre Gemahlin geſucht und gefunden q).

Maximilian ſchrieb an alle deutſche Fürſten, denen er vorſtellte, daß es ihnen ewig ſchimpflich ſeyn würde, dieſe Beleidigung nicht zu rächen. Kaiſer Friedrich forderte in einem Berufungsſchreiben alle deutſche Stånde auf, mit aller Macht zu erſcheinen, und dem beleidigten Römiſchen Könige mit Rath und That beyzuſtehen. Er berief einen Reichstag nach Mainz. Allein man war diesmal nicht ſo bereit, als im Jahr 1474. da Karl von Burgund vor Neuß lag und das Reich auf ſeinem eigenen Boden angriff, noch wie im Jahr 1488, da der Römiſche König zu Brügge gefangen war. Man kam zu keinem Schluß. Es wurde ein andrer Reichstag zu Coblenz beliebt. Die Ausſchreiben dahin ergingen nur an die Churfürſten, einige Fürſten und Städte. Dieſen Umſtand brauchten diejenigen Stånde, die erſchienen, zur Entſchuldigung, nichts zu beſchließen. Sie fanden es auſſerdem bedenklich, mit Frankreich Krieg anzufangen; eine kleine Macht wäre dazu nicht hinlånglich, und eine große wegen einer eingefallenen Theurung nicht ſogleich aufzubringen; es wäre zu beſorgen, der König von Frankreich würde ihnen, wenn ſie den Krieg gegen ihn beſchlöſſen, zuvorkommen, und ſeine Macht zuerſt gegen die Stånde am Rhein gebrauchen, die alsdenn

q) Fugger V. 39. p. 1046.

alsdenn auf keinen gewiſſen Beyſtand rechnen könnten. Maximilian, der der Verſammlung beywohnte, antwortete, dieſe Entſchuldigung wäre zwar ſcheinbar, allein die Beleidigung wäre zu groß, als daß die Ehre erlaubte, ſie ungeahndet zu laſſen. Er hielt eine Rede, die in die Klaſſe der philippiſchen gehört. Aber alles vergeblich. Ohne ſich darauf einzulaſſen, in wie weit das Reich beleidigt wäre, blieb man bey der Entſchuldigung, man könne die erfoderliche Hülfe nicht aufbringen. Man bewilligte endlich die ſo genannte kleine Hülfe an Gelde, und wurde einig, einen dritten Reichstag zu Frankfurt zu halten, wohin alle Stände berufen, und neue Rathſchlagungen wegen der großen Hülfe ſollten gehalten werden [r].

Maximilian fieng gleichwohl den Krieg wider Frankreich an. Er rechnete auf Beyſtand von Heinrich VII, Könige von England. Dieſer hatte ſich vorzuwerfen, daß er die Herzogin von Bretagne nicht beſſer unterſtützt hatte. Die Engländer waren durch ſeine Nachläßigkeit eines Alliirten beraubt, der ihnen in ihren Kriegen mit Frankreich noch fernerhin ſo nützlich hätte ſeyn können. Die Macht der Franzöſiſchen Krone war dadurch beträchtlich vermehrt. Durch die Erwerbung dieſer Provinz war Frankreich in Stand geſetzt, nun auch als Seemacht zu erſcheinen. Heinrich machte auch anfangs fürchterliche Anſtalten, gieng nach Calais hinüber, und belagerte Boulogne. Allein plötzlich ſchloß er Frieden. Dieſer ſchlaue König, der noch nicht recht feſt auf ſeinem Thron ſaß, verſäumte keine Gelegenheit ſeinen Schatz zu vermehren, den er für das ſicherſte Mittel hielt, alle Bemühungen derer, die ihn zu ſtürzen ſuchten, zu verei-

 teln.

r) Müller l. c. p. 131–157.

teln. Der Krieg mit Frankreich alſo hatte ihm blos zu einem Vorwande dienen müſſen, von der Nation anſehnliche Summen zu erhalten. So bald er dieſe in ſeiner Kaſſe hatte, war er zu einem Vergleich mit dem Könige von Frankreich deſto geneigter, weil dieſer ſich dazu verſtand, ihm wegen verſchiedner Forderungen ſiebenhundert und fünf und vierzigtauſend Kronen, beynahe viermal hunderttauſend Pfund Sterling heutigen Geldes, zu bezahlen, und außerdem ihm und ſeinen Erben eine jährliche Penſion von fünf und zwanzigtauſend Kronen ſtipulirte [s]).

Maximilian ſollte, wenn er wollte, in dieſen Frieden eingeſchloſſen ſeyn. Allein er war zu hochgeſinnt, einem Bundesgenoſſen, der ihn ſo bald verließ, verbunden zu werden; denn er hatte 1490. im September einen Bund mit ihm gemacht, vermöge deſſen beyde einander wider Frankreich mit aller Macht unterſtützen, und keiner ohne des andern Einwilligung Friede machen ſollte [t]). Maximilian war alſo in einer ſchlimmen Lage, verlaſſen von ſeinem Alliirten, verlaſſen vom Deutſchen Reich, verlaſſen von ſeinen Niederländiſchen Unterthanen, die keinen Krieg mit Frankreich wollten, und die ihm zum Theil wieder allerley Händel erregten. Am wenigſten konnte er Beyſtand von ſeinem Vater hoffen. Gleichwohl erlangte er unerwartet einen vortheilhaften Frieden von Frankreich, nachdem ſeine Truppen die wichtige Stadt Arras durch Ueberraſchung erobert hatten. Dieſer
1493. 23. May. Friede wurde zu Senlis geſchloſſen. Vermöge deſſelben ſollten alle Feindſchaft, aller Haß, alle Beleidigungen durch Thaten, oder Worte von nun an aufgehoben

s) Hume Hiſtory of England ch. 25.

t) Du Mont l. c. p. 256.

gehoben und vergeſſen ſeyn. Die Grafſchaften Burgund, Artois und Charolois und die Herrſchaft Noiers, die die Prinzeßin Margaretha als eine Mitgift an Frankreich hatte bringen ſollen, wurden an Erzherzog Philipp, als Erben der Burgundiſchen Staaten wieder abgetreten [u]). Die Wiedererlangung dieſer Länder war, in Betracht ihrer Lage und ihres Zuſammenhangs mit den übrigen Burgundiſchen Staaten, ein mehr weſentlicher Vortheil für das Haus Oeſterreich, als die Erwerbung des entfernten, abgelegenen Bretagne hätte ſeyn können, deſſen Behauptung immer ſehr ſchwer und koſtbar würde gefallen ſeyn. Man wird begierig ſeyn zu wiſſen, was Frankreich zu dieſem Frieden bewegen konnte. Nichts anders, als das heftige Verlangen des jungen Königs Karls VIII. Neapel zu erobern. Um den Feldzug dahin ungeſäumt anzutreten, war er bereit mit allen ſeinen Nachbarn ſich unter jeder Bedingung zu vergleichen. Daher kam ihm dießmal die Billigkeit, jene Länder zurückzugeben; daher die Willigkeit, den Krieg mit England abzukaufen; daher die Unvorſichtigkeit Rouſſillon und Cerdaigne an Spanien abzutreten, das dadurch Meiſter von den Pyrenäen wurde.

Die Prinzeßin Margaretha verdient es, daß wir noch etwas von ihren nachmaligen Schickſalen erwähnen. Sie war vierzehn Jahr alt, als ſie eine ſo ungerechte Begegnung vom Franzöſiſchen Hofe erfahren mußte. Vier Jahr nachher wurde ſie mit dem Spaniſchen Kronerben Don Juan vermählt. Als 1497.
die Spaniſchen Schiffe, die ſie von Middelburg abholten, durch einen heftigen Sturm auf der Engliſchen Küſte in große Gefahr geriethen, und alles dem

u) Du Mont l. c. p. 303.

Tode entgegen ſah, hatte ſie eine ſo heitere Seele, daß ſie unter dieſem Schrecken ſich die Grabſchrift machte:

> Cy git Margot, noble demoiſelle,
> Deux foix mariée et morte pücelle.

Ihr Gemahl, der Spaniſche Prinz, ſtarb achtzehn Monate nach ihrer Vermählung. Nachher heirathete ſie den Herzog von Savoyen, Philibert, einen jungen ſchönen und liebenswürdigen Prinzen, mit dem ſie glücklich war, aber nur vier oder fünf Jahr. Nach deſſen Tode wollte ſie ſich zu keiner Ehe wieder entſchließen, ob ſich gleich viele Fürſten um ſie bewarben, und ſie erſt vier und zwanzig Jahr alt war. Maximilian ernannte ſie nach Erzherzog Philips Tode, während der Minderjährigkeit Karls V. zur Statthalterinn der Niederlande, in welcher Stelle ſie dieſer Monarch, nach erlangter Volljährigkeit beſtätigte,
1532. und die ſie bis an ihren Tod zwey und dreißig Jahr rühmlichſt verwaltete v). Sie hatte viel Antheil an den Staatsgeſchäften der damaligen Zeiten; ſie war es, die für ihren Vetter, Kaiſer Karl V, den be-
1529. rühmten Frieden zu Cambery ſchloß, wozu von Seiten Königs Franz I. deſſen Mutter Louiſe von Savoyen bevollmächtigt war; der einzige Friede in der Geſchichte, wobey zwey Damen die Stelle der Miniſter vertraten, daher er auch der Damenfriede w) genannt wird.

v) Sie habe weislich regiert, ſagt der in Beurtheilung der Fürſten ziemlich ſtrenge Wagenaar 1 Th. p. 370.

w) La paix des Dames.

Zwey-

Zweytes Kapitel.

Inhalt.

Maximilian wird zum Römiſchen König gewählt — tritt nach Friedrichs III. Tode die Regierung an — Deutſchlands Zuſtand — Macht und gute Verfaſſung einzelner deutſcher Provinzen und Städte — Fehler und Mängel des Reichs im Ganzen — Urſache, die den Gebrauch des Fauſtrechts noch allgemeiner machen, als in den vorigen Zeiten — Grauſame Art wie die Befehdungen ausgeübt werden — Entſtehung und kurze Geſchichte des Schwäbiſchen Bundes.

Die Epoche von Maximilians Wahl zum Römiſchen Könige iſt im vorigen Kapitel angegeben. Kaiſer Friedrich III. zeigte in Anſehung dieſer Sache eine eigenthümliche, ſeinen Vorfahren in der Kaiſerwürde ganz fremde, und wohl noch an keinem Monarchen irgend eines Wahlreichs bemerkte Denkungsart. Statt ſeinem Sohn die Nachfolge auf dem Kaiſerthron ſo früh wie möglich zu ſichern, ſtatt eine Römiſche Königswahl je eher je lieber vorzuſchlagen, und ſie auf ſeinen Prinzen zu lenken, lehnte Friedrich ſie ab, wie die Churfürſten ſich dazu erboten. Er habe ſo gar, ſagen einige Nachrichten, nicht davon hören wollen; er habe den Churfürſten, die ihm deswegen einen Antrag gethan, geantwortet: er kennte ſeinen Sohn beſſer wie ſie und wüßte, daß dieſer nicht zu Geſchäften gemacht wäre. Das Sonderbare dieſer Denkungsart, dieſe Abneigung zu einem Vorſchlag, den jeder anderer Vater aufs angelegentlichſte würde befördert haben, war ſelbſt Friedrichs Zeitgenoſſen

ein Räthſel, das ſie durch mancherley Muthmaßungen aufzulöſen ſuchten. Einige hielten es für Verſtellung; man ſieht aber nicht, zu welchem Zweck ſie ihm hätte helfen ſollen. Andre erklärten es durch eine Beſorgniß, die ſie dem Kaiſer zuſchrieben, ſein Sohn, der allgemein beliebt und munter war, würde zu viel Antheil an der Regierung verlangen und erhalten. Nicht als ob dieſe Beſorgniß eine Folge perſönlicher Eiferſucht geweſen wäre, ſondern da Friedrich ſeine eigene Bedachtſamkeit, die Geſchäfte zu behandeln, ohne Zweifel für die beſte hielt, ſo habe er befürchtet, der feurige Charakter ſeines Sohns würde mehr Schaden als Nutzen bringen [a]). Dieſe Befürchtungen ſchienen durch die Begierde gerechtfertigt, womit Maximilian allen Gefahren, bey denen man Geſchicklichkeit und Herzhaftigkeit zeigen kann, entgegen ging. Auch ſeine Freygebigkeit, die an Verſchwendung grenzte, war Friedrichen anſtößig, weil dieſer aus Neigung ſo wohl, als wegen oft erfahrnen unverſchuldeten Geldmangels die Ordnung der Finanzen mit Recht für eine Hauptquelle der Macht hielt. Als er ſeinem Sohn einſt Vorſtellungen hierüber that, antwortete dieſer: „ich will nicht ein König des Geldes werden, ſondern des Volkes und aller derer, die Geld haben,“ eine Antwort, die ob ſie gleich mehr Lebhaftigkeit als Richtigkeit des Verſtandes anzuzeigen ſcheint, gleichwohl in dem Munde eines jungen Prinzen noch kein Beweiß iſt, daß es ihm an der letztern Eigenſchaft fehle; die aber immer die Anlage zu einem edlen Charakter verkündigt.

Im Jahr 1485. änderte Friedrich ſeine Geſinnung. Bey ſeinem ſehr zunehmenden Alter, und da er

a) Müllers Reichstagstheater unter Maximilian I. 1 Th. 1 Vorſtell. p. 4.

er nun ſchon ſechs und vierzig Jahr regiert hatte, ſchien nicht viel Zeit mehr übrig, wenn er die Kaiſerkrone bey ſeinem Hauſe erhalten wollte. Maximilian hatte ſein ſechs und zwanzigſtes Jahr erreicht, und Friedrich konnte von ihm hoffen, daß die Erfahrung, die er in den Niederlanden gemacht, ſein Feuer gemildert, und ihn von der Nothwendigkeit der Behutſamkeit und Ueberlegung bey den wichtigen Geſchäften eines Regenten würde überzeugt haben.

Der Vorſchlag zu einer Königswahl kam nun zuerſt von Friedrichs Seite. Sein geheimer Rath, Graf Hugo von Werdenberg, beſuchte die churfürſtlichen Höfe, um ihnen des Kaiſers Wunſch zu empfehlen. Unter den Gründen, deren ſich dieſer Geſandte bediente, waren dieſe: der Erzherzog wäre noch in blühendem Alter, und hätte doch große Erfahrung, indem er anſehnliche Länder (die Burgundiſchen Staaten nämlich) nicht nur wider mächtige Feinde, (den König von Frankreich) ſieghaft beſchützt, ſondern auch neun Jahr lang löblich regiert hätte. Ein beſondrer Empfehlungsgrund, den der Geſandte gebrauchte, war, daß Maximilian vieler Sprachen kundig wäre [b]).

Churfürſt Berthold von Mainz, geborner Fürſt von Henneberg, ſtand mit Erzherzog Maximilian auf dem Fuß eines Freundes; er beſuchte ihn oft in den Niederlanden. Churfürſt Hermann von Köln, geborner Landgraf von Heſſen, hatte ſeine Würde der Unterſtützung Kaiſer Friedrichs zu danken. Außerdem war er mit ihm verwandt, ſo wie auch Churfürſt Johann von Trier, geborner Markgraf von Baden. Die drey weltlichen Churfürſten von Sachſen, Bran-

b) Müller l. c. Fugger V. 33. p. 950.

denburg und von der Pfalz, waren ebenfalls Verwandte des Kaiſers [c]). Alle waren daher um ſo viel eher geneigt, ihm zu willfahren, da ſie ſchon ehmals
1486. ihre Neigung dazu freywillig geäußert hatten. Die
16. Febr. Wahl wurde einmüthig vollzogen. Kaiſer Friedrich hatte aber die Vorſicht gebraucht, den einzigen Churfürſten, von dem er Widerſpruch befürchtete, nicht zur Wahl zu berufen. Auch wurden die Unterhandlungen darüber vor dieſem befürchteten Gegner ſorgfältig verborgen, und die Wahl ſo geſchwind vorgenommen, daß er nicht Zeit behielt, ſich ihr zu widerſetzen. Es war dieſes König Uladislaus von Böhmen, mit dem Friedrich in keinem guten Vernehmen ſtand. Uladislaus nahm dieſe Kränkung ſeines churfürſtlichen Rechts ſehr übel, beklagte ſich bey dem Pabſte, den er noch für den Richter in dergleichen Sachen anſah, und wollte ſo gar die Waffen ergreifen. Nach vielen Unterhandlungen willigte er ein, Maximilian für Römiſchen König zu erkennen, unter der Bedingung, daß die übrigen ſechs Churfürſten ihm jeder eine Verſchreibung geben mußten, worin ſie ſich anheiſchig machten, ihm jeder fünfhundert Mark Goldes zu zahlen, wenn es ſich wieder zutrüge, daß der Churfürſt von Böhmen zu einer Wahl nicht berufen würde. Zugleich wurde in dieſer Verſchreibung angeführt, daß die Einladung Königs Uladislaus dieſesmal blos aus zufälligen Urſachen, bey der Eile, womit die Wahl vorgenommen worden, unterlaſſen wäre, und den Rechten des Königs zu keinem Abbruch gereichen ſollte [d]).

Nach geendigtem Reichstage begaben ſich der Kaiſer, der neue Römiſche König und die Churfürſten

c) Fugger ib.

d) Müller l. c. p. 18—30.

ſten nach Achen, wo die Krönung nach altem Herkommen geſchehen mußte. Churfürſt Ernſt von Sachſen reiſte als Marſchall zu Lande voraus, die nöthigen Einrichtungen zu beſorgen. Die übrigen machten die Reiſe zu Schiffe auf dem Rhein. Unterwegens landeten ſie bey Boppard, um einen alten Gebrauch zu beobachten, der von der Zeit an aus der Uebung gekommen. Hier ſetzten ſie nämlich den neuerwählten König auf den Königsſtuhl [e]. der bey Renſe, einem Städtchen im Erzbisthum Köln, zwiſchen Boppard und Koblenz liegt, wo ehmals die Kaiſer Reichstage, und die Churfürſten Rathſchlagungen wegen der Kaiſerwahl zu halten pflegten. Von da ging die Reiſe über Köln nach Achen, wo die Krönung mit aller 1486. 19. Apr.
Feyerlichkeit vollzogen wurde.

Nach dieſer Wahl bis zu Kaiſer Friedrichs Tode, war Maximilian theils mit den Ungariſchen, theils mit den Niederländiſchen und Franzöſiſchen Angelegenheiten beſchäftigt. Alles, was dahin gehört, iſt, des Zuſammenhangs wegen, im erſten Kapitel angeführt. Friedrich III. ſtarb am 19. Auguſt 1493. Unmittelbar darauf trat Maximilian die kaiſerliche Regierung an; vermöge ſeiner Würde eines Römiſchen Königs war er dazu berechtigt. Aber des Kaiſertitels enthielt er ſich, der Wahn herrſchte noch, daß die Wahl der Deutſchen ihrem Oberhaupte zwar wohl die Gewalt, aber nicht den Namen eines Kaiſers verſchaffte, daß dieſer nur durch die päbſtliche Krönung erworben würde. Sollen wir uns aber jetzt nach einem Vorurtheil richten, das damals herrſchte? ſollen wir Maximilian nicht eher Kaiſer nennen, als bis er ſelbſt endlich den Muth faßte, einen Titel zu führen,

e) Müller ib.

ren, der ihm zukam, ſo bald er die Rechte wirklich beſaß, die der Titel bezeichnet? Es würde viel eher Affektation ſeyn, als Beobachtung des Coſtume.

Groß und zum Theil gegründet waren die Erwartungen von Maximilians Regierung. Schön von Bildung, angenehm von Manieren, mit allen nützlichen und angenehmen Kenntniſſen begabt, die man zu ſeiner Zeit erwerben konnte; beredt, thätig, kühn; der geſchickteſte ſeiner Zeiten, in allen ritterlichen Uebungen würde er fähig geſchienen haben, ſeine Stelle würdig zu bekleiden, wenn er auch noch nicht Gelegenheit gehabt hätte, ſich in einer geſchäftigen Sphäre zu zeigen. Aber die vormundſchaftliche Regierung, die er ſeit ſechszehn Jahren in den Niederlanden geführt hatte, wurde als ein entſcheidender Beweis ſeiner Regentenfähigkeiten angeſehen. Die dort ſo oft ausgebrochenen Unruhen ſchrieb man theils dem Uebermuth der reichen Flandriſchen Städte zu, theils den geheimen Aufwiegelungen und öffentlichen Aufmunterungen des Franzöſiſchen Hofes. Und der doppelte Umſtand, daß der größte Theil der Niederländer Parthey für Maximilian genommen, und daß der Franzöſiſche Hof ſo wenig Vortheil davon gezogen hatte, erweckte die vortheilhafteſte Begriffe von Maximilians Betragen und Charakter. Beyde Umſtände, wenn ſie Wirkungen ſeiner Klugheit und ſeiner Maaßregeln waren, gereichten ihm zu deſto größerer Ehre, da er ſehr jung nach den Niederlanden gekommen, und unter einem ſehr ſchwer zu regierenden Volke ſich gewiſſermaßen ſelbſt überlaſſen, wenigſtens von ſeinem Vater weder mit Rath noch mit Geld unterſtützt war. Dieſer letzten Urſache, der Abneigung Friedrichs (denn dafür hielt man es; in der That war es Unvermögen) ſeinem Sohn mit Gelde beyzuſtehen,

ſchrieb

ſchrieb man die Verlegenheiten zu, in die Maximilian oft gerathen war, und die ihn an der Vollendung manches großen Unternehmens gehindert hatten. Erſt ſpäter ſah man, daß es ihm an vielen ökonomiſchen Tugenden fehlte, wiewohl nicht an allen, noch in ſo hohem Grade, als von fremden Schriftſtellern, die ſeiner gedacht, behauptet wird.

Bey dem Antritt ſeiner Regierung befand ſich Deutſchland noch in dem nämlichen Zuſtande, in dem es ſchon ſeit einigen Jahrhunderten, ſeit dem Verfall der kaiſerlichen Gewalt durch die feindſeligen Bemühungen des Statthalters Chriſti gerathen war. Ein Zuſtand, der den ſonderbarſten Contraſt mit ſich ſelbſt formirte. Deutſchland konnte in dieſen Zeiten, in Anſehung ſeines äußerlichen Wohlſtandes mit den glücklichſten Ländern in Europa, ſelbſt mit Italien verglichen werden. Es war in einzelnen Theilen, reich, mächtig, wohl geordnet; es war voll großer, blühender Städte, die wegen ihrer guten und weiſen Einrichtungen bey auswärtigen Völkern in großem Ruf, in großer Achtung ſtanden. Aber eben dieſes Deutſchland war im Ganzen ohnmächtig, arm, ohne Geſetze, ohne Ordnung, der Sitz der Anarchie und Barbarey, ein Räuberneſt. Dieß ſind keine geſuchte Antitheſen; dieß ſind wahre Bemerkungen, die jeder aufmerkſame Fremde, nach einem kurzen Aufenthalt in Deutſchland wirklich machte. Ein geiſtvoller Italiener, Auguſtin Patritius, der als Secretär den päbſtlichen erſten Geſandten auf den Reichstag zu Regensburg 1471. begleitete, war voller Verwunderung, als er Deutſchland bey ſeiner Ankunft, ſchöner fand, als man in Italien glaubte. Er ſchrieb an einen Kardinal: „Deutſchland iſt viel prächtiger und ſchö„ner, als es unſre Italiener glauben, es iſt jenem

„alten

„alten Deutſchlande, das Cäſar, Tacitus und andre „beſchrieben, im geringſten nicht mehr ähnlich, weder „in Anſehung ſeines äußerlichen Zuſtandes, noch an „Sitten. Hier ſind viel Städte, die an Volksmen„ge, an Schönheit der Gebäude, an Pracht der Tem„pel, und an allen, was einer Stadt Glanz giebt, „unſern Italieniſchen Städten nicht viel weichen, ja „ſie manchmal übertreffen“ f). Aber ein andrer Italiener ebenfalls von vielem Geiſte, der päbſtliche zweyte Legat auf dem nämlichen Reichstag, bediente ſich in einem Brief an den Kardinal folgender Worte. Er meldete ihm, daß die Venetianiſchen Geſandten ſich zu Paſſau, aus Furcht vor Räubern, verweilen müßten; er fügt hinzu: „Sie berichten, es ſey „für ſie nirgends ſicher durchzukommen; denn „mit einem Worte, von ſehr großem Umfange iſt „Deutſchland, es iſt ſehr mächtig, hat vielen und „großen Adel; aber dieß Deutſchland — es iſt ganz „Ein Räuberneſt, und unter dem Adel iſt derjenige „der berühmteſte, der der größte Räuber iſt“ g). Man könnte denken, dieß ſey nicht ſo buchſtäblich zu nehmen. Furcht und Mißvergnügen hätten dem Italiener dieſe Ausdrücke eingegeben; Mißvergnügen darüber, daß ſein Geſchäfte nicht beſſer von Statten ging, und Furcht, die etwa einige Befehdungen unter ſeinen Augen bey ihm erregten. Ein weichlicher Italieniſcher Prälat, dem es unter dem rauhen deutſchen Himmel nicht nach Wunſche ging, konnte ſehr geneigt ſeyn, aus einzelnen Auftritten von Wildheit auf eine völlige Verwilderung des Ganzen zu ſchlieſſen.

f) Auguſtini Patritii Epiſtola ad Iacobum Card. Papienſem, apud Freher. T. II. p. 288.

g) Ioh. Anton. Campani ep. IV. ad Card. Pap. apud Freher. T. II. p. 294.

ſen. So würden wir ſelbſt vermuthen, und die angezogene Worte keiner Aufmerkſamkeit werth halten, wenn die Zeugniſſe einheimiſcher gleichzeitiger Schriftſteller uns nicht nöthigten, ſie für ein unübertriebenes wahres Gemälde zu erkennen.

Einzelne Theile von Deutſchland, Städte waren ſo mächtig, daß ſie mit auswärtigen Reichen Kriege führten, ihnen Geſetze vorſchrieben, als gebetene Vermittler ihre Streitigkeiten entſchieden. Dieſe Städte in der nordiſchen Hälfte von Deutſchland, die unter dem Namen der Hanſe bekannt ſind, hatten die höchſte Stufe ihrer Macht zwar ſchon im vorhergehenden Jahrhunderte erreicht. Sie fiengen jetzt ſchon an allmählig zu ſinken, ſeitdem ſie an den Niederländern, an den Nordiſchen Reichen, und an England, unermüdete Rivale bekommen hatten: aber noch herrſchten ſie auf dem Nordiſchen Meere. In dem langen Kriege zwiſchen König Erich, der die drey Nordiſchen Kronen beſaß, und dem Grafen von 1413—
Holſtein, traten ſie bald als Schiedsrichter, bald als 1435.
Bundsgenoſſen von großem Gewichte auf. Sie hatten in dieſem Kriege Flotten von hundert, ja von zwey hundert und ſechzig Schiffen [h]). Mit England geriethen ſie in einen Krieg, der verſchiedene Jahre währte. Der Friede wurde endlich zu Utrecht geſchloſſen. Der Hanſe wurden aufs 1474.
neue die Freyheiten in England zugeſtanden, die ſie ſich ſchon längſt erworben, die man aber von Engliſcher Seite verſchiedentlich geſucht hatte, einzuſchränken. England bezahlte ihnen zur Schadloshaltung, Zehntauſend Pfund Sterlinge. Ihnen wurde außer den Häuſern und Grundſtücken, die ſie in

h) Holberg Däniſche Geſchichte 1 Th. p. 554. Gebhardi Geſchichte von Dännemark 1 Th. p. 662.

in England ſchon beſaßen, worunter der Stahlhof zu London gehörte, auch noch zugeſtanden, das Londnerthor, das Biſchofsthor genannt zu beſitzen und zu verwahren. Hingegen ſollten die Engländer berechtigt ſeyn, nach Preußen und andern Häfen der Hanſe zu ſchiffen und zu handeln [i]). Aus den meiſten Artikeln dieſes Vergleichs erſieht man, daß die Hanſe damals den Engländern an Seemacht überlegen war.

Auch im ſüdlichen Theile von Deutſchland lagen viel reiche und mächtige Städte. Sie waren reich theils durch den Weinhandel; die franzöſiſchen Weine waren noch nicht ſo bekannt; der Rheinwein wurde viel häufiger in benachbarte Lande verfahren [k]), theils durch den Zwiſchenhandel, den ſie zwiſchen Italien, Deutſchland, den Niederlanden, Böhmen, Schleſien, Ungarn und Polen führten. Unter dieſen Städten gab es einige, die zwanzigtauſend Bürger, ja darüber zählten, die alle in Waffen geübt und bereit waren, ihre Freyheit, deren Werth ſie kannten, zu vertheidigen. Nur ſtanden dieſe Städte in keiner ſo genauen Verbindung, wie die von der Hanſe. Und ſie würden, hätten ſie dergleichen eingegangen, ſich gegen die benachbarten Fürſten nicht behauptet haben. Eine einzige reiche Seeſtadt kann die Herrſchaft zur See gegen ein ganzes Königreich, dem es an Gelde fehlt, behaupten; eine Stadt mitten im Lande kann ihr Schickſal glücklich preiſen, und verdient allen Ruhm, wenn ſie ihre Freyheit unverletzt zu erhalten weiß.

Wenn es auch an hiſtoriſchen Zeugniſſen fehlte, ſo würde man doch aus dem Wohlſtand dieſer Städte

ſchließen

i) Du Mont T. III. P. I. p. 468. Rymer XI. p. 792.

k) Lehmanns Speyer. Chronik p. 292.

ſchließen müſſen, daß ſie gute Einrichtungen und Anſtalten hatten. So verhielt ſichs wirklich. Sie waren auswärtig berühmt wegen ihrer freyen und weiſen Regierungsform, wegen ihrer guten Geſetze, wegen der Erfindſamkeit und Induſtrie, zugleich aber auch wegen des Muths und der Tapferkeit ihrer Bürger. Sie waren zu Konſtantinopel, eh dieſes von den Türken erobert war, als freye, reiche und glückliche Städte bekannt [l]). So auch in Italien, damals unſtreitig dem erſten Lande in Europa, in Anſehung der Kultur. „In Deutſchland," ſagt Macchiavelli, „iſt keine Stadt, die nicht einen Vorrath „an öffentlichen Geldern hätte; jeder ſagt, die Stadt „Straßburg allein habe einige Millionen Gulden lie„gen. Sie haben vortrefliche Einrichtungen; jede „Stadt hat Vorrath an Lebensmitteln und Feurung „auf ein ganzes Jahr, ſo daß ſie, im Fall einer Be„lagerung, das Volk ein ganzes Jahr unterhalten „können. — An Kriegsvolk werben ſie wenig; denn „ſie halten ihre Bürger dazu an, ſich in den Waffen „zu üben. An Feſttagen, ſtatt zu ſpielen, üben ſich „dieſe mit Büchſen, jene mit Lanzen oder mit andern „Waffen. Wer den andern übertrifft, bekömmt ge„wiſſe Preiſe, oder gewiſſe Ehrenbezeugungen" [m]).

Dieſe Städte hatten viel früher, als das übrige Deutſchland die Nothwendigkeit eingeſehen, ſich die Erfahrungen anderer Nationen zu Nutze zu machen; ſich in Regierungsſachen nicht blos auf eigene Vernunft

l) Laonici Athenienſis hiſt. rerum Turcic. lib. II. apud Freher. T. II.

m) Macchiavelli ritratti delle coſe della Alemagna pag. 102.

nunft zu verlaſſen, ſondern von alten und neuen zu lernen; ſie waren die erſten geweſen, die ſich des Raths gelehrter Männer bedient hatten. So hatte die Stadt Speyer um das Jahr 1321 den Magiſter Heinrich von Fulda, Profeſſor beyder Rechte, und bald nachher den Magiſter Ulrich von Wegeſode, nebſt andern in ihre Dienſte genommen [n]). Die Städte hatten zuerſt angefangen, alle Geſchäfte ſchriftlich zu verhandeln, über Einkünfte und Ausgaben Rechenbücher zu halten [o]). Im vierzehnten Jahrhundert waren in vielen dieſer Städte Revolutionen in der Regierungsform vorgegangen. Die Ariſtokratie war der Demokratie näher gebracht. Man war dabey mit aller der Klugheit, mit allen den Einſichten zu Werk gegangen, die man an den Römern und Griechen bey ähnlichen Auftritten wahrnahm [p]). Wie hoch die Geſetzgebung in dieſen Städten geſtiegen war, beweiſen die Sammlungen ihrer verſchiedenen Rechte.

Aber auch die Fürſten hatten angefangen ſich der Geſetzgebung anzunehmen. Die Gelehrten, die die Römiſchen Rechte ſtudirt hatten, trugen viel dazu bey. Ohne hier zu unterſuchen, ob die Einführung dieſer Rechte eine Wohlthat für Deutſchland war, muß man geſtehen, daß den Männern, die ſie beförderten, der Ruhm gebührt, die Aufmerkſamkeit der Fürſten auf die Geſetzgebung gelenkt zu haben. Ihnen war es zu danken, daß die Fürſten endlich einſahen, daß es, um die Pflichten eines Regenten zu erfüllen, nicht genug iſt, tapfer und bieder zu ſeyn, daß er auch Kenntniſſe beſitzen muß. Wenn es wahr iſt, was einſichtsvolle Män-

n) Lehmann l. c. p. 703.

o) Idem ibidem.

p) Ein Exempel davon bey Lehmann ib. p. 703.

Männer behaupten, daß die Wiſſenſchaft der Rechte die geſchickteſte iſt, den Verſtand zu ſchärfen und zu ſtärken q); ſo war es gewiß kein Unglück für Deutſchland, daß dergleichen Männer jetzt bey den meiſten Höfen in Anſehen kamen, und über die Geſchäfte zu Rathe gezogen wurden. Ihr großer Einfluß erhellet aus den Briefen des oben angeführten Italieners Patritius, der auf dem Reichstage zu Regensburg ſehr gute Beobachtungen machte. Zwar war er kein Freund der deutſchen Rechtsgelehrten; aber die Urſache ſeiner Abneigung gegen ſie macht ihnen keine Schande. Er ſagt von den deutſchen Fürſten, ſie vertrauten alle Geſchäfte ihren Räthen; nach deren Gutdünken würde alles geführt. Er fährt fort: „unter dieſen ſind „einige Gelehrte, die, mit Genie und Liſt begabt, „alles nach ihrem Gutdünken drehen und wenden. „Die finden ihren größten Ruhm darin, daß ſie zu „den Verſammlungen berufen und von den Fürſten „um Rath gefragt, und daß ihre Antworten für „Delphiſche Orakel gehalten werden. Sie freuen ſich „über Veränderungen und wachſen unter den Streitigkeiten und Zwiſten der Fürſten. Durch neue

q) He (Mr. Grenville) was bred tho the law, which is in my opinion one of the fineſt and nobleſt, of human Sciences, — a ſcience, which does more to quicken and invigorate the underſtanding, than all the other Kinds of learning put together. Mr. Burke's Speech, april 19. 1774. Was den deutſchen Rechtsgelehrten dieſer Zeiten zur Laſt gelegt werden könnte, hat Moſer in der Vorrede zur erſten Ausgabe des erſten Theils ſeiner Osnabrückiſchen Geſchichte mit ein paar Winken angedeutet. Dieſe Vorrede enthält ein ſehr ſchönes Ideal zu einer deutſchen Geſchichte. Es iſt ein Verluſt für unſere Litteratur, daß der würdige Mann es nicht ſelbſt ausführt.

„Künſte bringen ſie es dahin, daß ſie ſcheinen ihren „Fürſten die Freyheit zu verſchaffen, ja ſie beſtreben „ſich, ſie von der Schuldigkeit gegen den römiſchen „Stuhl, den ſie ein hartes und drückendes Joch nen„nen, abwendig zu machen [r]." Aus dieſen letzten Worten ſieht man, warum der Italiener dieſen Deutſchen Rechtsgelehrten nicht gut war, weil ſie nämlich ihren Fürſten würklich guten Rath, aber zum Nachtheil des päbſtlichen Hofes, ertheilten.

Die meiſten Länder dieſer Fürſten waren in blühenden Umſtänden, ſo oft ſie nicht durch Befehdungen verwüſtet wurden. Die Zeugniſſe auswärtiger gleichzeitiger Scribenten beweiſen es. Man ſehe, wie ſich Aeneas Sylvius, der nachmals unter dem Nahmen Pius II. Pabſt wurde, der lange in Deutſchland geweſen war, in ſeinen Schriften ausdrückt. Es ſind wenig Provinzen, denen er nicht ein Beywort gibt, das ihren Wohlſtand anzeigt. Von der einen heißt es, ſie ſey gefüllt mit Städten, mit einem ſtarken Volke; von der andern, ſie ſey reich, mächtig; u. ſ. w. [s])

Dies wenige, was bisher angeführt iſt, wird den Leſer überzeugen können, daß Deutſchland in einzelnen Theilen weit glücklicher, von Barbarey und Anarchie weit entfernter, der Cultur weit näher war, als man ſich ſeinen Zuſtand in den mittleren Zeiten gewöhnlich vorſtellt. Einzelne Theile hatten gute Geſetze, weiſe Einrichtungen, wohlgeordnete Finanzen, tapfere und kluge Bürger. Gleichwohl gab es im Ganzen genommen keinen ſo ohnmächtigen, ſo verworrenen, ſo verwilderten Staat, deſſen Wohl von ſeinen Mitbürgern ſo vernachläßigt wurde, wie Deutſchland.

r) Aug. Patrit. l. c. p. 290.

s) Aeneas Silvius de ſtatu Europae ap. Freher. T. II.

land. Die Bande, wodurch alle Theile zu einem Ganzen vereinigt wurden, waren viel zu ſchwach, ſo widerſtrebende Glieder von ſo ungleicher Stärke zuſammen zu halten. Ein zuſammengeſetzter Staatskörper erfordert deutliche Grundgeſetze, die Verhältniſſe der ſämtlichen Mitglieder gegen einander und ihre Rechte und Verhältniſſe aufs genaueſte zu beſtimmen, und es muß für deren Ausübung hinlänglich geſorgt ſeyn. Bis dahin gab es in Deutſchland nur ein einziges, neulich erſt verfaßtes, das aber die Abſichten ſolcher Grundgeſetze bey weitem nicht erfüllte. Die güldne Bulle betraf nur die wenigſten von denen Punkten, die bey der Verbindung ſo vieler ſo ungleicher Staaten nicht unbeſtimmt bleiben konnten, ohne beſtändige Streitigkeiten, ohne unaufhörliche bürgerliche Kriege hervorzubringen. Und was das ſchlimmſte war, dieſe bürgerliche Kriege waren ſeit Jahrhunderten, nicht nur ſtillſchweigend durch das Herkommen, ſondern endlich gar ausdrücklich durch die Geſetze, durch die güldne Bulle ſelbſt gebilligt worden. Die Geſetze hatten jedem, der die Waffen führen konnte, das Recht gegeben, ſie gegen ſeine Mitbürger zu gebrauchen. Das Fauſtrecht war ein von dem Geſetzgeber beſtätigtes Recht geworden. Dies ſcheint parador. Gleichwohl iſt es eine Thatſache, die klar am Tage liegt. Freylich war es die Abſicht der Geſetzgeber nicht. Sie ſuchten ein Mittel wider das Uebel, wider die Privatkriege, die ſo ſehr überhand genommen hatten, aber indem ſie dies Mittel ſuchten, verfielen ſie auf eins, das gerade das Gegentheil ihrer Abſicht beförderte. Dies iſt vielleicht der merkwürdigſte Irrthum, den je Geſetzgeber begingen. Sie wollten die Befehdungen vermindern, und vermehrten ſie eben durch die Verordnung, die ſie darüber machten. Dieſe Verordnungen ſchrieben gewiſſe Formalitäten vor, ohne die man

 das

das Fauſtrecht nicht ausüben ſollte [t]). Aber eben dadurch wurde es ein wahres Recht, ſo bald jene Formalität nur beobachtet wurde. Der Zänker, der Raufer, der Räuber durfte nur, um ſeinen ſchwächern Nachbar in Ketten zu legen, ſeine Dörfer zu verbrennen, ſein Vieh wegzuführen, keine dieſer Formalitäten verſäumen, und er konnte vor der ganzen Welt behaupten, daß er geſetzmäßig gehandelt hätte. Nichts aber war leichter, als jene Bedingungen zu erfüllen. Sie beſtanden lediglich darin:

Man ſchrieb einen Fehdebrief oder Abſagebrief an denjenigen, den man befehden wollte. Ein ſolcher Fehdebrief fing ohngefähr mit der Formel an: „Wißt Ihr N. N.“ Hierauf wurden die Beleidigungen, über die man ſich beſchweren wollte, angeführt. Dann kam die Kriegsankündigung mit den Worten: „deswegen will ich Eurer und aller der Eurigen, Eurer Helfer und Helfershelfer Feind ſeyn.“ Man endigte mit der Schlußformel: „Und will ich hiedurch meine Ehre gegen Euch und die Eurigen bewahrt haben [u]).“ Einen Nutzen mag dieſe barbariſche Sitte geſtiftet haben. Vielleicht iſt mancher tapfere Ritter erſt dadurch aufgemuntert worden, leſen und ſchreiben zu lernen. Denn wenn er nun von ſeiner Burg irgendwo Gelegenheit zu einer Beute ſah, wenn er eben erfuhr, daß Kaufleute einer benachbarten Stadt, mit reichen Waaren unterweges waren, wenn ihm die Luſt anwandelte, dieſe zu überfallen, ſie niederzuwerfen, wie man es nannte, und ſich ihrer Güter zu bemächtigen, ſo mußte er nothwendig jemanden bey der Hand haben, der ihm ſeinen Fehdebrief

t) Goldaſt Reichsſatzungen T. I. 154.

u) Datt de Pace. P. I. lib. I. c. 15. p. 114. ſeq.

brief ſchrieb, den er der Stadt früh genug ſenden mußte, um ſeine Ehre zu verwahren. Fand ſich niemand, der ihm dieſen Dienſt leiſten konnte, ſo mußte er die Beute fahren laſſen; denn ſeine Ehre war ihm doch zu lieb. Seit jener Verordnung alſo erforderte es ſein Intereſſe, ſich die Fähigkeit zu erwerben, bey vorkommendem Fall den Abſagebrief gleich ſelbſt auf der Stelle ſchreiben zu können.

Man fügte noch mehr Vorſchriften hinzu, die alle die Ehre der Ritter betrafen. Der Abſagebrief mußte drey Tage und drey Nächte vor der wirklichen Beginnung der Feindſchaft in dem Hauſe desjenigen, den man befehden wollte, und zwar bey Tage abgegeben werden [x]). Derjenige, dem abgeſagt worden, mußte ſich ebenfalls drey Tage lang aller Feindſeligkeiten enthalten [y]). Alle Helfer oder Alliirte des Befehders mußten den Abſagebrief mit unterſchreiben; daher ſich unter dergleichen Briefen oft eine lange Liſte von Nahmen befindet. Man erklärte in dieſer Verordnung diejenigen für ehrlos, die jene Vorſchriften nicht beobachten würden. Die Geſetze, hieß es, ſollten nach der Strenge gegen ſie vollzogen werden. Allein man frägt mit Recht, wann die Geſetze hinlänglich gehandhabt wurden, einen Verächter ſolcher Formalitäten zur Strafe zu bringen, wie gieng es zu, daß ſie nicht Kraft genug hatten, das ganze barbariſche Weſen abzuſchaffen? die Wahrheit iſt, dieſe Verordnungen ſtanden blos auf dem Papier; da war niemand, dem man hinlängliche Macht anvertraut hatte, ihre Vollziehung zu beſorgen.

Es war ſchon ſchlimm genug für Deutſchland, daß alle die Mitglieder, die ſeinen Staatskörper ausmachten,

x) Datt l. c. p. 117.

y) Idem p. 120.

ten, das Recht hatten, einander zu bekriegen. In dem Bezirk eines Landes von ohngefähr 150 Meilen in der Länge und an die 200 in der Breite gab es an die dreyhundert und vierzig Staaten, (in ſo viele ohngefähr war das Reich zerfallen) die alle das Waffenrecht gegen einander hatten; alle gleich kriegeriſch, gleich wachſam, gleich bereit bey der geringſten Beleidigung zuzuſchlagen. So ein Zuſtand ließ ſchon nichts anders erwarten, als daß dieſer Bezirk ein ewiges Kriegstheater ſeyn würde. Will man vollends die Reichsritter mit zu dieſen Staaten rechnen, ſo waren ihrer viele tauſend, die dieſes gefährliche Recht beſaßen. Seitdem aber jene Formalitäten vorgeſchrieben wurden, konnten ſo gar alle Claſſen von Menſchen, bis zu dem geringſten der Nation die Waffen wider einander ergreifen, und behaupten, geſetzmäßig gehandelt zu haben, ſo oft ſie die Formalitäten nur nicht verſäumten.

Dies war nicht die einzige ſchädliche Wirkung jener gutgemeinten, aber ſchlecht überlegten Verordnung. Sie trug ſo gar ganz natürlich dazu bey, die Neigung zu Befehdungen auszubreiten und anzufeuern. Sie reizte die Ruhmſucht. Die Nation kannte keinen andern Ruhm, als den der Tapferkeit. Und dieſe Fehdebriefe waren ein neues Mittel, das die Geſetze ihnen darboten, ſich den Nahmen tapferer Ritter zu erwerben. Der Ruf eines Ritters wuchs in dem Verhältniß, wie er viele Fehdebriefe als Hauptperſon oder als Helfer unterſchrieben hatte. Der junge feurige Ritter mußte ein eben ſo heftiges Verlangen tragen, ſeinen Nahmen zum erſtenmal auf einem Fehdebrief zu ſehen, als man heut zu Tage bey einem jungen Officier erwarten kann, ſich in den Zeitungen zum erſtenmal gelobt zu ſehen. Dies Verlangen ſcheint ſo gar anſteckend geweſen zu ſeyn. Fehdebrie-

fe

ſe zu ſchreiben wurde eine Art von ſchwärmeriſcher Mode. Auch Leute aus geringen Ständen ſuchten eine Ehre darin, ſie mitzumachen. Im Jahr 1471 ſchickten die Schuhknechte zu Leipzig der dortigen Univerſität einen Fehdebrief zu [z]). In einem Kriege, den Pfalzgraf Ludwig mit einigen Städten in Schwaben führte, ſandten ſeine Becker jenen Städten einen Abſagebrief [a]). Die Becker und Buben des Markgrafen Jacob von Baden ſandten einen an die Städte Eslingen, Reutlingen und andre. Die Köche und Küchenknechte des Herrn von Eppenſtein an den Grafen von Solms [b]). Kenner der Archive verſichern, daß man dergleichen Denkmäler dieſer Raſerey unſrer Vorfahren zu Foliobänden antrifft [c]).

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß es oft die geringfügigſten Urſachen waren, um die der Zänker, der Räuber, die muthwilligen Befehdungen anfing. Ein Herr von Praunſtein befehdete im Jahr 1489 die Stadt Frankfurt, weil eine Frankfurtiſche Jungfer einem ſeiner Vetter einen Tanz verſagt hatte [d]). Aber die Art, wie die Befehdungen geführt wurden, ſetzt die ganze Barbarey dieſer Sitten erſt in ihr gehöriges Licht. Es giebt noch immer viele, die ſich einbilden, zu den Zeiten des Fauſtrechts hätten nur Ritter mit Rittern gefochten, Mann gegen Mann den Streit ausge-

z) Senckenberg Sel. jur. et hiſtor. T. IV. p. 416.

a) Datt l. c. p. 118.

b) Müller Reichstagstheater Friedrichs V. S. 97. Pütter Reichsgeſchichte in ihrem Hauptfaden entwikkelt, S. 373.

c) Schmidts Geſchichte der Deutſchen, IV. Th. S. 514.

d) Oelenſchlager N. Erläut. d. G. B. p. 296. Note 1.

ausgemacht. Verehren müßte man die Rittersitten, wenn dies ihre Sitten geweſen wären. Aber es verhielt ſich nicht ſo; eine Befehdung war eine grauſame Sache. Es ging nur zu oft über den wehrloſen her. Die vielen Verordnungen beweiſen es, wo geboten wird, den Ackersmann mit ſeiner Hacke, die Kindbetterinn, und die in ſchweren Krankheiten liegen, zu verſchonen [e]). Würde man dieſe Verordnungen ſo oft haben erneuern müſſen, wenn jene Helden ſie von ſelbſt beobachtet hätten? Selten wurde gefochten, aber überfallen, plündern und brennen war deſto gewöhnlicher. Das Brennen war ſehr gewöhnlich. Man darf nur die erſte die beſte alte Chronik nachſehen, und man wird finden, daß das Verbrennen der Schlöſſer, Dörfer, Häuſer und Hütten die große Kriegskunſt dieſer tapfern Zeiten war. Einem mit Raub und Brand Feindſchaft erweiſen, das war die gewöhnliche Formel, deren man ſich auch in Abſagebriefen bediente. Man hat Verträge aus dieſen Zeiten, wo die contrahirende Theile ſich das Recht vorbehielten, einer den andern, falls er die verabredete Punkte nicht hielt, durch Raub und Brand zur Erfüllung derſelben zu zwingen [f]). Man könnte denken, dies ſey nur das letzte Mittel geweſen, deſſen ſich ein aufs äußerſte gebrachter, zu ſehr gereizter Ritter in der Verzweiflung, oder ſeine Leute, oder allenfalls ein unwürdiger, der ſeinem Stande keine Ehre gemacht, bedient hätte. Aber nein; Dörfer, Städte und ſelbſt unſchädliche Kirchen zu verbrennen war die Operation, womit gewöhnlich ſelbſt größere Heere unter Anführung der Fürſten, ihre Feldzüge eröffneten. Hier ſind einige Beweiſe aus der Geſchichte eines Krieges, den

e) Datt l. c. p. 126. ſeq.

f) Datt l. c.

den ein faſt gleichzeitiger Autor beſchrieben hat. Im Jahr 1455 fing Herzog Ludwig von Bayern die Feindſeligkeiten gegen den Pfalzgraf Friedrich damit an, daß er das platte Land plünderte und die Wohnungen und Hütten der Bauern anzünden ließ [g]). Im Jahr 1459 fiel Herzog Ludwig von Bayern, nachdem er von Markgraf Albrecht einen Fehdebrief erhalten, in deſſen Land, nahm viele Schlöſſer und Feſtungen ein, zündete Dörfer an und machte viel Beute. Wie Herzog Ludwig nach Böhmen ging, ſo fiel Markgraf Albrecht in Bayern und brannte mit gleicher Wut alles ab [h]). Von Pfalzgrafen Friedrich, den Tritheim beſtändig lobt, verſichert er, dieſer habe die Gewohnheit nicht gehabt, die Wohnungen der armen Leute, das iſt, die Bauerhöfe zu verbrennen; er habe ſich aber ſo viel Brandſchatzung dafür zahlen laſſen, als ſie aufbringen können [i]). Da dieſes ein vorzügliches Lob ſeines Helden ſeyn ſoll, ſo erhellet daraus, daß dergleichen Grauſamkeiten allgemein gewöhnlich waren.

Der angeführte Autor bricht oft in bittre Klagen über die Brandmeiſter aus, die ſich bey den Kriegsvölkern befanden. Dieſe Leute waren dazu geſetzt, das Abbrennen der Schlöſſer, Dörfer und Flecken anzuordnen. Dieſe Leute, ſagt er, hätten nicht blos ſolche Kirchen, die mit Häuſern umgeben geweſen, ſondern

g) Trithem. Hiſtoria Belli Bavarici ap. Freher. T. II. p. 330. Seine Worte ſind: Ludovicus — praedas contra eum et incendia *pauperum* exercere coepit. Die Armen, armen Lüde, war die gewöhnliche Benennung, worunter man Bauern verſtand.

h) Trithem. l. c. p. 332.

i) Id. l. c. p. 346.

dern auch abgelegene, bey denen kein Haus geſtanden, abgebrannt k).

Aber

k) Man erweiſt den Bauern zu viel Ehre, wenn man glaubt, daß ſie zuerſt und allein in dem berühmten Bauerkrieg gebrannt hätten. Sie waren nicht die Erfinder dieſes rühmlichen Theils der damaligen Kriegskunſt in Deutſchland. Es war längſten etwas ſehr gewöhnliches; aber recht arg zu brennen war nur wenigen gegeben, nur den kriegeriſchen Genies. Götz von Berlichingen in ſeiner ſo naiven Erzählung ſeiner vermeinten ritterlichen Thaten, iſt nicht wenig zufrieden mit ſich ſelbſt, daß Carl V. auf einem Feldzuge in Champagne, auf ſein, Götzens Rath, wie er ſich ſchmeichelt, recht viel brennen laſſen. Hier ſind ſeine eigene Worte: „Darnach zogen wir in Frankreich, und huben an und brannten alles, was uns im Weg lag, da fing der Winter an und ging daher, und, wie kaiſerl. Majeſtät anfing zu brennen, das war meine Meinung, eh wir wegzogen, aus der Urſache, daß ich zu etlichen ſagte: ſoll kaiſerl. Majeſtät für mehr Städte nnd Flecken ziehen, als wie man denn davon ſagt, ſo wehren ſie ſich, wie wir dann jetzt geſehen haben; ſo iſt der Winter da, und haben wir nichts ausgerichtet, und wird große Koſten, Mühe und Arbeit, und dazu Leute koſten, und müſſen mit großen Nachtheil und Schaden wieder abziehen. Solches ſagte ich zu einem, der war ein großer, anſehnlicher und ſtarker Kriegsmann, der auch nicht unverſtändig, — er war kaiſerl. Majeſtät, der jetzo Kaiſer iſt, Ferdinands Diener, aber dazumal in Frankreich, da wartete er auf Maximilian, hochgedacht jetziger kaiſerl. Majeſtät Sohn; — ſagt ich zu ihm, wie vorgemeldt, ſoll kaiſerl. Majeſtät vor mehr Städte und Flecken ziehen, ſo wiſſen wir und habens geſehen, daß es harte Leute ſind und hart halten, und ſich auch weidlich wehren, ſollen wir nun vor einen Flecken ziehen, ſo geht der Winter daher — aber wenn ich Kaiſer Karl hieß, ſo deucht

mich,

Aber auch andre Grauſamkeiten wurden häufig ausgeübt, insbeſondre wenn Adliche und Städte einander befehdeten. Dies geſchah immer mit großer Erbitterung von beiden Seiten. Der Adel ſtatt einzuſehen, wie ſehr die Nachbarſchaft großer und reicher Städte den Werth ſeiner Landgüter erhöhte, ſah ſie mit neidiſchen Augen an und wünſchte ſie zu vertilgen. Statt ſich mit dem Antheil an ihren Schätzen zu begnügen, der ihm von ſelbſt zufließen mußte, wenn er ſeine Aecker und Meyereyen in Ordnung hielt, wollte er ihn von dem Bürger, den er auf der Heerſtraße überfiel, erzwingen, ſchleppte ihn auf ſeine Burg, und warf ihn in ein unterirrdiſches Gefängniß, wo er oft

mich, ich wollte den Weg nehmen, und ein Gedächtniß hinter mir laſſen, dermaßen brennen, daß ſie über hundert Jahr ſagen müßten, Kaiſer Karl wäre da geweſt. — Wie ich nun geſagt, alſo ging es auch; denn wie wir wegzogen, fing man an zu brennen, wie ich es im Sinn gehabt hatte. Nicht weiß ich, wer es Ihro Kaiſerl. Majeſtät gerathen hatte, oder iſt auch vielleicht Ihro Majeſtät meines Sinnes geweſt.“ Lebensbeſchreibungen Götzens von Berlichingen p. 243 ſeq. In der That Götzens Bewunderer können auf ihren Helden anwenden, was man von Cäſarn ſagt, eodem animo ſcripſit, quo pugnavit. In Italien war das Brennen im Kriege ſeit einigen Jahrhunderten ſo ungewöhnlich geworden, daß, als die Franzoſen unter Karl VIII. bey Eroberung des Königreichs Neapel dieſe Art zu zerſtören wieder gebrauchten, ganz Italien darüber in die größte Beſtürzung gerieth. Guicciardini lib. 1. p. 132. Und dieſe wilde Art ſeinem Feinde zu ſchaden, war vermuthlich eine von den Gründen, die die Italiener veranlaßte, die ſie berechtigte, die Kriegsvölker, die über die Alpen zu ihnen kamen, und dergleichen Grauſamkeit ausübten, Barbaren zu nennen.

oft im Elende umkommen mußte [l]). Die Einwohner der Städte blieben die Rache nicht ſchuldig, ſie begeg-

l) Es iſt ſehr zu vermuthen, daß diejenigen, die dieſen tapfern Rittern auf öffentlicher Straße in die Hände fielen, nicht ſelten ein grauſames Schickſal erfuhren. Dieß wird aus der innern Einrichtung einiger alten Raubſchlöſſer wahrſcheinlich. Es erregt Schaudern daran zu denken. In dieſen berühmten Sitzen der Freyheit, in dieſen Burgen waren in den Thürmen die ſo genannten Verlieſe; — Mördergruben, in die man die Beraubten hinunterſtürzte. Einige Nachrichten von der innern Beſchaffenheit ſolcher Verlieſe findet man in J. A. Silbermanns Beſchreibung von Hohenburg oder dem St. Odilienberge (Strasburg 1781) S. 133. und in dem Götting. Magazin II. Jahrgang 3tes St. p. 424. ſeq. Man findet auſſerdem in den alten Chroniken ſonderbare Züge von Grauſamkeiten, die dieſe Helden aus purem Muthwillen ausübten, ſo lange ſie ſich in ihren hohen Schlöſſern unüberwindlich glaubten. Unter den vielen Raubſchlöſſern, die Pfalzgraf Friedrich der Sieghafte zerſtörte, befand ſich Bugsberg, das denen von Roſenberg gehörte. Arnold und Michael von Roſenberg waren abgeſagte Feinde der Wirzburger Geiſtlichkeit. Wenn ihnen einige von denſelben in die Hände geriethen, machten ſie ſich das grauſame Vergnügen, ſie zu caſtriren. Einige ſtarben von der Operation. Auf dieſe clero-maſtyges wurden damals folgende Verſe gemacht:

Qui raſo capite praeſtas, proficiſcere cautus,
Iam tibi ſuccenſens nobilis ecce latet.
Eſſe piis clero propter ſua probra recuſat,
Quem regit antiſtes clarus in Herbipoli.
Qui vulgo praeſunt, clam nunc expectat, ut illis
Abſumat laeto pectore teſticulos.
Presbyter, ergo cave, maneas et in aedibus aſtu,
Ne ſic te miſerum ſauciet hoſtis atrox.
Nam mucrone malo quae ſurripit ipſe nefandus,
Nequaquam minima viſcera ſunt hominis.

Trithem. ap. Freher. T. II. 345.

begegneten ihrem adelichen Befehder wie einem Räuber; ſie ließen ihn öffentlich hinrichten.

Endlich begriff man, daß dem Unfug gewiſſe Formalitäten vorzuſchreiben, nicht hieß, ihn einſchränken, ſondern vielmehr ihn autoriſiren, und jene Verordnungen, die das Uebel ſtatt zu unterdrücken, befördert hatten, wurden aufgehoben m); wie wohl 1467.
nur auf fünf Jahr. Aber es wurde kein Tribunal errichtet, an das die Streitende ſich wenden konnten. Alle Befehdungen ſollten mit der Acht beſtraft werden. Aber für die Vollziehung der Strafe wurde nicht geſorgt. Ein Geſetz ohne Sanction konnte keine Wirkung haben. Deutſchlands Zuſtand blieb der nämliche.

Zwanzig Jahr nachher that man einen Schritt mehr. Man hatte alle Wirkungen des Uebels ſo ſehr empfunden; man war mit den benachbarten Nationen bekannter geworden; man hatte ſo oft Urſache gehabt, ſich der herrſchenden Wildheit zu ſchämen; die Männer, die die Römiſche Rechte kannten, die Doktoren, die Legiſten, wie man ſie zu nennen pflegte, hatten an den Höfen, wo ſie Einfluß bekamen, die Nützlichkeit und Nothwendigkeit guter Geſetze und ihre Handhabung ſo fleißig und ſo geſchickt empfohlen, daß alles bereit ſchien, die Hände dazu zu bieten. Wenigſtens wagte niemand öffentlich zu widerſprechen. Alle Befehdungen wurden aufs neue auf zehn Jahr verboten, und man that wenigſtens Vorſchläge zur Errichtung eines Tribunals, des Kammergerichts. Allein der Kaiſer und die Stände konnten über den Plan nicht einig werden. Dieß fiel auf eben dem Reichs-

m) Conſtitution des fünfjährigen Landfriedens, S. Goldaſt in den Reichsſatzungen 1. Th. p. 182.

Reichstage zu Frankfurt vor, auf dem Maximilian
1486. zum Römiſchen König erwählt wurde.

Da ein ſo unentbehrliches Mittel zur Erhaltung der Ruhe, ein Tribunal, nicht erlangt werden konnte; ſo nahm Kaiſer Friedrich III. ſeine Zuflucht zu einem Palliative, das zu mehr Endzwecken dienlich war. — Die Handlung macht erfindſam, in Anſehung der Mittel, Ordnung und Sicherheit zu befördern. Die Städte am Rhein und in Schwaben, die durch die Handlung groß und reich geworden waren, hatten ſchon früh angefangen, Bündniſſe mit einander zu ſchließen, um ſich und ihre Handlung gegen alle Gewaltthätigkeiten zu beſchützen. Sie hatten Kriegsvölker in Sold genommen, die Straßen, die ihre Bürger bereiſten und wo ihre Waaren paſſirten, von Räubern zu befreyen. Manchmal zwar arteten dieſe Bündniſſe aus. Manchmal dienten ſie zu Endzwecken des Ehrgeizes oder Eigennutzes. „Die Hunde“, ſagte ein Autor, der ſie näher kannte, „nahmen die Natur der Wölfe an; ſie ſollten die Räuber verfolgen und ſie ahmten ihnen nach.“

Einen ähnlichen Bund ſuchte jetzt Kaiſer Friedrich in Schwaben zu errichten, nicht blos unter den Städten, ſondern auch unter andern Ständen. Er gebot ſogar den Prälaten, Grafen, Freyen, Rittern und Städten in jenem Lande, bey Verluſt ihrer Freyheiten, ſich zur Handhabung des Landfriedens in eine freundſchaftliche Verſchreibung zuſammen zu thun und zu verbinden [n]). Man glaubt nicht ohne Grund, der

n) Kaiſer Friedrichs Reſcript d. d. Nürnberg den 26. Jun. 1487. it. den 4. October deſſelben Jahrs bey Datt lib. II. c. IV. p. 255. c. VI. p. 272. Fugger V. 31. p. 976.

der Kaiſer habe noch aus einer andern Urſache, als blos der öffentlichen Ruhe wegen, die Errichtung dieſes Bundes ſo angelegentlich betrieben; er habe geſucht ſich dadurch gegen die Herzoge George und Albrecht von Bayern zu verſtärken, die ſehr mächtig waren, und über die der Kaiſer ſich zu beklagen hatte. Se. Kaiſerl. Majeſtät wäre ganz von ihnen verachtet, ſagte Friedrich auf dem Reichstage zu Nürnberg 1487 °). Aber auch die Prälaten, Grafen, Fürſten und Städte in Schwaben fürchteten ſich vor der Macht dieſer Herzoge von Bayern, die ſich auf allen Seiten vergrößerten. Herzog Albrecht hatte Regensburg eingenommen. Dieſe Furcht vor dieſen beiden übermächtigen und durch die Uebermacht kühnen Nachbarn beförderte den Bund eben ſo ſehr, und vielleicht noch ſtärker, als die kaiſerliche Befehle. Es ging einige Zeit hin, ehe man einig werden konnte. Endlich wurde der Bund zu Eßlingen geſchloſſen, am 9. März 1488. Man nannte ihn eine Einigung, der gewöhnliche Ausdruck, mit dem man damals alle dergleichen Verträge zu bezeichnen pflegte. Vier Prälaten, drey Grafen, ſechszehn Herren, Ritter und Knechte, denn dies war noch eine ehrenvolle Benennung der unterſten Claſſe des Adels — und ſechs Städte unterſchrieben dieſe Einigung. Sie beſtand aus vier und dreiſſig Artikeln. Dem erſten zufolge ſetzten Prälaten, Grafen und Ritter eines Theils, die Städte andern Theils jeder einen Hauptmann, und gaben ihm neun Räthe zu. Dieſe zwey Hauptmänner und achtzehn Räthe wurden dem ganzen Bunde gemeinſchaftlich durch einen Eid verpflichtet. Im zweiten und den folgenden Artikeln bis zum dreyzehnten

°) Datt l. c. p. 257.

Bayerische Staatsbibliothek München

zehnten wurde genau beſtimmt, wie in Fällen, da Mitglieder des Bundes oder deren Unterthanen Rechtshändel mit einander bekämen, zur Entſcheidung dieſer Händel Richter aus den Bundeshauptleuten und Bundesräthen zu erwählen, und wie die Ausſprüche dieſer Richter zu vollziehen wären. Im vierzehnten und funfzehnten Artikel wurde feſtgeſetzt, daß und wie der geſammte Bund, ſo oft eines ſeiner Mitglieder von einem Fürſten, oder Herrn oder von einer Stadt angegriffen oder beleidigt würde, dieſem beleidigten Mitgliede Genugthuung verſchaffen ſollte. Nach dem ſiebzehnten ſollte das Loos entſcheiden, ſo oft die Bundesräthe und Hauptleute nicht einig werden könnten. Nach dem drey und zwanzigſten durfte kein Mitglied anderwärtige Verbindungen eingehen, bey keinem andern Fürſten, bey keiner andern Stadt in Dienſte treten, bey Strafe der Ausſchließung aus dem Bunde. Von jedem, der in den Bund aufgenommen wurde, nahm man eine doppelte Verpflichtung, eine eidliche und eine ſchriftliche; das Aufnehmungsrecht wurde den Bundeshauptleuten und Räthen zugeſtanden. Wenn aber Fürſten, oder fürſtenmäßige Herren, oder mächtige Communen einzutreten verlangten, ſo ſollten nach dem vier und zwanzigſten Artikel, die Prälaten, Grafen und Herren für ſich, und die Städte für ſich rathſchlagen, und hernach einander ihre Meinung eröffnen. Falls ſie nicht einig werden könnten, ſo ſollte jeder Theil, nämlich die Grafen und Herren für ſich und die Städte für ſich drey Männer ernennen und die gewählten ſechs Männer entſcheiden. Wenn auch dieſe ſich nicht vereinigen könnten, ſo ſollte einer durch das Loos gewählt werden, deſſen Ausſpruch entſcheiden ſollte [p]). Man kann dieſen Bund als

p) Datt l. c. p. 281. ſeq.

als ein ſchönes Muſter von einem Syſtem verbunde-ner Staaten betrachten.

Der Bund wuchs noch in eben dem Jahre, da er geſchloſſen war, auf dreyzehn Prälaten, zwölf Grafen, dreyhundert und funfzig Ritter, Herren und Knechte, und zwey und zwanzig Städte. Von Seiten der Ritter geſchah der Eintritt anfangs ungern, ja gezwungener Weiſe. Einer von den Hauptzwecken des Bundes, Verhütung der Befehdungen und Gewaltthätigkeiten, war nicht der Zweck der Ritter. Denen, die damit zögerten, gebot Kaiſer Friedrich, nicht länger zu ſäumen, bey Strafe, nicht nur von hundert Mark löthigen Goldes, ſondern ſelbſt der Acht [q]). Auch die Städte hatten anfangs ihre Bedenklichkeiten. Allein die guten Folgen einer ſolchen Verbindung leuchteten bald jedem in die Augen; der Bund bekam immer neue Mitglieder, und unter dieſen manches von großem Gewicht, den Grafen Eberhard von Würtemberg, den Markgrafen Philip von Baden, den Biſchof von Augsburg u. a. Sein Anſehn wuchs wie ſeine Stärke, und den Bundsgenoſſen gebühret der Ruhm, daß ſie von beyden nie ungerechten Gebrauch machten. Die erſte Wirkung ſeines Anſehns war, daß die Herzoge von Bayern Regensburg wieder herausgaben [r]). Und hiernächſt wurden Befehdungen und Gewaltthätigkeiten in dieſer Gegend viel ſeltner. Vierzig Raubſchlöſſer wurden durch den Bund zerſtört [s]). Der ſchon einmal angeführte gleichzeitige Autor, Tritheim giebt dem

q) Datt l. c. p. 287—288.

r) Bil. Birkheim. de Bello Heluet. ap. Freher. T. III. p. 65. 66.

s) Fugger V. 37. p. 1004.

Bunde das Zeugniß, daß er viele Kriege verhütet, oder gleich im Ausbruch erſtickt habe; daß er ſeit ſeiner Entſtehung bis zu der Zeit, da Tritheim ſchrieb, vier und zwanzig Jahr lang von Gerechtigkeit und Eintracht ſey beſeelt geweſen [t]). In einem Schreiben an den Pabſt rühmte ſich der Bund, daß nicht blos Schwaben, ſondern ganz Deutſchland, ja die Reiſende und die Kaufleute andrer Nationen die guten Wirkungen dieſer Verbindung erfahren hätten [u]).

Bey ſeiner Entſtehung hatte der Bund nur zwey Hauptleute und achtzehn Räthe. So wie aber die Anzahl ſeiner Mitglieder wuchs, wurde auch jener Zahl vermehrt. Das Bundesgericht bekam eine angemeſſenere Verfaſſung, und überhaupt wurden mehr Beamte nach Verhältniß der Menge und Wichtigkeit der Geſchäfte angeſetzt. Im Jahr tauſend vierhundert zwey und neunzig hatte der Bund über funfzehnhundert Reuter, und acht bis neuntauſend Fußknechte im Felde, dem Kaiſer zu Hülfe wider Herzog Albrecht von Bayern. Dieſes Heer führte ſechs und dreyßig Stücke mit ſich, ſechshundert ſieben und achtzig Wagen, und dreyhundert und dreyßig Zelte [v]). So viel vermochte ohngefehr der zehnte Theil von Deutſchland ohne große Anſtrengung. Um eben die Zeit beſtand die Macht, womit Karl VIII, König von Frankreich, ſeinen Lieblingsentwurf ausführen, und Neapel erobern wollte, und die man in Italien für die furchtbarſte hielt, die ſeit Jahrhunderten geſehen war, aus zwölftauſend Mann Fußvolk und ſechs bis ſiebentauſend Mann Reuter [w]).

t) Trithem. Chron. Hirſaug. ad a. 1487.
u) Datt l. c. p. 315.
v) Idem l. c. p. 445.
w) Guicciardini lib. I. p. 89.

Drittes Kapitel.

Inhalt.

Zuſtand der öſterreichiſchen Erbländer — Maximilians Vermählung mit der Mailändiſchen Prinzeßin Blanca Maria — Deren Oheim, Ludwig Sforza, erhält von Maximilian die Mailändiſche Belehnung — Innerlicher Krieg in Geldern — König Karl VIII. von Frankreich erobert Neapel und wird in Italien übermächtig — Maximilian tritt daher dem Venetianiſchen Bunde bey, und beruft einen Reichstag nach Worms — Seine Propoſitionen an die Stände — Er ſchlägt eine eilende und eine währende Hülfe vor — Nachrichten aus Italien von der Nothwendigkeit einer Reichshülfe gegen die Franzoſen — Erklärung der Stände, dieſe Hülfe nicht eher zu bewilligen, als bis Gericht und Frieden im Reiche angeordnet worden — Maximilian erklärt ſich bereit dazu — Entwürfe zu dem Endzweck — Abermalige Nachrichten aus Italien von dringender Nothwendigkeit einer Hülfe aus Deutſchland — Die Stände bewilligen dazu hundert und funfzigtauſend Gulden — führen zugleich verſchiedne Beſchwerden — Des Kaiſers Antwort — Die bewilligte Summe ſoll durch eine Anleihe aufgebracht werden; einige Umſtände bey Regulirung derſelben — Neue dringende Vorſtellung des Kaiſers, wegen Hülfe nach Italien; Antwort der Stände, die von Frankreich nicht ſo viel Nachtheil beſorgen wie der Kaiſer — Benehmen der Städte — Kurze abſchlägige Antwort der Stände auf das abermalige Verlangen des Kaiſers — Er giebt ſeine Einwilligung zu dem beſtändigen Landfrieden und zu dem Reichskammergericht — Project eines Reichsregiments — Andre verhandelte Punkte: wegen der Türken — wegen einer allgemeinen Contribution im ganzen Reiche, unter dem Namen des gemeinen Pfennigs — Sie

wird bewilligt, aber ſchlecht bezahlt — wegen eines oberſten Hauptmanns; Herzog Albrechts von Sachſen Bedingungen, wenn er dieſe Stelle übernehmen ſoll — Polizeygeſetze — Würtemberg zum Herzogthum erhoben — Zweykampf des Kaiſers — Begebenheiten in Italien.

Maximilian hielt ſich bey dem Tode ſeines Vaters zu Inſpruck auf; er beſchäftigte ſich hier mit Anſtalten wider die Türken, die zehntauſend Mann ſtark in Steyermark und Krain eingebrochen waren, bis Laybach geſtreift, und viertauſend Chriſten mit ſich weggeführt hatten. Auf ein allgemeines Aufgebot, das Maximilian ergehen ließ, waren ſchon funfzehntauſend Mann Miliz verſammlet. Allein die Türken zogen ſich mit der größten Geſchwindigkeit zurück [a]).

Von Inſpruck begab ſich Maximilian nach Wien, wo er dem Leichenbegängniß ſeines Vaters beywohnte, und die Regierung ſeiner Erbſtaaten antrat. Dieſe waren damals in Anſehung ihrer innern Stärke bey weiten das nicht, was ſie heut zu Tage ſind. Oben iſt ſchon erinnert worden, daß man dieſen Umſtand nicht aus dem Gedächtniß laſſen muß, wenn man dem Andenken dieſes Fürſten Gerechtigkeit erweiſen will. Man muß ſich hüten, daß man ſich dieſe Staaten bey Maximilians Regierungsantritt, nicht mit allen ihren heutigen vollkommenen Einrichtungen gedenke. Herrliche Länder waren es von Natur, aber das Geld war hier noch ſeltner, wie in irgend einer andern Gegend von Deutſchland. Außerdem waren ſie durch innerliche Kriege, und durch die mit Ungarn ſehr erſchöpft. Im erſten Kapitel ſind

einige

a) Fugger. V. 41. p. 1087.

einige Vorfälle angeführt, die dieſes beweiſen. Es läßt ſich hier nicht beſtimmen, wie groß Maximilians Einkünfte aus dieſen Ländern mögen geweſen ſeyn. Daß ſie aber ſehr unbeträchtlich waren, ſcheint aus dem Umſtande zu vermuthen, das im Jahr 1489, da Kaiſer Friedrich mit dem König Matthias von Ungarn wegen Niederöſterreich, das jener an dieſen hatte abtreten müſſen, in Unterhandlung ſtand, Matthias dieſes Land für ſieben hunderttauſend Gulden zurück geben wollte. Kaiſer Friedrich aber fand dieſe Summe zu groß, und wollte lieber den Tod des Königs abwarten, als eine ſeiner ſchönſten Provinzen nebſt der Hauptſtadt, dafür erkaufen. Man kann ohne Zweifel annehmen, daß Matthias bey jener Forderung die Einkünfte von mehr als einem Jahre in Anſchlag brachte, und vermuthlich berechnete er ſie viel höher, als der rechtmäßige Fürſt ſie treiben konnte.

Aus den Einkünften dieſer Erbſtaaten mußte gleichwohl Maximilian die Koſten ſeiner weitläuftigen Unternehmungen beſtreiten. Die Frage iſt nur, ob er hinlängliche Gründe hatte, ſich in dieſe Unternehmungen einzulaſſen. Eine vollſtändige Darſtellung der damaligen politiſchen Angelegenheiten wird zeigen, daß ſeine Gründe wenigſtens immer ſehr wichtig waren, und daß ſie zu ſeiner Zeit nicht blos ihm, ſondern allen, denen die Ehre des Reichs am Herzen lag, hinlänglich und entſcheidend vorkommen mußten.

Von Wien begab ſich Maximilian nach Inſpruck zurück, und vollzog hier ſeine zweyte Heirath mit der Mailändiſchen Prinzeßin, Blanca Maria, aus dem Hauſe Sforza. Ihr Eltervater, Muzio Sforza, hatte ſich vom Bauerknaben zum Poſten eines Condottiere erhoben. So nannte man in Italien diejenigen, die auf eigne Koſten Kriegsvölker hielten, und

1494. 16. März.

und damit dem meiſtbietenden Staate dienten. Sein Sohn Franz Sforza, gelangte durch Uſurpation zum Beſitz des Herzogthums Mailand, eines Deutſchen Lehns, ohne ſich um die Inveſtitur zu bekümmern. Franzens Sohn und Nachfolger, Galeazzo Maria, ſuchte ſie eben ſo wenig. Er war ſchon todt, als ſeine Tochter Blanca Maria mit Maximilian vermählt wurde. Ihr Bruder Giovan Galeazzo war zwar, den Jahren nach, mündig, allein blöde vom Verſtande; ſein Oheim, Ludwig, dem die Italiener den Zunamen il Moro geben [b]), führte die Regierung. Dieſer Ludwig war es, der die Heirath zwiſchen ſeiner

b) Die Franzoſen nennen ihn le Maure. Guicciardini ſagt lib. III. p. 290. dieſer Beyname ſey ihm ſchon als Kind wegen ſeiner ſchwarzen Farbe gegeben. Hingegen verſichert Iovius in Elogiis etc. pag. 128. Ludwig ſey ſehr blaß geweſen, aequo pallidior. Und den Anlaß zu ſeinem Beynamen habe die Eitelkeit des Herzogs gegeben, der einem Maulbeerbaum zum Sinnbild ſeiner eignen Klugheit führte. Der Maulbeerbaum blüht ſpät, nicht eher als bis alle Winterwitterung völlig vorüber iſt. Seine Blüte verwandelt ſich bald in Frucht, und dieſe reift geſchwind. Dieſer Eigenſchaft wegen, ſoll der Baum ein Bild der Klugheit ſeyn, und Ludwig bildete ſich auf die ſeinige nicht wenig ein. Er übertraf in der That ſeine Zeitgenoſſen an Ueberſicht der Lage der Staaten gegen einander, an richtiger Beurtheilung, an Menſchenkenntniß, an Biegſamkeit des Geiſtes und an vielen andern politiſchen Talenten. Allein im übertriebenen Vertrauen auf dieſe ſeine Fähigkeiten verwickelte er ſich in Händel, die ihn endlich um die Früchte aller ſeiner Ränke, und um ſeine perſönliche Freyheit brachten. Guicciardini ſagt doch auch, daß der Beyname il Moro, den man ihm anfangs wegen ſeiner Farbe gegeben, nachher behalten ſey, um ſeine Verſchlagenheit zu bezeichnen, und das

ner Nichte, Blanca Maria und Maximilian zu Stande brachte. Er gab ihr eine Mitgift von vierhunderttauſend Ducaten an Gelde, und von vierzigtauſend Ducaten an Juwelen und andern Koſtbarkeiten [c]). Maximilian dagegen verſprach und gab ihm, ſo bald jene Summe bezahlt war, die Belehnung von Mailand. In dem zu Antwerpen ausgefertigten Belehnungsbrief wurde dieſem Ludwig, außer einer großen Menge anderer Lobſprüche, zum wichtigen Verdienſt angerechnet, daß er ſo viel Treue gegen das Reich bewieſen, und dieſem das Herzogthum Mailand gerettet hätte, da es ſchon in Gefahr geweſen, in die Hände der Feinde des Reichs zu gerathen [d]). Den jungen Herzog Giovan Galeazzo ſchloß Maximilian von der Belehnung aus, weil er, ohne ſie zu ſuchen, ſich des Herzogthums angemaßt hatte. Maximilian hielt es auf der einen Seite für etwas ſo weſentlich nothwendiges, die Verbindungen des Reichs mit Italien zu unterhalten, und er ſah auf der andern Seite ſo ſehr ein, daß die deutſche Verfaſſung keine wirkſame Mittel zur Erreichung dieſes Entzwecks darbot, daß er kein Bedenken trug, die freywillige Erbietungen des Ludwig Sforza anzunehmen, und die Lehnsverbindung mit dieſem ſo wichtigen Herzogthum

das habe er gern geſehen. Es iſt alſo dieſer Beyname wegen des Doppelſinns, der darin liegt, unüberſetzlich.

c) Fugger VI. 1. p. 1091. Guicciardini I. p. 47.

d) Du Mont T. III. P. II. p. 333. Müller Reichstagstheater unter Maximilian 1 Th. 2 Vorſt. p. 264. conf. Häberlins neue Hiſtorie IX. B. S. 14. Note f, wo gezeigt wird, daß der Lehnbrief 1494. ausgefertigt iſt, nicht 1495. wie bey Du Mont und andern ſteht, die ihn haben abdrucken laſſen.

thum wieder anzuknüpfen, ohnerachtet es auf Koſten ſeines Schwagers Giovan Galeazzo geſchehen mußte. Uebrigens war das Haus Sforza durch die Waffen zu eben ſo großem Anſehen, gelangt als das Haus Medicis, mit dem in der Folge die Könige von Frankreich Heirathsverträge einzugehen kein Bedenken trugen, durch die Handlung. Der Churfürſt von Sachſen, die drey geiſtlichen Churfürſten und Erzherzog Sigmund von Tyrol ſollen Maximilian zu dieſer Heirath gerathen haben e). Jene Belehnung wurde indeß geheim gehalten.

Maximilian verfügte ſich bald nach ſeiner Vermählung nach den Niederlanden, wo er einen Krieg zu führen hatte, der ſchon ſeit geraumer Zeit ausgebrochen und nicht ſo wohl gefährlich, als läſtig war; der Feind, mit dem er zu thun hatte, war Karl von Egmond, der auf das Herzogthum Geldern und die damit verknüpfte Grafſchaft Zütphen Anſpruch machte. Schon ſeit dem Tode Herzogs Reinold IV. aus dem Zütphiſchen Hauſe war wegen der Succeſſion in Geldern ein Streit entſtanden, zwiſchen dem Herzoge von Berg und dem Herrn von Egmond. Kaiſer Sigmund hatte anfangs zu Egmonds Gunſten geſprochen. Allein in der Folge gab er dem Herzoge von Berg die Belehnung. Egmond, der die Länder in Beſitz hatte, wollte ſich behaupten, und wurde im Jahr 1433. in die Acht erklärt. Kaiſer Friedrich fing auch damit an, Egmond für den rechtmäßigen Herzog zu erkennen, endigte aber damit, daß er ebenfalls dem Herzog von Berg die Lehn ertheilte, und Egmond von neuem in die Acht erklärte. Aber ein ſchwerers Unglück, als die Acht, kam über die Egmondiſche Familie.

e) Fugger VI. 1. p. 1091.

milie. Der alte Herr von Egmond, Arnold, hatte ein moraliſches Ungeheuer zum Sohn, der ſeinen Vater ſechs Jahr gefangen hielt, aus keinem andern Grunde, als weil er ihm zu lange lebte. Der Unmenſch, Adolf war ſein Name, ſcheute ſich nicht, dieß öffentlich zur Rechtfertigung ſeines Betragens anzuführen [f]). Der Kaiſer und der Pabſt trugen endlich dem Herzoge von Burgund, Karl dem Kühnen, auf, den Vater mit dem Sohne auszuſöhnen. Die unverſchämte Hartnäckigkeit des Sohns bewog Karln, ihn gefangen zu nehmen, um dem Vater Freyheit und Sicherheit zu verſchaffen. Allein die Geldriſchen Stände, die auf des Sohns Seite waren, machten dem alten Mann ſo viel Verdruß, daß er ſeine beyden Länder an Herzog Karl von Burgund, für dreymal hunderttauſend Gulden verpfändete, der ſich nun mit dem Herzoge von Jülich und Berg, vermittelſt einer Summe von achtzigtauſend Gulden, die er ihm zahlte, abfand [g]). Kaiſer Friedrich belehnte Herzog Karl mit Geldern bey der berühmten Zuſammenkunft zu Trier 1473. Geldern und das damit verbundene Zütphen gehörten alſo nun zu den Burgundiſchen Staaten. Maximilian und ſeine Gemahlin, Maria von Burgund, empfingen die Belehnung darüber vom Kaiſer Friedrich III. 1478 [h]). Indeſſen waren die Einwohner von Geldern und Zütphen dem Egmondiſchen Hauſe ſehr ergeben. Adolf hatte zwey Söhne hinterlaſſen, Karl und Philip. Den älteſten, Karl erklärten die Gelderer für ihren Herzog, zu der Zeit, als Maximilian mit den Flandriſchen Unruhen genug zu thun hatte. Karl von Egmond wurde von Frank-

reich

f) Commines IV. 1. p. 110.

g) Wagenaar Niederl. Geſch. Th. II. p. 197. 198.

h) Müller l. c. p. 253.

reich unterſtützt. Maximilian konnte ihn nie völlig bezwingen, noch zum ruhigen Beſitz des Landes gelangen. Selbſt in dieſem Jahre 1494. eroberte er zwar Rüremonde, belagerte aber Niemegen vergeblich. Hierauf übertrug er dem Herzoge von Sachſen die Führung des Krieges, und verfügte ſich nach Löwen, um hier ſeinem Sohn, Erzherzog Philip, der ſeine Mündigkeit erreicht hatte, die Regierung der Burgundiſchen Staaten zu übergeben. Für Maximilianen war es ohne Zweifel ein ſehr gelegener Umſtand, ſeine Vormundſchaft gerade um dieſe Zeit niederzulegen, da ihm dasjenige, was in Italien vorging, ſeine Hauptaufmerkſamkeit zu verdienen ſchien. In dieſem Lande eröffnete ſich ein weites Feld für ſeine Thätigkeit. Die Begebenheiten, die hier vorfielen, hatten zu viel Einfluß ſelbſt auf Deutſchland, als daß es genug wäre, ſie nur obenhin zu erwähnen. Ohne die Italieniſche Händel und ohne das Verlangen, das Maximilian hatte, ſie zu entſcheiden, hätte vielleicht Deutſchland den beſtändigen Landfrieden und das Kammergericht noch nicht im Jahr 1495. bekommen. Es iſt alſo nöthig, dieſe Vorfälle zwar nicht weitläuftig, aber doch hinlänglich auszuführen, wenn anders die Geſchichte eine Darſtellung des Zuſammenhangs der Urſachen und Wirkungen ſeyn ſoll.

Die Italieniſchen Staaten übten ſchon in dieſen Zeiten und noch früher diejenige Politik aus, die von den übrigen Europäiſchen Mächten erſt im ſechszehnten Jahrhundert befolgt wurde. Sie ſuchten einander im Gleichgewicht zu erhalten. Venedig aber hatte doch das Uebergewicht durch ſeinen Reichthum, durch ſeine auswärtigen Beſitzungen, durch ſeine Flotte, durch ſeinen Handel bekommen. Dieſe Republik hatte auch angefangen, ihre Ueberlegenheit zur Erweiterung ihrer Beſitzungen in Italien dergeſtalt zu nutzen,

daß

daß die übrigen Italiener auf den Verdacht geriethen, Venedig habe den Plan gemacht, ſich die Herrſchaft in ganz Italien zu erwerben. Der päbſtliche Hof kam als weltliche Macht noch nicht in Betrachtung. Ferrara, Bononien, Urbino gehörten noch nicht zum Kirchenſtaat. Ravenna beſaßen die Venetianer; in dem übrigen waren die Colonna's, die Urſinis und einige andre Familien im Beſitz der Macht. Aber der päbſtliche Hof fing ſchon an einzuſehen, daß die Vorurtheile, auf die ſein Anſehen, als Oberhaupt der Kirche ſich ſtützte, mit der Zeit verſchwinden könnten, und daß es gegen die Zeit ſehr nützlich ſeyn würde, ſich weltliche Fürſtenthümer erworben zu haben. Der Herzog von Mailand, die Republik Florenz, wo die Medicis durch ihren Einfluß regierten, und der König von Neapel aus dem Hauſe Aragon, waren die drey Mächte, die zuſammen hielten, um die Vergrößerung der Venetianer zu verhindern. Dieſes Syſtem von Gleichgewicht hatte ſchon geraume Zeit beſtanden, als unter dieſen drey Mächten Argwohn und Mißtrauen ausbrach. Der ſchon erwähnte junge Herzog von Mailand Giovan Galeazzo hatte eine Neapolitaniſche Prinzeßin zur Gemahlin; deren Vater Ferdinand, Kronprinz von Neapel, oder Herzog von Calabrien, ſich laut darüber beſchwerte, daß ſein Schwager Giovan Galeazzo, von ſeinem Oheim Ludwig Sforza als ein Blödſinniger behandelt und in Verwahrung gehalten wurde. Ludwig Sforza, der den Mailändiſchen Staat im Namen ſeines Vetters regierte, faßte hierüber Verdacht, und dieſer ſtieg aufs höchſte, als er beſondre Verbindungen zwiſchen Neapel, Florenz und dem Pabſt zu entdecken glaubte, die ſeinen Fall zur Abſicht hätten. Da er der Meynung war, daß er bey Venedig keinen redlichen Schutz finden würde, als die lange ſchon ein Auge auf Mailand

land hatten, ſo fiel er, um eine vermeinte Verſchwörung ſeiner Feinde zu vereiteln, auf das gefährliche Mittel, eine auswärtige Macht nach Italien zu locken. Er beredete den König von Frankreich, Karl VIII, die alten Anſprüche des Hauſes Anjou auf Neapel wieder geltend zu machen. Karl erſchien mit einer Armee, wie man ſeit Jahrhunderten in Italien nicht geſehen hatte, mit zwölftauſend Mann Fußvolk, wovon die Hälfte Schweizer waren, und ſechstauſend Reuter, außer einer ſtarken Artillerie, die leichter zu behandeln war, als die ſchwere, die man damals nur noch in Italien kannte. Dieſe neue Art von Waffen und das Glück, das ihn begleitete, machte den Franzöſiſchen Monarchen in einem einzigen Feldzuge Meiſter von ganz Italien. Neapel wurde faſt ohne Schwerdſchlag erobert; der alte König aus dem Hauſe Aragon, Alfonſo trat ſeinem Kronprinzen Ferdinand die Regierung ab, und floh nach der kleinen Inſel Iſchia; aber auch Ferdinand konnte ſich nicht behaupten. Dieſer glänzende Erfolg der franzöſiſchen Waffen war weit mehr als Ludwig Sforza ſich vorgeſtellt hatte. Damit Mailand von ſeinem wider alle Erwartung ſo glücklichen Alliirten nichts zu fürchten hätte, ſah ſich Ludwig bey Zeiten nach einem Retter um. Die Vermählung ſeiner Nichte Blanca Maria mit Maximilian hatte er ſchon zu Stande gebracht, den Belehnungsbrief wegen Mailand erhalten, und ſich alſo einen Rechtstitel zum Beſitz dieſes Herzogthums erworben. Allein jezt war es um Schutz zu thun. Durch ſeinen Betrieb und noch mehr durch die allgemeine Gefahr, die allen Italieniſchen Staaten drohte, kam zu Venedig ein Vertheidigungsbünd-
1495. niß zu Stande, zwiſchen dem Pabſt, Maximilian,
April. als Römiſchen König, dem Könige von Spanien, der Republik Venedig und Ludwig Sforza, nicht

mehr

mehr als Vormund im Namen ſeines Vetters, ſondern als Herzog ſelbſt, indem er die Inveſtitur von Maximilian indeſſen empfangen hatte. In den geheimen Artikeln dieſes Bündniſſes wurde verabredet, den aragoniſchen Prinzen wieder in Beſitz von Neapel zu ſetzen [i]).

Daß Maximilian dieſem Bündniß beytrat, dazu bewegten ihn, nicht ſo wohl das Andenken der Beleidigungen, die er von Karl VIII. empfangen hatte, als andre ſehr wichtige Gründe. Wenn er auch nicht die Abſicht hatte in Italien Fuß zu faſſen, ſo mußte ihm als Kaiſer die Uebermacht der Franzoſen in dieſem Lande bedenklich ſeyn. Pabſt Alexander VI. ließ ihm durch Rudolf von Anhalt wiſſen, (dieſer Fürſt hielt ſich eben zu Rom auf, als Karl durch dieſe Stadt gieng,) der Franzöſiſche Monarch habe Abſichten auf die Kaiſerwürde zu erkennen gegeben [k]). Nach Franzöſiſchen Geſchichtſchreibern übte Karl, während ſeines Aufenthalts zu Rom, Souverainetätsrechte aus [l]). Bey ſeinem Einzuge zu Neapel bediente er ſich kaiſerlicher Inſignien [m]). Maximilian konnte vielleicht nicht wiſſen, daß dieſes ſich auf Anſprüche bezog, die Karl an das Griechiſche Kaiſerthum machte. Denn Andreas Paläologus, Vetter des letzten Griechiſchen Kaiſers, Conſtantin Paläologus, hatte als nächſter Verwandter dieſes Kaiſers, ſeine Rechte an das Morgenländiſche Reich, an Karl von Frankreich, eben erſt während ſeines Aufenthalts zu

i) Guicciardini lib. II. p. 174.

k) Müller l. c. p. 221.

l) Daniel T. VIII. p. 184. in der Note. Henault unter den Jahren 1494. 1495.

m) Daniel p. 197.

zu Rom abgetreten. Das Original der Abtretungsacte vom 5. Sept. 1494. wird in der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrt [n]). Auch kam eine Münze zum Vorſchein, auf der man Karln Kaiſer nannte [o]).

Vermöge der geheimen Artikel des Venetianiſchen Bündniſſes ſollte Maximilian, ſo wie der König von Spanien von den übrigen Alliirten gewiſſe Subſidiengelder bekommen, und dafür mit einer beträchtlichen Armee in Frankreich ſelbſt einbrechen. Um durch dieſe Diverſion Karln zu nöthigen, ſeine Truppen in Italien zu ſchwächen [p]). Noch eh dieſes Bündniß zu Stande kam, hielt Maximilian für nöthig, dieſer Angelegenheiten wegen, die nach ſeinem Urtheile dem Deutſchen Reiche nichts weniger als gleichgültig ſeyn ſollten, einen Reichstag zu berufen. Er hatte zwar dazu noch andre Gründe, die er in dem Ausſchreiben anführte, das er aus Antwerpen noch im Jahr 1494. den 24. Nov. ergehen ließ. Er wollte nämlich der alten Obſervanz nachleben, nach welcher ein Römiſcher Kaiſer oder König bey dem Antritt ſeiner Regierung den verſammelten Ständen die Lage des Reichs, und alles was deſſen Abnahme oder Minderung, Krieg oder Aufruhr veranlaſſen könnte, bekannt machte, und mit ihnen, wie allen ſolchen vorzukommen, überlegte. Er wollte mit ihnen wegen der Türkengefahr rathſchlagen, die in dem letzt verwichenen Sommer bis in die Oeſterreichiſche Erblande geſtreift hatten. Auch wollte er mit ihnen wegen ſeines Zuges über die Berge Abrede nehmen; ſo nannte man die Reiſe

n) Daniel l. c. p. 197. Note. Henault l. c.

o) Henault ib.

p) Guicciardini lib. II. p. 175.

Reiſe nach Italien, die der von den Deutſchen erwählte König thun mußte, wie man glaubte, um durch die Hand des Pabſtes die Kaiſerkrone zu empfangen. Endlich erwähnte er als den letzten Bewegungsgrund zu dieſer Berufung, daß er mit den Ständen wegen gewiſſer Angelegenheiten des Reichs, und insbeſondre wegen einiger Sachen in Italien handeln wollte. Er fügte hinzu, daß ſie aufs beſte gerüſtet erſcheinen möchten, um ihn gleich nach gehaltener Rathſchlagung, die er hoffte in vierzehn Tagen zu endigen, nach Italien zu begleiten: er erwartete, ſo drückte er ſich aus, daß ſie zu dieſem Ende eine Anzahl der ihrigen mitbringen würden. Eben aus dem Grunde, dieſen Römerzug früh genug anzutreten, damit er nach deſſen Vollbringung den nämlichen Sommer perſönlich gegen die Türken zu Felde ziehen könnte, beſtimmte er den erſten Februar zur Eröffnung der Verſammlung [q].

Nach der güldnen Bulle [r]) ſoll der erſte Reichstag unter der Regierung eines neuen Königs zu Nürnberg gehalten werden, wenn kein gültiges Hinderniß im Wege iſt. Maximilian beſtimmte Worms dazu, ohne einen Grund für ſeine Abweichung von jener Verordnung anzuführen. Ohne Zweifel aber wurde er zu der Ernennung dieſer Stadt, durch den Umſtand bewogen, daß ſie näher bey den Niederlanden liegt, wo er ſich aufhielt, als Nürnberg, und daß bey ſeinem lebhaften Verlangen je eher, je lieber nach Italien zu gehen, die Lage von Nürnberg ihm allzuweit aus dem Wege ſchien. Die Verſammlung ſollte dem Ausſchreiben zufolge am zweyten Februar eröffnet 1495. werden.

q) Müller l. c. p. 199 ſeq.

r) Cap. XXVIII. §. 5.

werden. Aber Maximilian ſelbſt langte erſt am achtzehnten März zu Worms an. Hier waren ſchon fünf Churfürſten, zehn geiſtliche und neun und zwanzig weltliche Fürſten zugegen. Jene fünf Churfürſten waren der von Mainz, Berthold, geborner Fürſt von Henneberg; der von Trier, Johann II, geborner Markgraf von Baden; der von Köln, Hermann, geborner Landgraf von Heſſen; der von der Pfalz, Philip, und der von Sachſen, Friedrich III. Von den übrigen Ständen waren ein Prälat, und ſieben und ſechzig Grafen und Herren perſönlich zugegen. Geſandte hatten ſich eingefunden vom Churfürſten von Brandenburg, von den übrigen geiſtlichen und weltlichen Fürſten, und von vier und zwanzig Reichsſtädten, unter deren Anzahl ſich auch Bern, Straßburg und St. Gallen befanden. Von auswärtigen Staaten waren Geſandte an dieſe Reichsverſammlung abgeordnet, von dem Könige von Spanien, von Frankreich, Ungarn und von Neapel; von den Herzogen von Mailand und von Savoyen, von dem Grafen von Montferrat und von der Republik Venedig [s]. Tritheim ſagt, niemand hätte ſich eines Reichstages erinnern können, dem ſo viele Deutſche Fürſten in Perſon beygewohnt hätten [t].

den 26. März. Bey Eröffnung der Rathſchlagungen fing Maximilian damit an, daß er ſeine ſpäte Ankunft entſchuldigte. Die Uebergabe der Regierung in den Niederlanden an ſeinen Sohn, Erzherzog Philip, und die Händel mit Karl von Egmond hätten ihn aufgehalten. Die Generalpropoſition, die er hierauf den Ständen machte, enthielt zwey Punkte. Der erſte

s) Müller l. c. p. 202 ſeq.

t) Chron. Hirſaug. ad a. 1495.

erſte betraf die Türken: Croatien hätte ſich ihnen ergeben müſſen; ſie rüſteten ſich zu neuen Unternehmungen, und auf eine fürchterlichere Art, als man je gehört hätte; ihre Abſicht wäre auf des Römiſchen Königs Erblande und die benachbarten Gegenden gerichtet. Der zweyte Punkt betraf Italien: Dies Land überhaupt, insbeſondre der Pabſt, Florenz, Piſa und andre dem Reich unmittelbar unterworfene Orte wären von Frankreich ſehr bedrängt und in deſſen Gewalt; der König von Frankreich hätte durch die Einnahme von Bretagne einen ſolchen Zuwachs bekommen, daß er, wenn man gelaſſen zuſehen wollte, der Deutſchen Nation die Würde des Römiſchen Reichs entziehen und an ſich bringen, und die Stände Deutſcher Nation unterdrücken würde [u]). Die Unternehmungen des Königs von Frankreich in Italien geſchehen ſo wenig mit Wiſſen Maximilians oder gutem Verſtändniß, wie einige zu denken ſchienen, daß er es vielmehr für ein wichtiges Uebel hielte, dem man begegnen müßte. Dieſe letztere Aeußerung in der Propoſition ſollte ein Gerücht widerlegen, das ſich verbreitet hatte, als ob Maximilian mit Karl VIII. in gutem Vernehmen ſtünde. Da Herzog Ludwig Sforza den Franzöſiſchen Monarchen zu dem Italieniſchen Feldzuge beredt, Maximilian aber Ludwigs Nichte geheirathet hatte; ſo war dadurch bey einigen die Vermuthung entſtanden, als ob dieſe drey Prinzen alles unter ſich verabredet hätten [x]).

In der vorläufigen Antwort der Stände am folgenden Tage wurde die Wichtigkeit dieſer Punkte zugeſtanden. Da aber die Stände noch nicht alle er- 27. März.

 ſchienen,

u) Müller l. c. p. 204. Datt. de P. P. V. 7. p. 825.

x) Müller p. 262.

ſchienen, da ſie zum Theil noch unterweges wären; ſo baten ſie, vor der Ankunft der übrigen in Angelegenheiten von ſo großem Intereſſe für die Chriſtenheit und für die Deutſche Nation, nichts zu beſchließen. Wenn aber Se. Maj. ihnen vorläufig eröffnen wollte, auf was Weiſe und durch was für Mittel obigen Gefahren zu begegnen wäre, ſo wären ſie bereit, darüber rathzuſchlagen, damit die Sache gegen die Ankunft der übrigen vorbereitet wäre [y]).

Auf dieſe Erklärung der Stände erfolgte ſelbigen Tages die Specialpropoſition von Maximilian. Um die Gefahr abzuwenden, womit die Chriſtenheit ſowohl als das Reich von den Türken und Franzoſen bedroht würde, müßten jetzt gleich hinlängliche Anſtalten gemacht werden; es ſey eine ziemliche eilende Hülfe nöthig. Dieſe würde aber fruchtlos ſeyn, wenn man nicht dafür ſorgte, künftig beſtändig in guter Verfaſſung zu ſeyn, wenn nicht eine beſtåndige währende Hülfe, wenigſtens auf zehn oder zwölf Jahr veranſtaltet würde. Wegen der Angelegenheiten des Reichs, wegen des innerlichen Friedens, wegen der Geſetze, wären Se. Maj. geneigt mit den Ständen zu überlegen, und gewiſſe Entſchließungen zu nehmen, damit der Mangel daran nicht länger ein Hinderniß abgeben könnte, eine ſtattliche währende Hülfe, das iſt eine ſtehende, hinlängliche Reichsarmee, oder die benöthigten Gelder eine ſolche Armee zu unterhalten, zu bekommen [z]).

Ohne Zweifel wünſchten die Churfürſten und Fürſten, die Franzöſiſche Uebermacht in Italien gebrochen zu ſehen. So wenig weſentlichen Vortheil das Reich

y) Müller p. 206. Datt l. c. p. 826.

z) Müller p. 263.

Reich bis dahin von ſeiner Lehnsherrlichkeit über verſchiedne Italieniſche Staaten gezogen hatte; ſo erforderte doch wenigſtens die Ehre, ſie nicht freywillig fahren zu laſſen. Mancher mochte ſich auch den Fall noch als möglich vorſtellen, daß das Reich über dieſe Staaten als erledigte Lehne diſponiren, ſie etwa durch Statthalter regieren laſſen und große Einkünfte daraus ziehen würde. Die Churfürſten und Fürſten beſchloſſen, eine tapfere, währende Hülfe wäre nöthig, oder welches einerley iſt, eine hinlängliche ſtehende Armee müßte errichtet werden; darzu müßte jeder ſeinen Beytrag thun, ohne jemand auszunehmen. Um aber hierüber etwas zu beſchließen, und wie die Sache einzurichten ſey, darüber müßte die Ankunft aller Stände abgewartet werden [a]). Dieſen Entſchluß theilten ſie den Städten mit. 28. März.

Die Städte, die nicht glaubten, daß die Nation in Gefahr wäre, wenn das Reich auch einige Vaſallen in Italien weniger hätte; die ſich ſchon ſeit geraumer Zeit in ihren Maasregeln von Rechtsgelehrten leiten ließen, beſchloſſen unter ſich, den Churfürſten und Fürſten zu antworten, daß deren Meinung zwar weislich und wohl überlegt wäre, daß aber von zu wenig Städten Abgeordnete zugegen wären, als daß ſie etwas beſchließen könnten; vielmehr müßten ſie verlangen, daß nichts beſchloſſen würde, bevor nicht den Beſchwerden einer jeden Stadt abgeholfen wäre, endlich warnten ſie, man möchte ſich nicht zu ewigem Tribut, noch Servitut verführen laſſen [b]). 30. März.

a) Müller p. 309.

b) Müller p. 310. Datt l. c. p. 827.

Allein eh die Städte dieſe Antwort überlieferten, gab die ganze Verſammlung dem Neapolitaniſchen Geſandten Audienz, und nach derſelben zeigte der Churfürſt von Mainz an, der Römiſche König habe Nachricht bekommen, daß der König von Frankreich auf dem Rückwege von Neapel nach Rom begriffen wäre; daß er damit umginge, ſich dieſer Stadt zu bemächtigen; der Pabſt habe daher ſchriftlich um vier tauſend Mann Hülfsvölker gebeten; Se. Majeſtät erwarte hierüber die Antwort der Verſammlung [c]).

Der damalige Pabſt, Alexander VI. war in ganz Italien wegen ſeiner öffentlichen Ausſchweifungen, wegen ſeiner Habſucht, wegen ſeiner Treuloſigkeit, kurz als ein Mann ohne Rechtſchaffenheit, ohne Ehre, ohne Treue und Glauben, als der ruchloſeſte Böſewicht hinlänglich bekannt. In Deutſchland dachte man ſich bey dem Namen Pabſt noch nichts anders als den heiligen Vater, für den jeder rechtſchaffene Chriſt ſich aufopfern müßte. Die Luſt zu einer ſolchen Aufopferung hatte zwar eigentlich niemand mehr; aber wer hätte dies laut geſtehen dürfen? Dem heiligen Vater in ſolchen Bedrängniſſen nicht helfen zu wollen, wer hätte es gewagt, dieſen Gedanken auch nur vermuthen zu laſſen? Dieſe Anzeige des Churfürſten von Mainz hatte die Wirkung, daß die Churfürſten und Fürſten, die ſich in ihren Rathſchlagungen damals nicht trennten, einen allgemeinen Entſchluß der Verſammlung entwarfen. Er lautete dahin, in Betreff des Antrags der vier tauſend Mann Hülfstruppen zur Erhaltung und Vertheidigung der Stadt Rom wider Frankreich, wären die Stände als gehorſame Glieder des Reichs dazu ganz willig. Aber zu

31. März.

c) Müller p. 299.

zu dem Ende müßte eine allgemeine Auflage durch das ganze Reich gemacht werden, wozu die Einwilligung aller noch abweſenden Stände nöthig wäre; die jetzt verſammelten könnten es nicht allein auf ſich nehmen; ſeine Majeſtät möchten daher verfügen, daß auch die andern Stände nicht länger ausblieben [d]). Dieſen Entſchluß theilten ſie den Städten mit, die nun, ſtatt obige Antwort zu übergeben, den Churfürſten und Fürſten in Anſehung dieſes Punkts der dem Pabſt zu leiſtenden Hülfe beytraten, jedoch den abweſenden Städten unbeſchadet.

Indeſſen waren neue Nachrichten aus Italien eingegangen. Den König von Frankreich begleitete auf ſeinem Italieniſchen Feldzuge ſein Vetter, Herzog Ludwig von Orleans, der in der Folge unter dem Namen Ludwig XII. den Thron beſtieg. Dieſer hatte Anſprüche an das Herzogthum Mailand, davon weiter unten umſtändlich zu gedenken ſeyn wird. Ludwig Sforza befürchtete, daß der König von Frankreich ſich würde bereden laſſen, die Anſprüche ſeines Vetters durch die Waffen gelten zu machen; er hatte um ſo viel mehr Urſache dieſes zu fürchten, da er durch ſeinen Beytritt zu dem Venetianiſchen Bündniß ſich natürlicherweiſe die Ahndung des Königs von Frankreich zuziehen mußte, indem dieſer durch jenes Bündniß genöthiget wurde, Neapel eben ſo ſchnell zu verlaſſen, als er es erobert hatte. Maximilian ließ den verſammelten Ständen die Gefahr vorſtellen, worin ſich der Herzog von Mailand befände; zeigte an, daß der Herzog Hülfe vom Reiche verlange; und bat, daß die Stände ihm rathen und helfen mögten, dieſem Vaſallen und Bundesgenoſſen des Reichs unverzüglich bey- 24. Apr.

d) Müller p. 310.

beyzuſtehen [e]). Als ein Bundesgenoſſe des Reichs konnte Ludwig Sforza aus dem Grunde betrachtet werden, weil er ein Haupttheilnehmer an dem Venetianiſchen Bündniß war, das Maximilian als Römiſcher König, in Namen des Reichs geſchloſſen hatte.

Dieſe Lage der Sache, dieſes dringende Anhalten um Hülfe vom Reiche, ſchien einigen Ständen der günſtige Zeitpunkt zu ſeyn, eine Sache auszuführen, die ſo oft vergeblich verſucht war.

Wegen dieſer für den Herzog von Mailand verlangten Hülfe rathſchlagten die Churfürſten beſonders und die Fürſten beſonders, und ſo auch die Abgeordneten der Stäote. Die einmüthig beſchloſſene Antwort wurde den königlichen Räthen, dem Grafen von Anhalt, dem Grafen Philip von Naſſau, dem Veit von Wolkenſtein, und Heinrich von Brüſchenk in Gegenwart der ganzen Verſammlung vorgeleſen. Sie war des Inhalts, es müſſe die Ankunft der noch nicht angelangten Städte abgewartet werden: es ſey aber nöthig, zuvor beſtändiges Gericht, Frieden und Recht anzuordnen: dadurch allein könnte währende Hülfe durch das Reich bewirkt und erhalten werden, ſonſt ſey nicht daran zu denken, daß ſie Hülfe thun oder aufbringen mögten [f]).

So wie jede Geſellſchaft, wenn ſie auch aus den freyeſten Mitgliedern auf der Welt beſteht, ſich gewiſſe Geſetze vorſchreiben und ſolche beobachten muß, wenn ſie gewiſſe ihr angelegene Zwecke auf gemeinſchaftliche Koſten erhalten will, ſo war es unwiderſprechlich, daß bey der bisherigen Verfaſſung des Reichs,

e) Müller l. c. p. 308.

f) Müller l. c. p. 312.

Reichs, da jedes Mitglied nach eigener Willkühr handelte, an keine ſo genannte währende Hülfe zu denken war, die doch Maximilian jetzt ſo ſehr wünſchte, um die Bedingungen des Venetianiſchen Bündniſſes zu erfüllen, ſeine Abſichten gegen die Türken auszuführen und überhaupt das kaiſerliche Anſehen wieder herzuſtellen, das in und außer Deutſchland ſo ſehr gefallen war.

Er ſah daher die Nothwendigkeit ein, dem Verlangen der Stände zu willfahren, und da er Nachricht aus Italien bekommen hatte, daß die Mailändiſche Stadt Aßi von dem Herzoge von Orleans belagert wurde, ſo begab er ſich ſelbſt in die Verſammlung der Stände, ihnen dieſes anzuzeigen, und ihnen vorzuſtellen, wie die Hülfe, die man doch dem Herzoge von Mailand leiſten ſollte, keinen längern Aufſchub litte. Zugleich erklärte er ihnen, daß er ſich das, was die Stände wegen Handhabung des Friedens und Rechts und wegen einer Reichsordnung vorgeſchlagen hätten, gefallen ließe und willens wäre, davon zu handeln [g]). 27. Apr.

Alſo war man auf allen Seiten bereit, die Quellen zu verſtopfen, aus denen bisher ſo viele Uebel für das Reich entſprungen waren. Um den Befehdungen ein Ende zu machen, durch die die Nation ihre eigene Kräfte zu ihrer eigenen Zerſtörung anwandte, ſah man ein, daß die ſämtlichen Mitglieder des Deutſchen Staatskörpers ſich zweckmäßigen, unter einander verabredeten, und mit der gehörigen Sanktion verſehenen Geſetzen unterwerfen müßten. Man erkannte, daß die höchſte Gerichtsbarkeit bis dahin ſo ſchwach, ſo unvollkommen geweſen war, daß ihre Wirkungen eben ſo unbedeutend waren, als ob ſie

g) Müller l. c. p. 313.

gar nicht exiſtirt hätte. Um der Ohnmacht abzuhelfen, worin eine ſo ſtarke, aber ſo ſehr zertheilte Nation ſich befand, ſo oft ſie gegen benachbarte Völker agiren ſollte, war man von der Nothwendigkeit überzeugt, daß die verhältnißmäßigen Verpflichtungen der ſämtlichen Mitglieder, ihre Kräfte zur gemeinſchaftlichen Vertheidigung beyzutragen, beſtimmt werden müßten. Endlich erkannte man, daß die vielen und wichtigen Angelegenheiten eines ſo großen Staatskörpers in den ſo oft ausgeſetzten, ſo oft abgebrochenen Verſammlungen ſeiner Mitglieder, die ſo ſelten alle, ſo ſelten zu rechter Zeit erſchienen, nicht gehörig könnten behandelt werden; daß dergleichen Geſchäfte die ununterbrochene Aufmerkſamkeit gewiſſer eigens dazu geſetzter wohlunterrichteter Perſonen erforderte. In dieſer Ueberzeugung alſo machten die Churfürſten und die Fürſten einen Ausſchuß, wozu ſie den Markgrafen von Brandenburg, den Biſchof von Chur, den Grafen Jörg von Henneberg, den deutſchen Comthur, und den Grafen Haug von Werdenberg erwählten. Dieſe faßten in verſchiedenen Sitzungen ein Gutachten ab, nach welchem es nöthig wäre 1) einen beſtändigen Landfrieden zu errichten, 2) einen beſondern Reichsrath anzuordnen, und 3) eine währende Hülfe wider die Türken einzurichten. Sie machten zugleich die nöthigen Entwürfe, wie dieſe drey Dinge zu erlangen wären. Dies Gutachten nebſt den Entwürfen wurden von den Churfürſten und Fürſten genehmiget, und Maximilianen mitgetheilt. Er erklärte ſich geneigt alles zuzulaſſen, was zu Nutzen und Ehre des Reichs und zur Handhabung Friedens und Rechts gereichen könnte, jedoch ſeinen obrigkeitlichen Rechten, als Oberhaupt des Reichs, unbeſchadet,[h]).

Einige

h) Müller ib.

Einige Tage nach dieſer Erklärung ließ Maxi- 7.
milian der Verſammlung durch ſeine Räthe anzeigen, May.
daß es nunmehr gewiß wäre, daß Frankreich ſich des Herzogthums Mailand bemächtigen wolle. Jeder könne ermeſſen, wie nachtheilig es dem Reiche ſeyn würde, wenn ihm Frankreich dieſes Herzogthum abdränge und ſich ſo weit auf der Deutſchen Gränze ausdehnte. Beſſer wäre es, die Uebermacht dieſes mächtigen Nachbarn in der Ferne abzuhalten, als ſie in der Nähe zu erwarten. Auch könnte es mit der Ehre nicht beſtehen, einen Vaſallen des Reichs hülflos zu laſſen. Se. Maj. verlangten daher zu wiſſen, was über die Sache verhandelt wäre. Noch dringender lauteten die Nachrichten, die einige Tage ſpäter einliefen. Maximilian begab ſich ſelbſt in die Verſammlung, der 14.
ſein Rath, Veit von Wolkenſtein, in ſeinem Namen May.
alle die Neuigkeiten mittheilte, die ſie zu eben ſo geſchwinden als kräftigen Entſchließung hätten bewegen müſſen, wenn ſie die Wichtigkeit der Italieniſchen Angelegenheiten ſo lebhaft, wie Maximilian empfunden hätten. Der Pabſt wäre auf die Annäherung des Königs von Frankreich aus Rom geflohen, der heilige Vater hätte ſich nicht ſicher geglaubt. Dies hatte er ſelbſt dem Römiſchen Könige geſchrieben. Der König von Frankreich nahm ſeinen Marſch auf Mailand, in das der Herzog von Orleans aus Frankreich ſchon eingerückt war. Dies Herzogthum war alſo von zwey Seiten in Gefahr. Dies hatte Ludwig Sforza berichtet und die bundesmäßige Hülfe verlangt. Dieſe Umſtände, ſtellte Maximilian vor, wären ſo beſchaffen, daß die Hülfe, wenn man helfen wollte, keinen Verzug litte. Und helfen müßte man, wenn man Italien retten wollte. Mailand wäre der Schlüſſel zu dieſem Lande, und Frankreich wäre im Begriff,

ſich

ſich deſſelben zu bemächtigen. Se. Maj. begehrte, daß man ſich unverzüglich zu einer Antwort entſchlieſſen möchte [i]).

Wenn man nach dem Erfolge urtheilen darf, ſo waren entweder die Stände von nichts weniger überhaupt, als von der Wichtigkeit der lehnsherrlichen Rechte des Reichs über jene Italieniſche Staaten, die es ſo offenbar in Gefahr war zu verlieren, oder ihr diesmaliges Betragen war ein neuer Beweis, daß die Natur und Beſchaffenheit eines ſo zuſammengeſetzten Staatskörpers, wie der Deutſche, ihn zu allen Arten von auswärtigen Erwerbungen völlig unfähig macht.

Noch denſelben Abend antworteten die Churfürſten und Fürſten, es ſey eine große und ſchwere Sache, die von ihnen verlangt würde. Ohne Zweifel hätte Se. Maj. bedacht, was zu thun wäre. Sie möchte ihre Gedanken Churfürſten und Fürſten eröffnen, die gern hören, fördern, helfen, rathen und handeln wollten. Maximilian ſchlug vor, er ſelbſt wollte funfzigtauſend Gulden durch eine Anleihe aufzubringen ſuchen; auf eben die Weiſe ſollten die Städte hunderttauſend herbeyſchaffen, und zwar binnen ſechs Wochen, um die nöthigen Völker zu werben.

18. May. Die Churfürſten und Fürſten beſchloſſen nach einigen Tagen eine Antwort auf dieſen Vorſchlag. Sie ließen ſelbige den Abgeordneten der Städte in der Verſammlung vorleſen, und dieſe, nachdem ſie eine Unterredung unter ſich gehalten, erklärten ſchriftlich ihren Beytritt. Die Antwort wurde darauf im Namen der ganzen Verſammlung übergeben, des Inhalts, dem Vorſchlag der Anleihe von hunderttauſend Gulden

i) Müller p. 314. u. f.

den wurde Beyfall gegeben, wenn Se. Maj. dafür hielte, daß damit Mailands Rettung zur Ehre und zum Vortheil des Reichs beſchafft werden könnte; jedoch mit hinzugefügten Bedingungen, daß durch das ganze Reich ein gewiſſer Anſchlag gemacht würde, die Summe denen, die ſie zuerſt hergäben, zu erſtatten; daß redliche Perſonen zur Einnehmung und zur Ausgabe verordnet würden und endlich, daß dieß Geld zu keinem andern, als dem beſtimmten Behuf angewandt würde. 2) Sie beſchwerten ſich, daß wichtige Sachen (darunter verſtanden ſie die Entwürfe wegen eines beſtändigen Landfriedens und wegen einer neuen gerichtlichen Verfaſſung) gewöhnlich langſam und ſpät vorgenommen und behandelt würden; daß man immer mit Anträgen wegen eilender Hülfe den Anfang mache; 3) ſie klagten, daß nicht zwey Theile des Reichs mehr in Sr. Maj. Gewalt und in ihrer alten Verknüpfung mit dem Reiche wären, (ſie verſtanden unter den vom Reich abgekommenen Theilen, wie es in einigen auf dieſem Reichstage gemachten Entwürfen erklärt wird, Italien, das Königreich Arelat, Frießland und die Eidgenoſſen); daher läge die ganze Laſt auf den übrigen Theilen; es müßte dafür geſorgt werden, daß die, die ſich dem Reich entzogen, oder die ſich weigerten, ihren Antheil zu den öffentlichen Laſten beyzutragen, gehalten würden, ihre Pflichten, gleich den übrigen zu erfüllen. 4) Es ſey eine allgemeine Rede, der Herzog von Mailand ſelbſt habe den König von Frankreich zu dem Feldzuge in Italien beredt, habe ihm allen Vorſchub dazu gethan, Geld dazu hergegeben: er alſo habe dem Reiche die jetzige Laſt zugezogen; 5) dieſer verlangten eilenden Hülfe wegen ſey die Abſicht des Tages verloren; ſey der Tag zerrüttet. Oftmals wäre eilende Hülfe begehrt, bewilligt, das Geld dazu hergegeben,

aber wenig Nutzen damit geſchafft worden. Wenn die Sache abermals dieſen Ausgang nehmen ſollte, ſo könnte man vorherſehn, daß viel Unzufriedenheit, daß Trennungen unter den Ständen entſtehen würden. 6) Die Anleihe der hunderttauſend Gulden wurde nochmals bewilligt, doch unter der Bedingung, daß Se. Maj. von dieſem Tage nicht abſchieden, ohne zuvor Friede, Recht, währende Hülfe und hinlängliche Ordnung verfaßt, geordnet und aufgerichtet zu haben [k]).

19. May. Maximilian ließ anfangs, als ihm dieſe Antwort übergeben wurde, nicht die geringſte Empfindlichkeit über die darin enthaltenen ungerechten Klagen merken. Vielmehr erklärte er mit dem Vorſchlage wegen der Anleihe zufrieden zu ſeyn; er wollte die Perſonen oder Commünen nennen, die den Vorſchuß thun ſollten; übrigens ſähe er gern, daß die Verſammlung nicht ſtill ſtünde, ſondern fortführe über alles, was ſie in Vorſchlag gebracht, wegen eines Landfriedens und andrer heilſamen Einrichtungen, zu rathſchlagen und Entwürfe zu machen, über die er alsdenn ſeine Meinung eröffnen wollte; die Sache würde vielleicht dadurch befördert werden, daß ein Ausſchuß aus allen Ständen gemacht würde, mit dem er, der König, darüber handeln könnte.

Aber einige Tage nachher ließ Maximilian der Verſammlung eine ſchriftliche Antwort übergeben, worin er ſich über das Ungerechte und Widerſprechende jener Klagen der Stände beſchwerte. Selbſt aus ihrem jetzigen Betragen ſey klar, daß die Verzögerungen nicht an ihm lägen; Er hätte den Reichstag nicht

k) Müller l. c. p. 319. ſeq

nicht zu ſpät eröffnet, (Maximilian hätte hinzuſetzen können, daß bey dem erſten Reichstag, den er hielt, ihm Vorwürfe über die Fruchtloſigkeit ehemaliger Reichstage zu machen, eine eben ſo ungerechte als unüberlegte Beſchuldigung war); des Reichs Abnahme könnte ihm nicht beygemeſſen werden; ſein Beſtreben und ſeine Gedanken gingen dahin, das Reich bey ſeiner Würde zu erhalten, und das davon Abgekommene wieder zu erwerben; (es ſcheint, er hätte dieſen Punkt mit dem größten Recht von der Welt in noch ſtärkeres Licht ſetzen und den Ständen zeigen können, wie ſonderbar es von ihnen war, ihm bey dem Antritt ſeiner Regierung, da ſein erſtes Geſchäfte war, die Italieniſchen Vaſallen in der Abhängigkeit vom Reiche zu erhalten, ſo ungern, ſo langſam eine höchſtunbedeutende Unterſtützung zu dieſer Abſicht zu bewilligen und ihm zu gleicher Zeit den Verluſt Italiens zuzuſchreiben); was die Klagen anbeträfe, wegen der Anwendung der bewilligten Gelder zu andern Zwecken, als wozu ſie beſtimmt geweſen, ſo hätte man ſeine Ehre nicht ſo ſehr, durch ein ſo ungegründetes Mistrauen beleidigen ſollen. In Anſehung der zu machenden Einrichtungen wegen eines beſtändigen Landfriedens, wegen der Ordnung, wegen der währenden Hülfe ſey er geneigt, ſie zu befördern und ſey nie anders Willens geweſen. Uebrigens ſchlug Maximilian in dieſer Antwort noch vor, die hunderttauſend Gulden lieber durch eine allgemeine Contribution, als durch eine Anleihe, aufzubringen, und die Summe nur noch mit funfzigtauſend Gulden zu vermehren [1]).

Die Churfürſten und Fürſten ließen hierauf durch Abgeordnete erwiedern, daß ihre Abſicht nicht 4. Jun.

gewe-

1) Müller p. 321.

geweſen ſey, Sr. Maj. Ehre zu beleidigen, noch Mistrauen gegen dieſelbe zu äußern; die vorgeſchlagene Anleihe ſey einer Contribution vorzuziehen; zur Wiederbezahlung aber der angeliehenen Summe müſſe eine allgemeine Contribution gemacht werden. Se. Maj. möchte indeſſen nur einen Hauptmann des vorzunehmenden Zuges ernennen; die Erhöhung aber der bewilligten Summe mit funfzigtauſend Gulden ſey nicht anzunehmen.

Hundert und funfzigtauſend Gulden waren alſo die ganze Summe, die die Stände hergeben wollten, Italien wieder an das Reich zu bringen, deſſen Verluſt ſie ſo hoch angerechnet und dem Kaiſer zur Laſt gelegt hatten; das ſie nicht behaupten konnten, ohne mit Frankreich in Krieg zu gerathen. Hundert und funfzigtauſend Gulden war nach ihrem Urtheil alles, was die Kräfte des geſammten Reichs vermogten, funfzig tauſend mehr würden ſie ſchon erſchöpft haben, zu einer Zeit, da der Herzog von Mailand Maximilianen monatlich zwanzigtauſend Ducaten Subſidien bezahlte. Es wäre zu wünſchen, daß man einige Nachricht hätte, wie hoch man wohl die Koſten eines ſolchen Feldzuges, als Maximilian jeżt mit Einwilligung der Stände unternehmen ſollte, und wozu ſie ihm ſchon riethen, einen Feldhauptmann zu ernennen, berechnet habe, um zu ſehen, was ſich mit hundert und funfzigtauſend Gulden hätte ausrichten laſſen. Um dieſe Zeit war der gewöhnliche Sold eines Infanteriſten ein Gulden monatlich, der eines Cavalleriſten acht oder zehn [m]). Die Hülfe, wozu ſich Maxi-

m) Fugger V. 14. p. 1271. S. unten den Inhalt des Bündniſſes Maximilians und ſeines Sohns mit dem Herzoge von Jülich und von Cleve, unter den Begebenheiten des Jahres 1495.

Maximilian, ſo wie jeder der übrigen Contrahenten, des Venetianiſchen Bündniſſes, ausgenommen der Pabſt, anheiſchig gemacht hatten, ſollte aus achttauſend Mann Reuter, und viertauſend Mann Fußvolk beſtehen [n]); hundert und funfzig tauſend Gulden, reichten eben hin, dieſe Mannſchaft zwey Monate zu beſolden.

Um die Anleihe, wodurch man dieſe Summe aufbringen wollte, zu reguliren, ernannten die Churfürſten und Fürſten dreyzehn Deputirte aus ihrem Mittel, und verlangten von den Abgeordneten der Städte, daß auch dieſe einige aus ihrem Mittel dazu ernennen ſollten. Dieſe rathſchlagten unter ſich, und die Wahl fiel auf den Geſandten der Stadt Köln, und auf den der Stadt Augsburg. Anfangs weigerten ſich dieſe beyden; ſie würden, fürchteten ſie, doch nur Undank verdienen; ſie würden ſich am Ende doch nur Vorwürfen ausgeſetzt ſehen, als ob ſie Dinge zum Nachtheil der Städte hätten geſchehen laſſen. Doch ſie ließen ſich überzeugen, daß es doch nützlich, gut und auch noth wäre, daß auch die Städte ihre Deputirten bey der Einrichtung dieſer Sache hätten; denn, wenn ſie auch nicht dabey wären, würde die Anlage doch nicht unterbleiben. Hingegen würde es doch Aufſehen machen; es würde den Städten rühmlich ſeyn, daß auch die ihrigen bey dieſer Sache zugegen geweſen; und wenn künftig mehr dergleichen Verhandlungen vorkommen ſollten, ſo würde man der Städte deſto minder dabey entbehren können, wie bis dahin zu Zeiten geſchehen wäre. Die Geſandten der genannten beyden Städte ſperrten ſich alſo nicht länger [o]). 5. Jun.

Funf-

n) Müller p. 295.

o) Idem p. 333.

Funfzehn Deputirte alſo, worunter der Churfürſt von Mainz war, fingen an über die Repartition der Anleihe rathzuſchlagen. Maximilian ſandte ihnen ein Verzeichniß von hundert Perſonen und Communen, von denen man, nach ſeiner Meynung, den Vorſchuß verlangen ſollte. Darunter waren die Geſellſchaften im Reiche zu einer beträchtlichen Summe angeſetzt. Die Frage entſtand, was für Geſellſchaften gemeynt würden: ob diejenige, in die in verſchiedenen Gegenden die Ritter ſich vereinigt hätten? z. E. die von St. Georgen Schilde; die von Falken; u. ſ. w. oder die Geſellſchaften der Kaufleute. Auf geſchehene Erkundigung erfuhr man, daß von den Kaufleuten die Rede wäre. Hierauf machten die Deputirten der Städte große Einwendungen. Dieſe Zumuthung wäre unziehmlich, ungleich, unleidenlich und keineswegs zu thun; denn was Kaufleute Geſellſchaften nenneten, wären keine Geſellſchaften in dem Sinne, daß ſie ſolche Laſten tragen könnten; was eine Geſellſchaft unter Kaufleuten hieße, beſtände oft nur aus Vater und Sohn, oder aus Brüdern, die Einen Handel führten; ſie baten und begehrten, die Dinge gnädiglicher und baß zu bedenken, und gleichmäßig in die Sache zu ſehen. In jenem Verzeichniß waren die Städte auf den dritten Theil der ganzen Summe angeſchlagen; ſie wurden auf beynahe den vierten Theil, auf vier und zwanzig tauſend und fünfhundert Gulden herabgeſetzt [p]).

Indem die Deputirten noch mit der Regulirung dieſer Sache beſchäftigt waren, kam ein Courier aus Italien mit Briefen von Ludwig Sforza, an Maximilian

p) Datt l. c. p. 526. Müller p. 334.

lian und an jeden Churfürſten insbeſondre, mit neuen Nachrichten von der mißlichen Lage, worin er ſich wegen der anrückenden Franzöſiſchen Macht befände; dieſe wäre nun ſchon aus Neapel durch den Kirchenſtaat bis Florenz heraufgekommen. Maximilian bediente ſich dieſer Gelegenheit, der Verſammlung durch ſeine Räthe vorſtellen zu laſſen, wie ſchädlich es für das Reich ſeyn würde, Frankreich Mailand erobern zu laſſen; das dadurch ein zu naher Nachbar auf dieſer Seite von Deutſchland, das dadurch Meiſter von den Gebürgen und von der Etſch werden würde: er verlangte alſo, man ſollte nicht nur die hunderttauſend Gulden unverzüglich aufbringen, ſondern auch, da dieſes wenig gegen die große Uebermacht der Franzoſen helfen konnte, einen Anſchlag zu einer ſtärkern Hülfe machen; der Schwäbiſche Bund, als der am nächſten gelegen, ſollte ſeine Kriegsvölker ſogleich zu Mailands Rettung marſchiren laſſen, und weil auch dieſe noch nicht hinlänglich, ſollten die Churfürſten und Fürſten, ſo wie ſie vermöchten, jeder zweyhundert, hundert und funfzig, hundert oder auch nur funfzig Reiſige ſtellen; dieß wäre ſo viel nöthiger, da die Rede ginge, daß die Franzoſen ſich auch ſtark in Champagne rüſteten, ſo daß, wenn ſie von Mailand aus, falls ſie dieſes eroberten, und zugleich von der Seite von Champagne in Deutſchland einbrächen, die Deutſchen einen harten Stand bekommen würden. Se. Maj. erwartete hierüber ſolche Entſchließung der Stände, wie der Ehre und dem Vortheil des Reichs und der Nation angemeſſen wäre. Dagegen wollte auch Se. Maj. ihren Eifer beſtändig erkennen, und nie vergeſſen. „Es hätte auch Se. königl. Maj. für „ſich genommen die angegebene Ordnung, Recht und „Friede berührend, und darüber geſeſſen, zweene „Tage von Morgens acht Uhr, bis Abends zu der-

„ſelben Stund und darunter nur ſeine Mahlzeit ge„nommen; wollte auch unterſtehen, ſolches weiter zu „betrachten, und in zwey Tagen zu enden, und die „Sache dermaßen zu gründen, ſtellen und ordnen, „mit Rath der Stände des Reichs, dabey man möch„te ſpüren und abnehmen, daß Se. königl. Maj. al„ler Ehrbarkeit, Friede, Recht und guter Ordnung „geneigt, auch anzuſtellen, zu halten und zu hand„haben, ganz willig und bereit wäre“ q).

Dieſe Vorſtellungen machten nicht den geringſten Eindruck. Frankreich hatte dafür geſorgt. Es hatte Geſandte auf den Reichstag geſchickt, die den Ständen verſicherten, daß Frankreich gar nicht feindlich gegen das Reich geſinnet wäre, und nichts zu deſſen Nachtheil vorhätte. Die Stände glaubten dieß und antworteten Maximilian noch am ſelbigen Tage, ſie wären berufen, Beſchwerden und Bedürfniſſen des Reichs abzuhelfen; ſie hätten ein Verzeichniß davon übergeben und gebeten, dieſe Sachen vorzunehmen; ſie hätten hundert tauſend Gulden bewilligt und ſich bereit erklärt, auch zu währender Hülfe Einrichtungen zu machen; aber vorerſt könnten ſie nichts mehr geben, als die einmal bewilligte Summe, bis wegen Friedens und Ordnung etwas beſchloſſen wäre; daß mit dem Schwäbiſchen Bunde gehandelt werden ſollte, oder daß die Churfürſten und Fürſten Truppen hergeben ſollten, darin möchte wohl etwas geſäumet werden; dem Herzoge von Mailand zu Hülfe zu ziehen, dünkte ſie nicht noth zu ſeyn; und da der König von Frankreich hier Botſchaft zu dieſem Tage geſandt hätte, die ſich merken ließen, daß ihr Herr weder wider den heiligen Vater, noch wider den Römi-

q) Müller p. 384 ſeq.

Römiſchen König, noch wider das Reich, noch wider die Deutſche Nation handeln wollte; ſo wären ſie der Meynung, eine trefliche Botſchaft an den König von Frankreich zu ſenden; die ihn um ſein Vornehmen befragen ſollte [r].

Dieſer Vorſchlag wegen einer Geſandtſchaft und das Vertrauen, das die Stände auf die Verſicherung der Franzöſiſchen Geſandten ſetzten, hatten Maximilians Beyfall nicht. Er ſagte, „männiglich ſoll der „Franzoſen Gewohnheit merken; ſie ſingen höher, „denn genotirt iſt; ſie leſen anders, denn geſchrieben „iſt; ſie reden anders, denn ihnen im Herzen iſt [s]. Dennoch wurde beſchloſſen, eine Geſandtſchaft im Namen der verſammelten Stände abzuordnen, mit der Inſtruktion, dem König von Frankreich vorzuſtellen, wie es den Anſchein hätte, daß er damit umginge, die Kaiſerkrone zu erlangen, und der Deutſchen Nation die Ehre und Würde und die Rechte zu entziehen, die ihre Vorvorden ſeit viel hundert Jahren auf ſie gebracht; ferner die dem Reich unmittelbar zugehörigen Städte unter ſeine Gewalt zu bringen; dieſe Städte und andre, die dem heiligen Vater zugehörten, hätten durch Beſchatzung und anders unziemliches Vornehmen viel Beſchwerden und Schaden von ihm erlitten; zwiſchen dem Römiſchen Reiche Deutſcher Nation und Frankreich wäre von langen Zeiten her, eine erbliche Einung und Vertrag beſtanden, den auch Se. Gnaden bey dem Antritt ſeiner Regierung gewöhnlichermaßen öffentlich angenommen, und zu halten verſprochen hätte; ſie hofften daher, er würde in die Fußtapfen ſeiner Vorgänger

r) Müller p. 350.

s) Idem p. 351. Datt p. 528.

treten, dieſe Einung und Vertrag ſeines Theils halten und vollziehen, und folglich dem heiligen Vater und ſeinen Städten und Plätzen, den Städten Florenz, Piſa und andern keinen Schaden zufügen, damit ſie nicht, auf deren Erſuchen und Anfordern genöthigt würden, ſich derſelben gegen ihn anzunehmen. Die Abſendung dieſer Geſandſchaft ſollte, noch eh ſie abging, dem Könige von Frankreich durch einen Courier angekündigt werden [t]).

Indeſſen war die Anleihe regulirt. Etwas Geld kam ein von den Churfürſten und Fürſten. Aber die Städte zögerten. Sie wollten erſt ſehen, ob alles, was wegen Handhabung öffentlicher Gerechtigkeit und Ruhe verſprochen war, zur Richtigkeit kommen würde. Ihnen war ohne Zweifel am meiſten daran gelegen. Weil aber darüber die Zeit hinging und eine ſchlimme Poſt nach der andern aus Italien einlief, ſo wurden die Abgeordneten der Städte an
25 Jun. den Hof gefodert, wo ihnen die königlichen Räthe erklärten, es wären nun vierzehn Wochen ſeit der Ankunft Sr. Maj. vergangen; die Churfürſten und Fürſten hätten eine beträchtliche Summe ihres Antheils zu der bewilligten Summe entrichtet, aber die Städte noch nicht; den entlegnen Städten, den Hanſeſtädten, wie man ſie nannte, wären zwar ſechs Wochen Friſt gegeben; die Meynung aber wäre geweſen, daß die näher gelegenen ihre Gelder zur Stunde einſenden ſollten; wenn ſie gerade bis zu dem letzten Tage der ſechs Wochen warten wollten, würde gar zu viel Zeit verloren gehen. Die Geſandten verſicherten, daß es nicht an der Willigkeit der Städte läge, dem verabredeten Schluſſe nachzukommen [u]).

Ohn-

t) Müller p. 352.
u) Idem p. 356.

Ohneracht et die königlichen Räthe gegen die Geſandten der Städte rühmten, daß die Churfürſten und Fürſten ſich ſchon mit einer beträchtlichen Summe eingefunden hätten, ſo war doch aus dieſer gerühmten Quelle nicht mehr als ſechstauſend Gulden eingefloſſen, und die waren auch gleich an einige Hauptleute ausgezahlt, um Kriegsvolk dafür anzuwerben v). Maximilian wandte ſich daher an die Churfürſten und Fürſten, ſie zu bewegen, nicht allein ihren Antheil völlig abzutragen, ſondern auch den Städten zuzureden, daß ſie mit Einſendung der Gelder eilen möchten. Der Churfürſt von Mainz und Herzog Albrecht von Sachſen, der ſich auf das Commando der großen ſtehenden Armee Rechnung machte, von deren Einrichtung unter dem Namen der währenden Hülfe damals ſo viel geſprochen wurde, nahmen daher die Geſandten der Städte vor. Dieſe wollten ſich aber zu nichts anders verſtehen, als daß ſie ſich erboten, ſelbſt heimzureiten, und ihren Freunden die große Noth in Italien zu berichten, ob dieß ſie vielleicht bewegen würde, Geld herzugeben; doch hofften ſie, daß indeſſen die Punkte wegen des Friedens, Rechts und Ordnung auch würden verabredetermaaßen ausgeführt werden; denn nur unter der Bedingung wäre die Hülfe verſprochen. Die königlichen Räthe erwiederten: ſie ſollten nicht heimreiten, ſondern heimſchreiben; oder wenn von einer Stadt zwey Geſandte da wären, ſo könnte der eine allenfalls die Reiſe thun: denn daß beyde gingen, würde nicht in Guten bemerkt, ſondern angeſehen werden, als ob ſie dem Tage einen Aufbruch machen wollten; und ſie möchten bedenken, ob es ihnen lieb wäre, wenn in ihrer Abweſenheit von Friede, Recht und Ordnung gehandelt würde.

v) Müller p. 358.

würde. Um die Städte, die man für ſehr reich hielt, durch Vorhaltung deſſen, was andere Handelsſtädte vermöchten, aufzumuntern, fügten die Räthe hinzu, die Stadt Venedig (die man bloß als eine Handelsſtadt anſah) hätte fünf und zwanzig tauſend Gulden darzuleihen verſprochen; eine gleiche Zuſage hätte man auch von dem Herzoge von Mailand.

26. Jun. Des folgenden Tages rathſchlagten die Geſandten der Städte unter einander. Sie waren in Verlegenheit. Nach ihrer Inſtruction glaubten ſie nichts verſprechen zu können, ohne ſich von ihren Freunden Vorwürfe und Unwillen zuzuziehen; die Angelegenheiten aber des Reichs hielten ſie in der That für dringend. Um alſo aus zwey Uebeln das geringere zu wählen, urtheilten ſie, ihre Freunde würden, auf Bericht von der Lage der Sachen, lieber die ihnen auferlegte Summe, wenn ſie auch verloren wäre, wagen, als ſich zu ſchulden kommen laſſen, daß eine Sache, auf der die Geneſung oder das Verderbniß der Deutſchen Nation beruhte, nicht zu Stande käme. Sie beſchloſſen alſo, den Churfürſten und Fürſten zu antworten, daß ſie ihren Freunden ſchreiben wollten, die Gelder aufs förderlichſte abzuſenden; ſie wiederholten aber, daß ſie ſich darauf verließen, daß die Verabredungen wegen Friedens, Rechts und Ordnung auch würden gehalten werden, als welches die Bedingung wäre, unter welcher allein die Gelder verſprochen wären, w). Man ſieht alſo, wie ſehr die eifrige Betreibung der Städte die Errichtung des beſtändigen Landfriedens und des Kammergerichts befördert hat.

Dieſe

w) Müller p. 361.

Dieſe Antwort nahm der Churfürſt von Mainz ſehr gnädig auf. Sie thäten daran ſehr wohl und weislich; es könnte und wollte dießmal nicht anders ſeyn: viele Fürſten hätten ſchon beträchtliche Summen eingeliefert, man könnte doch auch hoffen, daß wenn der König von Frankreich und die **Weſen** (die Republiken) in Italien vernähmen und ſähen, daß man Ernſt zu dem Dinge thäte, ſie Abſcheu daran empfahen würden: es wären auch ſchon etliche aus den Churfürſten, Fürſten und andern Ständen dazu verordnet, die ſchon einige Tage geſeſſen hätten, um über die Entwürfe Friedens, Rechtes und Ordnung rathzuſchlagen, die des Königs Majeſtät übergeben wären.

Noch mancher Verſuch wurde von den kaiſerlichen Räthen gemacht, die Einwilligung der Verſammlung bald zu einer beträchtlichern, bald zu einer geſchwindern Hülfe zu erhalten. Allemal vergeblich. Sie verlangten im Namen des Kaiſers, daß zwanzig tauſend Mann vom Reiche ſollten geſtellt werden. Sie hatten deswegen eine lange Unterredung mit den Churfürſten und Fürſten. Dieſe gaben die trockne Antwort: „es möchte nicht ſeyn; ſie könnten darauf 4. Aug.
„nicht Antwort geben, die andern Stücke des Frie„dens, Rechtens und Handhabung deſſelben wären „denn ganz geendigt“ x).

Hierauf ließ Maximilian noch am nämlichen Tage Nachmittags die Stände zuſammen berufen, begab ſich perſönlich in die Verſammlung, und ließ durch Veit von Wolkenſtein ſeine Einwilligung zu dem Landfrieden und zu einem Kammergericht, nach den Entwürfen, die die Stände ihm zuletzt übergeben

 hatten,

x) Müller p. 368.

7. Aug. hätten, erklären. Und ſchon drey Tage nachher wurden der Landfrieden und die Kammergerichtsordnung öffentlich bekannt gemacht.

Dieſer Tag alſo war es, an dem die Deutſche Nation aufhörte, den Vorwurf zu verdienen, den ſelbſt viel ungeſittere Völker ihr zu machen berechtigt waren, nämlich, daß ſie keine Herrſchaft der Geſetze über ſich dulden wollte. Es iſt wahr, dieſer Vorwurf traf ſie nicht, in ſo weit man jedes Fürſtenthum, Churfürſtenthum, jede Grafſchaft oder Herrſchaft, jedes Bißthum, jede Stadt als ſo viel abgeſonderte Staaten betrachtete; denn in vielen dieſer Staaten wurden in Abſicht der Einwohner deſſelben, Recht und Ordnung ſo gut gehandhabt, als in irgend einem andern Lande. Aber nicht in allen, und in ſo weit alle dieſe Staaten Ein Ganzes, Einen Staat, Eine Nation ausmachten und ausmachen wollten, in ſo weit war die Beſchuldigung gegründet. — Es giebt immer noch Perſonen, die dieſen Tag, da durch Maximilians Genehmigung der beſtändige Landfrieden zum Geſetz erhoben wurde, für den Todestag der Deutſchen Freyheit anſehn, als ob ſich keine Freyheit ohne den uneingeſchränkten Gebrauch der Fauſt und des Schwertes gedenken ließe. Sie ſollten ſich doch erinnern, daß, wo das Waffenrecht jedem erlaubt iſt, natürlicherweiſe der ſtärkere herrſchen und nach Willkühr herrſchen wird, und daß dieſer ſtärkere in hundert Fällen gegen einen ein Mann von heftiger Leidenſchaft, folglich ein deſpotiſcher, tyranniſcher Herrſcher ſeyn wird. Endlich erhellt aus dem ganzen Verlauf der Verhandlungen dieſes merkwürdigen Reichstages, daß es jedermann müde war, in beſtändiger Fehde zu leben, nie der Ruhe zu genießen. Man würde gewiß nicht ſo wiederholt auf die Abſchaffung einer Sitte gedrungen haben, wenn ihre Schädlichkeit

lichkeit nicht aus täglicher Erfahrung unwiderſprechlich wäre bekannt geweſen.

Maximilian hatte aber die Verſammlung nicht blos deswegen berufen, ihr ſeine Einwilligung zu dem Landfrieden und zu dem Kammergericht anzuzeigen. Sondern Veit von Wolkenſtein, nachdem er die Erklärung im Namen des Kaiſers darüber gethan hatte, fuhr fort, „die Truppen, die der Kaiſer nach Italien geſandt und die aus neun tauſend Mann beſtänden, müßten, wenn der Sold ausbliebe, ſich zerſtreuen; der König von Frankreich, wenn ihm ſo wenig Widerſtand geſchähe, würde ſich noch die Kaiſerkrone vom Pabſt erzwingen, als wohin ſein Trachten ginge; dem Venetianiſchen Bunde zu Folge wären des Kaiſers Alliirten ihm mit ſechs und dreyßig tauſend Mann beyzuſtehen verpflichtet, dies könnten die Stände aus dem Bundesbriefe, der ihnen vorgelegt werden ſollte, erſehen; die Bundesgenoſſen wären alſo nicht unthätig; aber ſie verlangten auch Hülfe vom Kaiſer und Se. Maj. begehrten nun zu wiſſen, was ſie ihren Bundesgenoſſen antworten ſollten.“

Auf dieſe Vorſtellung bewilligten endlich die Churfürſten und Fürſten noch eine Hülfe von hundert und funfzig tauſend Gulden. Maximilian ſollte ſie als eine Anleihe aufnehmen; ſie ſollte mit dem gemeinen Pfennig wiederbezahlt werden y). Ueber dieſe neue Bewilligung von hundert und funfzig tauſend Gulden beſchwerten ſich die Städte; ſie wären hiebevor zu allen Verhandlungen gefodert; ihre Meinung und Nothdurſt wäre auch gehört, und mit ihrem Wiſſen gehandelt; aber in der Zuſage einer ſo merklichen Beſchwerung wäre dies nicht geſchehen. Sie weiger-

y) Müller p. 369.

weigerten ſich daher anfangs die Obligationen, die im Namen des Reichs wegen dieſer neuen Anleihe ausgeſtellt wurden, mit zu unterſchreiben; doch ließen ſie ſich endlich dahin bereden [z]). Uebrigens wurden die Obligationen zu beiden Anleihen, im Namen des Kaiſers und der Stände von zwey Churfürſten, dem von Mainz und dem von der Pfalz; von einem Fürſten, Herzog Albrecht von Sachſen; von einem Biſchof, dem zu Worms; von zwey Grafen, dem von Naſſau und dem von Zollern, und von den Geſandten beider Städte, Worms und Frankfurt, unterſiegelt.

Die Einrichtung des Landfriedens und des Kammergerichts war der Hauptzweck, den die Stände auf dieſem Reichstag zu erreichen ſich vorgenommen hatten. Sie hatten noch einen andern, der ihnen anfangs eben ſo wichtig ſcheint geweſen zu ſeyn. Sie drungen nämlich auf die Errichtung eines Reichsraths oder Reichsregiments, deſſen Abſicht, Beſchaffenheit und Natur ſich am beſten aus einem Entwurf, der darüber gemacht wurde, wird beurtheilen laſſen. — Dieſer Reichsrath ſollte in der nämlichen Stadt ſeyn, wo das Kammergericht ſeinen Sitz bekommen würde. Er ſollte aus ſiebzehn Mitgliedern beſtehen, wozu jeder der ſechs Churfürſten eins; die acht Provinzen, worinn man das Reich in dieſer Abſicht theilte, acht; die Städte zwey, und der Kaiſer oder Römiſche König eins, nämlich den Präſidenten ernennen ſollte. Der Präſident ſollte zum mindeſten ein gebohrner Freyherr ſeyn. — Dieſes Collegium ſollte Macht haben, des Reichs Nutzen und Nothdurft in allen Sachen zu bedenken und zu betrachten, in etlichen auch zu beſchließen. In Sachen von großer Wichtigkeit ſollten

z) Müller p. 370. ſeq.

ten ſie ohne die Einwilligung des Kaiſers und der Stände oder der ſechs Churfürſten nichts beſchließen. Alle Reichsgeſchäfte ſollten nur von dieſem Rathe abgehandelt und in des Kaiſers oder Königs Namen, unter ſeinem Siegel, ausgefertigt und vom Präſidenten und Rath unterſchrieben werden. Alle andre Ausfertigungen vom Könige und in ſeinem, des Königs Namen ſollten kraftlos und ungültig ſeyn. Der König ſollte, wenn er im Rathe zugegen, ſeiner Räthe vier und nicht mehr; ein Churfürſt der ſeinigen zwey, und ein Fürſt nur einen und nicht mehr bey ſich haben, die deutſch Gezünges ſeyn, und eh ſie eingelaſſen würden, einen Eid thun ſollten. So oft der König es verlangte, ſollten ſie an den Hof kommen. Die Stellen abgehender Räthe, die vom Könige oder von Churfürſten ernannt worden, ſollten auch von dieſen wieder beſetzt werden. Zu den übrigen Stellen aber, die erledigt würden; ſollten der Präſident und die Räthe neue Mitglieder aus den Provinzen wählen, aus denen die abgegangene Räthe geweſen. Von den ſechs Churfürſten ſollte alle Vierteljahre einer bey dieſem Reichsrathe zugegen ſeyn, und jährlich ſollten alle ſechs Churfürſten zu einer beſtimmten Zeit hinkommen, um mit dem Reichsrath zu beſſern und zu erſetzen, was noth ſeyn würde. Der Rath ſollte alle Briefe und Urkunden über des Reichs Händel und Gerechtigkeiten fleiſſig zuſammen bringen, treulich verwahren und zu des Reichs Nothdurft gebrauchen — Mittel erdenken und anwenden, das dem Reich entzogene wieder zu gewinnen, und die Contributionen und andre Einkünfte des Reichs empfangen und ausgeben, und darüber jährlich den ſechs Churfürſten, ferner zwey Fürſten, zwey Grafen und zwey Städten, die einen Monat vorher dazu eingeladen werden ſollten, Nachricht geben, — Policeygeſetze machen, neue Zölle und die

Erhö-

Erhöhung der alten verhüten, — entſtandene Streitigkeiten zwiſchen Gliedern des Reichs gütlich zu ſchlichten ſuchen, — Hauptleute beſtellen, annehmen und eidlich verpflichten, desgleichen Kriegsvölker, dieſen den Sold beſtimmen u. ſ. w. Ueber wichtigere Lehne ſollte der Kaiſer oder König mit Einwilligung der Churfürſten beſchließen, ob ſie bey dem Reiche zu behalten, oder aufs neue zu verleihen wären — die Ertheilung des Adels und der Würden und die Ertheilung der **erlauchten** Lehne und Regalien behielt Maximilian ſich ganz vor [a]).

Die Städte machten noch die Einwendung, daß kein Geiſtlicher zu einer Stelle in dem Collegio der ſiebzehn Räthe müßte genommen werden; denn ſolches möchte dem Reich und insbeſondre den weltlichen Ständen nachtheilig werden [b]).

Mit dieſem Plan ſcheint Maximilian zufrieden geweſen zu ſeyn. Allein die Stände machten neue Aenderungen, die ihm gänzlich mißfielen, ſo, daß er erklärte, „er habe bisher dermaßen regiert, daß „niemand Beſchwerung darüber haben könnte; er „wollte aber mit Rath der Churfürſten etliche redliche „verſtändige Männer kieſen, dieſelbe an ſeinem Hofe „als Hofräthe halten, und als regierender Römiſcher „König mit ihnen die (in dem Plan) gemeldete Ord„nung in allen Artikeln, die Sr. königl. Majeſtät „an ihrer Oberkeit unabbrüchlich wären, halten, und „wenn er außerhalb dem Reiche, wollte er dieſe Rä„the an einem gelegenen Ende ordnen und ihnen einen „Obern geben, der an ſeiner Statt und in ſeinem „Namen des Reichs Sachen mit ihnen handeln ſoll„te

a) Müller p. 381. Datt lib. III. c. 11. 12.

b) Id. p. 386.

„te [c]).“ Hierüber gerieth die ganze Sache ins Stecken.

Daß das Kammergericht aus einem Kammerrichter und ſechszehn Urtheilern oder Beyſitzern beſtehen ſollte; daß der Kammerrichter ein Fürſt, Graf oder Freyherr und die Beyſitzer zur Hälfte Rechtsgelehrte und gewürdiget (Doctores), zur Hälfte aber wenigſtens ritterlicher Geburt ſeyn ſollten, daß damals der Kaiſer die Perſonen zu dieſen Stellen mit Rath und Willen der Stände ernennen ſollte, welches in der Folge abgeändert worden; daß man ihnen ihre Beſoldung aus keiner beſſern Quelle, als aus den Sporteln anwieß, obgleich die Städte damit nicht zufrieden waren, ſondern wollten, daß die Beſoldung aus dem gemeinen Pfennig ſollte genommen werden [d]); daß aber im Fall, wenn dieſe nicht hinreichten, der Abgang aus dem gemeinen Pfennig erſetzt werden ſollte; daß das Kammergericht nach des Reichs gemeinen Rechten, auch nach redlichen, ehrbaren und leidlichen Ordnungen, Statuten und Gewohnheiten der Fürſtenthume, Herrſchaften und Gerichte ſprechen ſollte. Daß die Churfürſten und Fürſten ſich in ihren Streitigkeiten ihre gewillkührten Austräge vorbehielten; dies alles ſind ſo bekannte Sachen, daß es genug iſt, ſie des Zuſammenhanges wegen mit wenig Worten zu berühren. In Anſehung der Frage, ob man unter den gemeinen Rechten das Römiſche Recht oder alte deutſche Rechtsbücher verſtehen müſſe, ſcheint es, daß beide, ſowohl die alten Deutſchen als die Römiſchen Geſetze unter jener allgemeinen Benennung begriffen wurden; denn daß wenig-

c) Müller P. I. p. 389.

d) Datt de P. P. V, 7. p. 872.

wenigſtens die Römiſchen Geſetze nicht ausgeſchloſſen waren, erhellet hinlänglich aus dem Umſtand, daß die Hälfte der Beyſitzer aus Doctoren beſtehen ſollte. Da es bekannt iſt, daß einer Seits die Doctoren dieſer Zeit ſehr eifrig für die Einführung der Römiſchen Rechte waren, hingegen anderer Seits die Feinde des Römiſchen Rechts, den Doctoren, die ſie ſpöttiſch die rothen Barette nannten, gern den Weg zu gerichtlichen Aemtern und Handlungen ganz verſperrt hätten, ſo kann man ſchließen, daß der Kaiſer und die Stände nicht würden die Hälfte der Beyſitzerſtellen mit Anhängern des Römiſchen Rechtes beſetzt haben, wenn ſie nicht die Abſicht gehabt hätten, daß nach dem Römiſchen Rechte ſollte geſprochen werden. Die Einwendung, daß Maximilian die Römiſchen Doctoren nicht habe leiden können, iſt unerheblich. Es hat Fürſten gegeben, die keine Aerzte leiden konnten, aber ſie doch brauchten.

Zur Rechtsſtatt oder zum Sitz des Kammergerichts wurde damals Frankfurt beſtimmt. Hier wurde es zwey Monate nachher eingeſetzt. Maximilian ſelbſt nahm
1495. die dazu ernannten Perſonen in Pflicht und übergab
31. Oct. dem erſten Kammerrichter, dem Grafen Eitel Friedrich von Zollern, den Scepter oder Richterſtab. Es waren aber damals nur erſt ſieben, oder andern Nachrichten zufolge, neun Beyſitzer angenommen e).

Die Hauptartikel des Landfriedens waren folgenden Inhalts: Niemand ſollte den andern befehden, berauben, fahen, überziehen, belagern: niemand ſollte ein Schloß, eine Stadt, einen Flecken, ein Dorf, einen Hof oder Weiler, mit gewaltiger That einnehmen, mit Brand oder auf andre Weiſe beſchä-

e) Müller P. p. 427.

beſchädigen, — die Uebertreter ſollten in die Acht verfallen; und wenn jemand überfallen, beraubt oder bloß beſchädigt würde, ſollten alle, die das zu friſcher That inne würden, dem Thäter nacheilen; — wer ſich der Friedensſtörung ſchuldig gemacht, ſollte dem Churfürſten, dem Fürſten, dem Grafen oder der Stadt, deſſen Angehörige durch die Friedensſtörung beſchädigt worden, ſeine Unſchuld durch einen Eid darthun, oder wenn er ſich deſſen weigerte, für ſchuldig gehalten werden; — die Churfürſten, Fürſten, Grafen, Herrn oder Städte, die dieſen Eid von ihm foderten; ſollten ihm zur Ablegung dieſes Eides, das erforderliche Geleite geben, — wäre der Friedensſtörer mächtig oder hätte er mächtige Beſchützer, ſo ſollte der Beſchädigte ſich an das Kammergericht wenden, und dieſes ſollte es dem Kaiſer und den Ständen melden; doch ſollte auch das Kammergericht nichts deſtoweniger auf Anrufung des Beſchädigten oder auch von Amtswegen wider die Friedensſtörer verfahren; — die vielen Reiſigen und Fußknechte, die entweder keinem Herrn dienten, oder derer Herr ihrer nicht zu Recht und Billigkeit mächtig wäre, ſollten angehalten und ernſtlich befragt werden, man ſollte ihre Mißhandlungen mit Ernſt beſtrafen, aufs wenigſte ihre Haab und Gut nehmen und ſie mit Eid und Bürgſchaft verbinden; geiſtliche Perſonen, die wider Verhoffen den Frieden brächen, ſollten von ihrem ordentlichen Richter zur Schadenerſezzung angehalten und beſtraft werden.

Maximilian verlangte anfangs, daß die Churfürſten und die übrigen Stände dieſen Landfrieden mit unterſiegeln ſollten. Dies geſchah zwar nicht; allein die Churfürſten und Fürſten, die dem Reichstage perſönlich beygewohnt hatten, ſtellten eine beſondre

Verpflichtung zu Handhabung dieſes Friedens aus. Sie bezeugeten darin, daß dieſe Ordnung mit ihrem Rath und Verwilligung vorgenommen, aufgerichtet und gemacht wäre; ſie verſprachen bey ihrem fürſtlichen Glauben und Treue, dieſer Ordnung aufrichtig nachzuleben, ſie mit zu handhaben, zu ſchüzzen und zu ſchirmen [f]). Die abweſende Stände gaben ähnliche ſchriftliche Verſicherungen, die man Beybriefe nannte. Die auf dem Reichstage anweſende Geſandte der Städte ſtellten keine dergleichen Verſprechungen aus. Nachher aber ſandten die Städte Beybriefe ein. Man hat die Urſache nicht ausfündig machen können, warum jene Geſandten nicht gleich eine Verpflichtung ausſtellten. Vermuthlich hatten ſie dazu keine Vollmacht.

Bey aller dieſer Vorſicht, dem neuen Geſetze ſeine Kraft zu geben, befürchtete man gleichwohl, daß es immer noch Schwierigkeiten geben würde, es bey der verwilderten Nation gelten zu machen. Man hielt es für nothwendig ſich auch die Genehmigung der abweſenden Stände zu verſchaffen. Die anweſenden Stände verwahrten ſich, daß wenn nicht alle übrigen ihre ſchriftliche Einwilligung einſendeten, auch ſie durch ihre Verpflichtung nicht wollten gebunden ſeyn [g]).

Kaum hielt man auch dieſe Verſprechungen für hinlänglich, dem Landfrieden Beſtändigkeit und Kraft zu verſchaffen. Maximilian rieth, daß die Fürſten und die Städte zu deſſen Handhabung Bündniſſe ſchließen ſollten, dergleichen kamen auch wirklich zu Stande

f) Müller l. c. p. 454. ſeq. Datt de P. P. lib. II. c. 2. p. 792.

g) Datt ib. p. 794.

Stande und wurden vom Kaiſer ratificirt. So wur- 1498.
de ein Bund in dieſer Abſicht zwiſchen Herzog Ulrich 26.Jul.
von Würtemberg und Markgraf Chriſtoph von Baden auf dem Reichstage zu Freyburg; und zwiſchen Churfürſt Berthold von Mainz, Markgraf Friedrich von Brandenburg und Herzog Ulrich von Würtem- 27.Jul.
berg eben daſelbſt errichtet [h]).

In der Verordnung des Landfriedens wurden alle Bündniſſe, die dem Frieden eigenermaßen zuwider wären, aufgehoben. Da der Schwäbiſche Bund auf die Erhaltung des Friedens abzielte; ſo wurde er zwar nicht ausdrücklich ausgenommen; allein ſeine Fortdauer beweiſt, daß man ihn nicht unter jene begriff, die man, als dem Frieden ſchädlich nicht länger dulden wollte. Dieſer Bund bewieß ſich jetzt ſehr geſchäftig zur Handhabung des Landfriedens. Im Jahr 1523 zerſtörte er durch ſeine Kriegsvölker drey und zwanzig adliche Schlöſſer in Franken, deren Beſitzer ſich zu den Reinigungseid nicht verſtehen wollten, den man von ihnen verlangte, daß ſie das Fauſtrecht nicht nach dem alten, nun aber verbotnen Gebrauch durch Raub und Brand ausgeübt hätten [i]).

Zur Handhabung des Friedens wurde auch noch auf dem Reichstage beſchloſſen, daß die Stände ſich jährlich einmal verſammeln und wenigſtens einen Monat bey einander bleiben ſollten; keiner ſollte ohne redliche Urſachen und ohne Urlaub der Verſammlung oder des größten Theils derſelben ſich entfernen; — das Nacheilen zu friſcher That ſollte zwar auf eines jeden eigne Koſten geſchehen; wenn man aber mit dem Friedensſtörer Unterhandlung pflöge, oder wider ihn

h) Datt l. c. p. 796.

i) Idem l. c. p. 786.

zu Felde gienge, ſollten die Koſten in beiden Fällen aus dem gemeinen Pfennig beſtritten werden; — das Kammergericht ſollte beſtändig an einem Orte bleiben; — der Kaiſer, ſein Sohn Erzherzog Philip, die Churfürſten, die Fürſten und andre Stände ſollten ohne Wiſſen und Willen der jährlichen Verſammlung keinen Krieg noch Fehde anfangen, noch Bündniſſe mit fremden Nationen eingehn, die dem Reich zum Nachtheil gereichen könnten; — wer dieſer Ordnung zuwider handeln würde, ſollte zwey tauſend Mark feinen Goldes Strafe bezahlen, wovon die eine Hälfte der königlichen Kammer, die andre dem beſchädigten gehören ſollte [k]).

Das neuerrichtete Kammergericht ſollte, wenn die Sporteln nicht zureichten, aus dem gemeinen Pfennig unterhalten werden. Unter dem gemeinen Pfennig verſtand man eine allgemeine Contribution. Alle Ausgaben des Reichs wollte man damit beſtreiten; die hundert und funfzig tauſend Gulden, die man dem Kaiſer bewilligt hatte, zum Behuf ſeiner Feldzüge in Italien und wider die Türken vor der Hand aufzunehmen, ſollten aus dem gemeinen Pfennig wiederbezahlt werden. Der gemeine Pfennig ſollte der Fond ſeyn zu der währender Hülfe, oder zu den fortdauernden Vertheidigungsanſtalten, die man jetzt insbeſondre der Türken wegen, glaubte machen zu müſſen.

Als die Verſammlung anfing über dieſe allgemeine Contribution rathzuſchlagen, ſo glaubte ſie anfangs, daß ſie, da die Türkennoth ſo ſehr vor Augen wäre, dieſe Auflage wohl von der ganzen Chriſtenheit fordern könnte [l]). Doch ließ ſie dieſe Gedanken

k) Müller l. c. p. 454. ſeq.

l) Idem l. c. p. 429.

ken bald fahren und ſchränkte ſich mit der Auflage auf Deutſchland ein. Da jedes Mitglied der Verſammlung wußte, wie ungern man ſich dazu verſtehen würde, ſo unterließ man nicht, einander oft zu erinnern, „die Nothdurft wäre jetzt hie, daß man zu dem Din„ge thun müßte, wollte man anders das Reich und „Deutſchland bey ihren Ehren, Würden und Weſen, „behalten, das die Voreltern ſauerlich erarnet hät„ten.“

Es wurden verſchiedene Entwürfe vorgeſchlagen, dieſe Auflage einzurichten. In jedem Projecte befand ſich ein Artikel, der ſo lautete: „Item, daß „allenthalben im heiligen Reiche, auf den Kanzeln „das Volk ermahnet werde, ob jemand Gott zu Lob „und zu Behaltung und zu Mehrung der Chriſten„heit, etwas mehr denn vorgeſchrieben ſteht, hand„reich und Hülfe thun wollte.“

Endlich wurde die Auflage folgendermaßen regulirt. Sie ſollte vier Jahre lang bezahlt werden und nicht länger. Maximilian mußte eine Verſicherung ausſtellen, ſie nach Verlauf der vier Jahre nicht wieder zu fordern. Alle Menſchen ohne Ausnahme ſollten ſie bezahlen. Wer fünfhundert Gulden Rheiniſch im Vermögen hätte, ſollte jährlich einen halben Gulden; wer tauſend Gulden beſäße, einen ganzen Gulden bezahlen. Wer über tauſend Gulden in Vermögen hätte, ſollte einen Gulden geben und dazu ſo viel, als ſeine Andacht wäre. Von Leuten, die unter fünfhundert Gulden in Vermögen hätten und funfzehn Jahr alt wären, ſollte der vier und zwanzigſte Theil eines Guldens, oder von je vier und zwanzig Menſchen ein Gulden gefordert werden. Jeder Jude ohne Unterſchied des Geſchlechts oder Alters ſollte binnen dieſen vier Jahren jährlich einen Gulden

bezahlen. Fürſten, Prälaten, Grafen, Herren und Communen ſollten hierin etwas mehr thun, wie andre, als ſich wohl gepürte. Dieſe Auflage ſollte jährlich in jeder Pfarre am letzten December von dazu beſtellten und beeideten redlichen Perſonen in Gegenwart des Pfarrers eingenommen werden. Die eingeſammelten Gelder ſollten an ſieben Reichsſchatzmeiſter, wovon der Kaiſer einen, die Churfürſten einen, die Fürſten einen, und ſo die Prälaten, die Grafen, die Ritter und die Städte, jedes Collegium einen ernennen ſollte, ausgezahlt werden. Jeder Schatzmeiſter bekam einen jährlichen Gehalt von dreyhundert Gulden, ſie beſchwerten ſich, daß dieſe Beſoldung ihrem ſchweren und großen Geſchäfte nicht angemeſſen wäre. Mailand, Ferrara, Montferrat und andre Italieniſche vom Reich abhängende Staaten ſollten angefordert werden, dieſe Auflage mit zu bezahlen, weil es billig wäre, daß ſie eine Laſt mittrügen, die das Reich ſich ihrer Beſchirmung wegen auflegte [m]).

Allein der Verordnung wegen des allgemeinen Pfennigs wurde nicht weniger, als buchſtäblich nachgelebt. Wie es bey der Bezahlung hergieng, ſieht man aus folgender Erzählung eines gleichzeitigen glaubwürdigen Autors, nämlich des berühmten Tritheims, Abts zu Sponheim. „Man forderte mir, „ſagt er, jährlich drey Gulden ab; einen für mich, „einen für meine Mönche, einen für meine Knechte „und Mägde. Im erſten Jahr bezahlten die nächſten Klöſter oder Geiſtliche in Sponheim und daherum dieſe Auflage; von den Weltlichen aber gab kein „einziger einen Heller. Wie dies die Geiſtlichen ſa„hen,

m) Müller l. c. p. 430 ſeq.

„hen, bezahlten die klügern unter ihnen im folgenden „Jahr auch nicht. Wer bezahlt hatte, mußte den „Verluſt tragen; wer nicht bezahlt hatte, dem wie„derfuhr nichts deswegen, denn im folgenden Jahr „forderte man die Auflage ſchon nicht mehr, und was „im erſten Jahr geſammelt war, wurde keinesweges „zu dem Gebrauch, wozu es beſtimmt war, an„gewandt [n])."

Die freye Reichsritterſchaft, beſonders die in Franken, machte die meiſte Schwierigkeit, dieſe Auflage zu bezahlen. Sie ſchlugen es ausdrücklich ab; ſie wären, behaupteten ſie, freye Franken; bereit dem Reich wider die Feinde der Kirche mit ihren Perſonen auf eigene Koſten zu dienen, aber nicht mit Gelde. Die Schwäbiſche, Rheiniſche und Wetterauſche Ritterſchaft führte eben die Sprache. Sie hielten verſchiedene Verſammlungen, auf denen ſie feſt beſchloſſen, nicht zu bezahlen und Verbindungen zu dem Ende eingingen. So wie Maximilian berichtet war, waren ihrer dreytauſend die im Harniſch ritten. Anderen Nachrichten zufolge waren ſie über zehntauſend ſtark, davon jeder mit zwey Pferden zu Felde gieng [o]). Vergeblich wurden Unterhandlungen mit ihnen gepflogen. Der Ausgang war, daß ſie nach dem Con- 1496.
vent zu Culmbach einmüthig erklärten, nicht zu bezahlen und die engſten Verbindungen eingingen, ſich bey ihren alten Rechten und Freyheiten zu behaupten.

Auch die Städte zögerten nicht nur, die Auflage abzutragen, ſondern beſchloſſen ſogar auf einer Zuſammenkunft zu Speyer, mit der Sammlung des

n) Chron. Hirſaug. ad a. 1495.

o) Datt de P. P. III. 6. p. 542.

gemeinen Pfennigs einzuhalten, bis ſie ſähen, wie die zu Worms beſchloſſene Sachen ausgeführt würden [p]).

Die Nothwendigkeit, den Türken Widerſtand zu thun, die auf dem Punkte ſtunden, Nachbarn von Deutſchland zu werden, ſollte ein Hauptgegenſtand der Berathſchlagungen dieſes Reichstags ſeyn. Es wurde davon geredet, daß ein ernſtlicher gewaltiger Zug wider dieſe fürchterlichen Feinde des chriſtlichen Glaubens geſchehen müßte. Allein daß die kleine Summe, die man dem Kaiſer bewilligt hatte, dazu nicht hinreichte, ſah man ein. Man ſetzte alſo die Sache aus, bis man ſähe, was der gemeine Pfennig betragen würde. Damit die Leute an der Grenze, doch nicht ganz troſtlos blieben, der gemeine Mann aber im Reiche wenigſtens Anlaß bekäme, zu glauben, daß wirklich wider die Türken etwas ſollte vorgenommen werden; damit dadurch die Leute deſto williger würden, den gemeinen Pfennig zu bezahlen, ſo wurde verabredet, daß etliche tügliche, geübte Perſonen, Grafen, Herren oder Ritter aus dem Reiche hinab an die Grenze ziehen, von dem Gelde, das dem Kaiſer bewilligt worden, etwas Kriegsvolk danieden von den Landleuten und aus Krabaten beſtellen, die Gebürge, Waſſer, Wälder und Büſche erkundigen, die Gelegenheiten beſichtigen und bey nächſter Verſammlung Bericht von allen geben ſollten.

Da die Verſammlung anfangs ernſtlich auf den Türkenkrieg und auf andre große Vertheidigungsanſtalten, die man die währende Hülfe nannte, bedacht zu ſeyn ſchien, ſo kam auch in Vorſchlag, einen oberſten Hauptmann zu ernennen. Man trug ſchon die Stelle dem

p) Datt l. c. p. 544.

dem Herzog Albrecht von Sachſen an. Er entſchuldigte ſich anfangs, machte aber endlich folgende Bedingungen mit dem Ton eines Mannes, der ſeinen Werth fühlte. Um ſeinen Staat zu machen, ſollten ihm 400 Pferde zu zehn Gulden monatlich, das Jahr zu dreyzehn Monaten gerechnet, gehalten und für Tiſch, Harniſch, Kleider und andre Bedürfniſſe monatlich tauſend Gulden bezahlt werden. Er verlangte eine Leibwache von vier und zwanzig Artſchieren, davon ieder auſſer der Kleidung monatlich ſechs Gulden zur Beſoldung bekommen müßte; ferner drey und vierzig Wagen, jeden mit vier Pferden; ſeinen Antheil an Brandſchatzungen, Gebühren für Päſſe und andern, was daran klebet, und einem Hauptmann zuſteht. Ohne ſein Wiſſen ſollte man keinen Frieden ſchließen. Obige Forderungen wollte er zu Friedenszeiten, wenn es nicht viel Geſchäfte gäbe, auf die Hälfte nachlaſſen. Wenn er im Dienſte ſchadhaft an ſeinem Leibe, oder alt würde, verlangte er eine Penſion auf lebenslang [q]).

Maximilian genehmigte dieſe Bedingungen meiſtentheils, doch machte er einige Erinnerungen, und er meinte, um die Ordnung, die allenthalben gehalten würde, nicht zu zerrütten, möchten zwölf Monate für ein Jahr und dreyßig Tage für einen Monat gerechnet werden. Jeder Artſchier könnte monatlich mit fünf Gulden und zwey Kleidern jährlich oder an deren Statt ſechs Gulden zufrieden ſeyn. Allein die Verſammlung eilte eben nicht, hierüber zu beſchließen. Erſt gegen das Ende, da ſchon einige Churfürſten und Fürſten ſich wegbegeben hatten, beſchloß man, es wäre übel von der Sache zu handeln, da ſchon ſo

q) Müller l. c. p. 341 ſeq.

viele abgereiſt wären, und man noch nicht wiſſen könnte, wie viel der gemeine Pfennig ertragen würde; es würde daher am beſten ſeyn, die Sache bis zur nächſten Verſammlung zu verſchieben r).

Ein anderer Punkt, den man beym Anfange des Reichstags aufs Tapet brachte, den man aber ebenfalls für gut fand, bis zur nächſten Verſammlung aufzuſchieben, betraf die Beſchwerden über den Pabſt, der den Concordaten zuwider fortfuhr, Ausländern deutſche Beneficien oder Anwartſchaften darauf zu ertheilen s). Uebrigens wurden verſchiedene Policeygeſetze beſchloſſen, aus denen man die damaligen rohen Sitten kennen lernt. Eine eben ſo niedrige als ruchloſe Art zu ſchwören, war aufgekommen. Man ſchwur nicht bloß bey dem Namen, ſondern bey den Gliedmaßen, bey den Martern Gottes, bey ſeinen Wunden u. ſ. w. Da eben damals die veneriſche Krankheit zuerſt bekannt wurde, die man die böſen Blattern nannte, ſo erinnerten ſich vermuthlich einige Gelehrte in der Verſammlung, daß Kaiſer Juſtinian, den man als deu weiſeſten aller Geſetzgeber verehrte, einſt das Fluchen und Schwören für die Urſache der Hungersnoth, der Peſtilenz, des Erdbebens und anderer Landesplagen erklärt und es deswegen bey Todesſtrafe verboten hatte. Dies war genug die Verſammlung zu überzeugen, daß die böſen Blattern eine Strafe wären, die ſich die Menſchen durch ihr abſcheuliches Fluchen zugezogen hätten. Man trug aber doch Bedenken, dies Geſetz Juſtinians in ſeiner ganzen Schärfe zu erneuern. Man verordnete bloß, daß wer aus Zorn oder Trunkenheit

oder

r) Müller ib.

Müller l. c. p. 459.

oder unbedachtſamer Weiſe dergleichen Flüche aus-ſtieße, eine Mark löthigen Goldes bezahlen, oder, wenn er das nicht vermöchte, Leibesſtrafe leiden ſollte. Wer aber aus Frevel fluchen und ſchwören würde, ſollte, wenn er von adlicher Geburt, zu Aemtern und Würden unfähig ſeyn; wenn er andern Standes, am Leibe geſtraft werden [t]).

In einer ihrer Sitzungen rathſchlagten auch die Stände darüber, das Trinken überall, ſelbſt in Feldlägern zu verbieten. Ferner verabredeten ſie gegen die nächſte Zuſammenkunft, Erkundigung wegen der übermäßigen Kleidung und andrer unziemlicher Köſtlichkeit einzuziehen, um eine Verordnung darüber zu machen [u]).

So wie dieſer Reichstag einer der glänzendſten war, den man ſeit langer Zeit in Deutſchland gehabt hatte, wegen der vielen Fürſten, die ihm perſönlich beywohnten, ſo zeichnete er ſich auch dadurch aus, daß die ſechs Churfürſten, die zugegen waren, und viele Fürſten, Herzoge und Grafen, ihre Lehne vom Kaiſer perſönlich empfingen. Eine andre feyerliche Handlung war die Erhebung des Grafen Eberhard von Würtemberg zur herzoglichen Würde. Er ſuchte ſie nicht: Maximilian ertheilte ſie ihm aus eigner Bewegung. Auch das Land wurde zu einem Herzogthum erhoben. Im Fürſten- und Lehnbriefe, den Maximilian hierüber ertheilte, wurde feſtgeſetzt, daß dieſes Herzogthum nach Abgang des männlichen herzoglichen Stammes nicht wieder verliehen, ſondern auf ewig zu dem Reichskammergut ſollte geſchlagen werden

t) Müller p. 467.

u) Idem l. c. p. 461.

den [v]). Die Grafen von Würtemberg waren ſchon längſt ſehr mächtig. Kaiſer Sigmund hatte ihnen daher ſchon die Erhöhung zugedacht. Dieſer neue Herzog Eberhard war aber nicht bloß mächtig, er war ein weiſer und guter Fürſt. Als auf dieſem Reichstage einſt bey einem Gaſtmahl Churfürſt Friedrichs von Sachſen, die Gäſte jeder viel von den Treflichkeiten ſeines Landes rühmte; ſchwieg Eberhard beſcheiden ſtill, bis Herzog Albrecht von Sachſen erinnerte, daß man ihn auch hören müßte. „Liebe Herren,“ ſagte Eberhard, „ich gönne euch gern, was „euch Gott gönnt; Ihr ſeyd mir in vielen Dingen „weit überlegen; aber eins kann ich mit Wahrheit „rühmen. Ich darf ganz allein in meinem Lande „über Feld, durch eine Wüſte, in einem dicken Wald „gehen, und wenn mir einer von meinen Unterthanen begegnet, ſo kann ich ihn heißen niederſetzen und „ſicher in ſeinem Schooße ausruhen“. Man ſollte denken, das Land, worin ſo ein Fürſt über ſolche Unterthanen regierte, und das Land, wo das Fauſtrecht galt, hätten müſſen tauſend Meilen von einander entfernt ſeyn. Gleichwohl war beydes in Deutſchland. Es läßt ſich aus dem, was wir oben von Deutſchlands Zuſtande angeführt haben, erklären. Deutſchland war glücklich in manchen ſeiner einzelnen Theile; aber die Verſchiedenheit ſeiner ſo vielen Theile, und die ſonderbare Art ihrer Zuſammenſetzung war die Quelle ſeines Unglücks.

Herzog Eberhard liebte die Wiſſenſchaften, ob er gleich keine gelehrte Erziehung gehabt hatte; er ging gern mit den Gelehrten um; durch ſeine Aufmunterung trug er viel zur Aufnahme der Litteratur in Deutſch-

v) Müller p. 542 ſeq. Du Mont T. III. P. II. p. 325.

Deutſchland bey. Er ſtiftete das Gymnaſium zu Tübingen. Auf dieſem Reichstage hatte er eilf Doktoren in ſeinem Gefolge. Reuchlin war auch darunter, der bey ihm in großem Anſehn ſtand. Reuchlin ging aber bald nach Tübingen zurück. Er ſandte darauf eine deutſche Ueberſetzung von der erſten und zweyten philippiſchen Rede des Demoſthenes an den Herzog. Vielleicht fand er zwiſchen dem Inhalt und den damaligen Händeln einige Aehnlichkeit. Die Gelehrten dieſer Zeit waren ſelten mit der Langſamkeit und Unſchlüßigkeit der Reichstage zufrieden. Der Gelehrte liebt gewöhnlich den Ruhm ſeiner Nation, weil ſein eigner damit verknüpft iſt. Reuchlin hätte gern geſehen, daß die Deutſchen auf eine thätigere Art Theil an den Italieniſchen Sachen genommen hätten.

Ein Vorfall, der ſich auf dieſem Reichstage zutrug, verdient noch angeführt zu werden. Ein Franzöſiſcher Ritter, de Barre, kam nach Worms, und ließ durch einen Herold, den er mitbrachte, die Deutſchen öffentlich zu einem Zweykampf ausfordern. Er war wegen ſeiner Siege in dergleichen Gefechten berühmt; niemand wagte es, ſeine Ausforderung anzunehmen, bis Maximilian ſich dazu entſchloß. Er fochte wirklich öffentlich mit dem Franzoſen in den Schranken zuerſt mit der Lanze, hernach mit dem Schwerdte. De Barre trennte dem Kaiſer mit einem Stoß den Panzer, und brachte ihm eine kleine Wunde bey: allein Maximilian ſetzte ihm darauf ſo zu, daß er ſich ergab und verſprach, ſich als Gefangener an dem Hofe des Ueberwinders zu ſtellen. Das Gerücht ging damals zu Worms, der Franzöſiſche Hof hätte dieſen de Barre abgeſandt w).

So

w) Fugger VI. 20. p. 1376. Müller l. c. p. 670.

So ſehr herrſchte noch der Rittergeiſt, daß das Oberhaupt einer großen Nation glaubte, die Ehre derſelben perſönlich gegen die Hohnſprechereyen eines Abentheurers in einem Zweykampf verfechten zu müſſen, und die verſammelten Churfürſten, Fürſten, Grafen und Herrn gaben dabey ruhige Zuſchauer ab.

Dieſer berühmte Wormſer Reichstag, der im März ſeinen Anfang nahm, dauerte bis in den ſechſten Monat. Als Maximilian die Stände zu dieſem Reichstage berief, machte er ſich Rechnung, wie aus ſeinem Ausſchreiben erſichtlich iſt, die Stände von der Nothwendigkeit, Frankreichs Uebermacht in Italien zu verhüten, ſo geſchwind und ſo völlig zu überzeugen, daß er keinen Zweifel zu haben ſchien, noch im nämlichen Sommer an der Spitze einer anſehnlichen Reichsarmee dem Franzöſiſchen Monarchen jenſeits der Alpen zu begegnen, und das kaiſerliche Anſehen dort wieder auf den Fuß zu ſetzen, wie es unter den größten und berühmteſten ſeiner Vorfahren geweſen war. Allein die Menge der Geſchäfte, die auf dem Reichstage vorkamen, und die von der Beſchaffenheit und Wichtigkeit waren, daß ſie, nach dem Urtheil der Stände, das Weſen des Staats betrafen, hatten indeſſen ſo viel Zeit weggenommen, daß die Sache in Italien noch vor dem Ende des Reichstags entſchieden war. Wenn dies auf der einen Seite ein ſehr unangenehmer Umſtand für Maximilian war, indem er dadurch die Gelegenheit verlor, ſowohl ſeine Abſichten auf die Wiederherſtellung des kaiſerlichen Anſehens auszuführen, als ſich kriegeriſchen Ruhm zu erwerben, gegen den er nicht gleichgültig war; ſo mußte es auf der andern Seite eine hinlängliche Schadloshaltung für ihn ſeyn, daß er gleich auf ſeinem erſten Reichstage, das große Werk, das un-

ter

ter ſo vielen ſeiner Vorgänger auf ſo manchem Reichs-tage vergeblich vorgenommen war, zu Stande gebracht, und einem weſentlichen Mangel in der Deutſchen Verfaſſung abgeholfen hatte. Ganz Deutſchland verehrte ihn, als den Stifter des Friedens und der Ordnung, wornach die Unterdrückten, die Wehrloſen, die Schwachen ſeit Jahrhunderten vergeblich geſeufzt hatten. Maximilian hatte indeſſen die Italieniſchen Sachen nicht aus der Acht gelaſſen. Er hatte nun auch die Einwilligung der Stände zur Belehnung des Ludwig Sforza mit dem Herzogthum Mailand erhalten, jedoch unter der Einſchränkung, daß ſie ſich nur auf ſeine Perſon erſtrecken, nach ſeinem Tode aber das Herzogthum dem Kaiſer und dem Reich heimfallen ſollte x). Er hatte einige Truppen hingeſandt. Zweytauſend Deutſche Landsknechte und 1495.
tauſend Reuter hatten Theil an dem Gefecht bey dem 6. Jul.
Taro, einem kleinen Fluß in der Lombardey, wo die Armee der Venetianiſchen Bundesgenoſſen unnöthigerweiſe dem Könige von Frankreich den Uebergang ſtreitig machte, da er ſich aus Italien nach Frankreich zurückzog. Ein großer Theil der alliirten Armee beſtand aus Mailändiſchen Truppen, und Ludwig Sforza hatte den Venetianiſchen Bund am eifrigſten mit befördert. Der König von Frankreich hatte alſo Urſache, ihn feindlich zu behandeln. Allein er war theils ſo wenig im Stande den Krieg in Italien länger zu führen, hauptſächlich wegen Mangel am Gelde, theils war er ſo voll Verlangens nach Frankreich zurück zu gehen, daß er mit dem Herzoge einen Frieden ſchloß, wodurch dieſer von ſeinen Be- 1495.
ſorgniſſen, die ihm die Anſprüche des Herzogs von 10. Oct.
Orleans auf Mailand machten, befreyt wurde. Der König

x) Müller l. c. p. 272.

König von Frankreich verſprach, dem Herzoge von Orleans keinen Beyſtand zu leiſten, dagegen ſollte Ludwig Sforza dem Herzoge funfzig tauſend Ducaten innerhalb achtzehn Monaten bezahlen. Ludwig Sforza durfte bey dem Venetianiſchen Bunde bleiben, ſo lange dieſer nichts wider Frankreich unternehmen würde [y]). Nach ſeiner Zurückkunft in Frankreich, vergaß der König faſt, wie Commines ſich ausdrückt, daß er Truppen in Neapel zurück gelaſſen hatte. Er ließ ſie kaum mit dem nothwendigſten verſorgen. Neapel ging daher eben ſo geſchwind wieder verloren, als es erobert war. Ferdinand von Aragon machte ſich in kurzer Zeit wieder Meiſter vom ganzen Reiche, das ſein Vater und er ſo plötzlich hatten verlaſſen müſſen. Ferdinand vollführte die Wiedereroberung mit Hülfe einiger Spaniſchen Truppen, die der berühmte Gonſalvo Hernandes de Cordova anführte, einer der erſten in den neuern Zeiten, der den Krieg mit Kunſt und planmäßig zu führen wußte. Die Spanier nannten ihn gewöhnlich nur den großen Feldherrn und unter dieſem Beynamen kommt er bey den Geſchichtſchreibern ſeiner Nation, bey den Italienern und Franzoſen, häufiger vor, als unter ſeinem perſönlichen Namen.

y) Du Mont T. III. P. 331. Müller l. c. p. 683. Guicciardini Lib. II. Commines Liv. VIII. ch. 6—11.

Viertes

Viertes Kapitel.

Inhalt.

Begebenheiten des Jahres 1496. Vereinigung Tyrols mit den übrigen öſterreichiſchen Erbſtaaten — Berufung eines Reichstages nach Lindau abermals wegen Italien — Eintreibung des gemeinen Pfennigs — Maximilian, vom Herzoge von Mailand und vom Pabſt angelegen, geht mit einer ſehr kleinen Mannſchaft nach Italien — belagert Livorno vergeblich — Seine Klagen über die Abgeneigtheit der Deutſchen Stände ihn zu unterſtützen — Beſchäftigungen des Lindauer Reichstages.

Begebenheiten des Jahres 1497. Reichstag zu Worms — Maximilians Erklärung — Geringe Anzahl der auf dieſem Tage gegenwärtigen Stände — dadurch veranlaßte Rede des Churfürſten Berthold von Mainz — Entſchließungen des Reichstages.

Begebenheiten von 1498. Reichstag zu Freyburg — Maximilians Bündniß mit den Herzogen von Jülich und Cleve — Sein Krieg mit dem neuen König von Frankreich Ludwig XII. wegen Bourgogne — Verlangt Beyſtand vom Reich — Erklärung der Stände — Ihre Fürſorge für das Reichskammergericht — Vergeblicher Verſuch, auch abweſende Stände durch Reichstagsſchlüſſe zu binden — Polizeygeſetze — Stillſtand zwiſchen dem Kaiſer und Frankreich.

Auf dem Reichstage zu Worms hatten die Stände verabredet, alle Jahr eine Verſammlung zu halten, die wenigſtens einen Monat lang dauern ſollte; in dieſem Jahre ſollte ſie im Frühling zu Frankfurt am Main eröffnet werden, um diejenigen Dinge, die nicht abgethan waren, wieder vorzunehmen.

Dieſer verabredete Reichstag kam aber nicht zu Stande. Maximilian ſandte zwar ſeine Bevollmächtigten zur beſtimmten Zeit nach Frankfurt, rief ſie aber unerwartet ſehr früh wieder ab. Zum Grunde führte er an, er hätte erfahren, daß niemand oder doch ſehr wenige von den Ständen erſcheinen würden [a]). Dieſe ungewöhnlich baldige Zurückberufung ſeiner Geſandten blieb nicht ungetadelt, und es ſcheint, Maximilian beging dadurch wenigſtens den Fehler, daß er den Ständen, wenn ſie künftig nicht mehr viel Eifer in Beſuchung der Reichstage bewieſen, Gelegenheit gab, ſich mit ſeinem Exempel zu entſchuldigen.

1496. Im Jahr 1496. am 4ten März ſtarb Sigmund von Tyrol. Er hatte ſchon ſieben Jahre vorher den größten Theil ſeiner Länder an Maximilian abgetreten. Dieſem fiel nun auch das übrige anheim, und ſo wurden die ſämtlichen Erblande, die über 130 Jahr getrennt waren, wieder vereinigt. Maximilian nahm die ihm zugefallenen Länder perſönlich in Beſitz. Indem er ſich hier aufhielt, verlangte der Herzog von Mailand eine Unterredung mit ihm, die auch in dem Tyroliſchen Flecken Mats gehalten wurde.

In Italien hatten ſich indeſſen einige Ausſichten eröffnet, wie Maximilian ſie wünſchte. Karl VIII. hatte nach ſeiner Zurückkunft in Frankreich ſeine Eroberungsgedanken keinesweges aufgegeben. Obgleich ſein Hang zu den Vergnügungen ihn anfangs ſo fortriß, daß er verſäumte, ſeine Truppen in Neapel gehörig zu unterſtützen, worüber dieſes Reich wieder verloren ging, ſo wollte er doch das nächſte Jahr ſein Glück in Italien noch einmal verſuchen. Alle Anſtalten wurden zu dem Ende vorgekehrt. Der Her-

a) Müller Reichstagstheater. I Th. p. 692.

zog von Mailand und die Republik Venedig waren daher beſchäftigt, ſich auf allen Fall in Bereitſchaft zu ſetzen, und da Maximilian als ein tapfrer Krieger bekannt war, ſo wandten ſie ſich an ihn, und er ſchloß mit ihnen ein neues Bündniß, vermöge deſſen er von dieſen beyden Staaten drey Monat lang, jeden Monat eine Subſidie von zwanzig tauſend Ducaten empfangen, und dagegen mit einer Armee von beſtimmter Stärke nach Italien kommen ſollte [b]). Dieſe Summe reichte hin, ihn in den Stand zu ſetzen, allenfalls auch ohne Beyhülfe vom Reiche mit einer anſehnlichen Macht in Italien zu erſcheinen. Konnte er aber vollends das Reich bewegen, ihn jeƷt hinlänglich zu unterſtüßen, ſo durfte er hoffen, ſich bey den Italienern ganz wieder in das Anſehen zu ſeßen, in welchem die größten Kaiſer aus dem Fränkiſchen und Sächſiſchen Hauſe geſtanden hatten. Er berief daher einen Reichstag nach Lindau.

In dem Ausſchreiben, das er an die Stände ergehen ließ, meldete er ihnen, er hätte zuverläßige Nachrichten von neuen Unternehmungen des Königs von Frankreich auf Italien bekommen. Dieſer Monarch ginge nicht allein damit um, ſich Italien zu unterwerfen, ſondern ſich auch die Kaiſerkrone vom Pabſt zu erzwingen, ja zu dem Ende den damaligen Pabſt vom heiligen Stuhl zu verdrängen, und einen Franzöſiſchgeſinnten in ſeine Stelle zu ſetzen; er, Maximilian wäre daher willens, dem Könige von Frankreich zuvorzukommen, um die wenigen Vaſallen, die dem Reiche noch ergeben wären, bey ihrer Treue zu erhalten; vorzüglich gebührte dem Herzoge von Mailand dieſes Lob, daß er der Deutſchen Na- 1496. 23. März.

b) Guicciardini lib. III. p. 321.

tion ſtandhaft anhienge, ob er gleich im verfloſſenen Jahre aus Noth gedrungen einen harten Vergleich mit Frankreich hätte eingehen müſſen; dieſe Umſtände wären ſo dringend, daß er, Maximilian entſchloſſen wäre, ohne auf der Reichsſtände Rath und Beyſtand zu warten, mit ſeiner erblichen Macht, ſo klein ſie auch in Betracht eines ſo großen Vorhabens wäre, über die Berge zu gehen; zu Vollziehung deſſen, was zu Frankfurt hätte geſchehen ſollen, möchten ſich die Stände zu Lindau verſammlen; dort würde ſein Sohn, Erzherzog Philip in ſeinem Namen und an ſeiner Statt weiter mit ihnen handeln; von dem eingegangenen gemeinen Pfennig, ſo weit der reichte, möchten ſie Cavallerie anwerben, und ihn nach Endigung des Tages zu ſeiner Krönung über die Alpen begleiten [c]).

1496. 23. März. Noch an eben dem Tage bekräftigte er in einem andern Schreiben alle obige Nachrichten von Frankreichs gefährlichen Abſichten und verlangte, daß jeder ſich ohne allen Verzug acht Tage nach St. Johannis wohlgerüſtet zu Feldkirchen einfinden ſollte, um ihn über die Berge nach Rom zu begleiten; er verlangte, daß ſie dieſes dem Herkommen gemäß, ein Quatember lang auf eigne Koſten thun ſollten; nachher wollte er jeden, der bey ihm bleiben würde, mit Solde unterhalten; er gab dabey zu bedenken, daß es, je länger man zögerte, deſto ſchwerer werden würde, Frankreich zu widerſtehen; vor einem Jahre hätte es mit einem Gulden noch leichter geſchehen können, wie jetzt mit zwey [d]).

Im

c) Müller II Th. p. 15. Datt de P. P. p. 544.
d) Müller l. c. p. 16. Datt l. c. p. 546 ſeq.

In dieſem Schreiben führte er auch noch an, daß er ſchon im vorigen Jahre eine beträchtliche Anzahl Truppen auf eigne Koſten in Italien, um die Rechte der Nation zu behaupten, unterhalten hätte. Und da er glaubte, daß der auf dem Reichstage zu Worms bewilligte gemeine Pfennig hauptſächlich dazu beſtimmt wäre, dieſe Rechte zu vertheidigen; ſo hielt er ſich befugt zur Eintreibung dieſer Gelder Commiſſarien zu ernennen, denen er Vollmacht gab, diejenigen, die mit der Bezahlung länger ſäumten, als ungehorſame Verächter der chriſtlichen Kirche, des Römiſchen Königs, und des heil. Reichs, die zur Unterdrückung des heiligen Vaters, und zur Verkleinerung des Reichs behülflich wären, in ganz Deutſchland bekannt zu machen, und ihnen die Acht und den Bann anzudrohen [e]). Dieſen Commiſſarien gab er auch Gewalt, an Orten, wo mit der Einſammlung des gemeinen Pfennigs noch nicht der Anfang gemacht war, Perſonen dazu anzuſetzen, die ſie für den König in Eid und Pflicht nehmen ſollten. Die Ankunft dieſer Commiſſarien in den Städten, hatte doch die Würkung, daß ſie zum Theil ſich zur Einſammlung wieder verſtanden, ob ſie gleich damit inne zu halten, ſich verabredet hatten. Sie wollten aber nicht zulaſſen, daß die Einſammler von den königlichen Commiſſarien beſtellt würden. Die Perſonen dazu wollten ſie ſelbſt ernennen, ſagten aber zu, mit der Sammlung fortzufahren [f]).

In dem Ausſchreiben hatte Maximilian geſagt, daß ſein Sohn Erzherzog Philip in ſeinem Namen und an ſeiner Stelle mit den Ständen zu Lindau

 handeln

e) Müller l. c. p. 19. Datt l. c. p. 549.

f) Datt l. c. p. 550.

handeln würde. Dieß verſtand der Churfürſt von der Pfalz ſo, als ob Maximilian während ſeiner Abweſenheit ſeinem Sohn das Vicariat im Reich auftragen wollte; er ſchrieb daher an Maximilian, und ließ ihm durch ſeinen Kanzler, den Biſchof von Worms, Vorſtellungen thun, dieſe Kränkung ſeiner Rechte zu verhüten. Maximilian erklärte ſich gleich, ſeine Abſicht ſey nicht geweſen, Churpfalz an ſeinem Vicariatsrechte Abbruch zu thun, ſondern er wolle nur den Erzherzog Philip mit einigen Aufträgen an die Churfürſten und Fürſten nach Lindau ſenden; ſo bald der Erzherzog ſich derſelben entledigt, würde er ſeinen Stand als Erzherzog von Oeſtreich und Braband einnehmen, aber nicht lange bleiben; er, Maximilian würde es gerne ſehen und begehrte es, daß Churpfalz das Vicariat nach altem Herkommen auf dem Reichstage führen möchte; wenn aber der Churfürſt es nicht perſönlich verſehen wollte, ſo würde er, Maximilian, Commiſſarien ernennen, den Rechten des Churfürſten unbeſchadet [g]).

Obgleich die Könige von Frankreich, vor und nach Karl VIII. nicht ſelten das Mittel gebrauchten, einem Pabſte, der nicht nach ihrem Sinne war, dadurch wehe zu thun, daß ſie ein Concilium gegen ihn errichteten, und ihn mit der Abſetzung bedrohten, wie noch im Lauf dieſer Geſchichte ein Exempel davon vorkommen wird; ſo hatte man doch dieſesmal am Franzöſiſchen Hofe dergleichen Abſicht nicht. Allein da man ſich in Italien ſo ſehr vor einem zweyten Beſuch der Franzoſen fürchtete, wozu Karl VIII. wirklich Anſtalten machen ließ; da ſelbſt Pabſt Alexander VI. deswegen beſorgt war, ſo geſchah es theils auf ſein Verlan-

g) Müller l. c. p. 6.

Verlangen, theils aus eigener Bewegung, daß Herzog Ludwig jene Unterredung mit Maximilian in dem Flecken Mats verlangte. Maximilian gewährte ſie ihm, und nun beredete ihn der Herzog nach Bormio im Mailändiſchen zu kommen. Hier war es, wo der Herzog ſelbſt und die Geſandten der Venetianiſchen Bundesgenoſſen, insbeſondre aber der päbſtliche Legat alle Beredſamkeit, die den Italienern dieſer Zeit eigen war, anwandten, um ihm die Gefahr, die ganz Italien und den päbſtlichen Stuhl bedrohte, als recht groß und dringend vorzuſtellen, und der Legat insbeſondre ermahnte ihn, die alten Kaiſer in der Beſchützung Italiens nachzuahmen [h]). Maximilian alſo malte in ſeinem Ausſchreiben an die Stände die Gefahr, worin ſich der Pabſt wegen Frankreich befände, nicht größer, als er ſie ſelbſt nach den Verſicherungen des päbſtlichen Legaten glaubte.

Die dringenden Vorſtellungen dieſes Legaten, und noch mehr die des Herzogs bewegten endlich Maximilian, daß er ihnen ſo gar verſprach, mit den wenigen

h) Ghilini de Maximiliani Caeſaris in Italiam adventu, ap. Freher, T. III. Dieſer Ghilini iſt in dem, was er in ſeiner kleinen Schrift, von Maximilians Italieniſcher Expedition 1496. erzählt, glaubwürdiger, wie Guicciardini. Er war Rath und Secretär bey Ludwig Sforza, und alſo gewiſſermaßen ein Augenzeuge. Erſt nach ſeinem Tode gab ſein Sohn dieſe kleine Schrift heraus, und eignete ſie dem Cardinal di Santa Cruce zu, den der Pabſt an Maximilian bey deſſen Ankunft in Italien ſandte, alſo an einen, der ebenfalls ein Augenzeuge und eine Hauptperſon der darin enthaltenen Begebenheiten war. Guicciardini iſt ſehr partheyiſch gegen Maximilian, wie gegen alle, die Feinde oder nur nicht Freunde von Florenz geweſen waren.

nigen Truppen, die er in der Nähe hatte, zu ihnen über die Alpen zu kommen, denn der Herzog verſicherte ihn, die Franzoſen hätten den Italieniſchen Staaten ſchon das Meſſer an die Kehle geſetzt; Maximilian möchte nur kommen mit ſo wenig Mannſchaft er wollte; das bloße Gerücht von ſeiner Ankunft würde jetzt mehr Wirkung thun, als in der Folge große Armeen, denn die Feinde würden ſich auf die Nachricht von ſeiner Gegenwart in Italien abſchrecken laſſen, etwas zu unternehmen [i]). Maximilian ließ ſich erbitten, ſo klein auch die Mannſchaft war, die er in der Geſchwindigkeit zuſammen bringen konnte. Er rechnete darauf, daß die deutſchen Stände ihm ungeſäumt mit anſehnlicher Macht folgen würden, ſo bald ſie nur erführen, wie die Lage der Sachen in Italien beſchaffen wäre.

Indeſſen war die Gefahr, die Ludwig Sforza durch Maximilian abwenden wollte, von ſelbſt verſchwunden. Karl VIII. hatte ſeinen Vorſatz, einen Feldzug nach Italien zu machen, aufgegeben, entweder weil ſeine Miniſter es ihm auszurathen wußten, welche einſahen, daß Frankreich keinen Vortheil, aber wohl großen Verluſt an Menſchen und Geld davon zu erwarten hätte, oder weil die Finanzen ſo in Unordnung waren, daß man die Koſten dazu nicht aufbringen konnte, da man ſchon den erſten Feldzug mit geborgtem Gelde hatte unternehmen müſſen, oder endlich weil der Herzog von Orleans dawider war, der als der nächſte Prinz von Geblüte Bedenken fand, das Reich in einen auswärtigen Krieg zu verwickeln, zu einer Zeit, da man von dem ſchwächlichen unbeerbten Könige kein langes Leben erwarten konnte [k]).

Maximi-

i) Ghilini l. c. p. 97.

k) Guicciard. lib. III. Daniel Vol. VIII. p. 262 ſeq.

Maximilian kam eben mit einer ſehr kleinen Mannſchaft, die aus fünfhundert Reutern und acht Fahnen Fußvolk ſoll beſtanden haben, in Italien an, als man hier dieſe Nachrichten aus Frankreich erhalten hatte. Da aber die Franzoſen noch hin und wieder Truppen in Italien hatten, ſo that Maximilian den Vorſchlag, dieſe, beſonders aus den Poſten an den Alpen zu vertreiben, ſich aller dortigen Zugänge zu bemeiſtern, und dadurch Italien vor neuen Franzöſiſchen Einbrüchen ſicher zu ſtellen. Wider dieſen Vorſchlag, den Maximilian mit ſo vieler Aufrichtigkeit that, der ſo offenbar auf das wahre gemeinſchaftliche Intereſſe der Italieniſchen Staaten abzweckte, machten die Venetianer die elende Einwendung, daß es beſſer ſeyn würde, die Franzoſen lieber nicht aufs neue zu reizen [l]). Dieſe Einwendung war aber eigentlich nichts weiter als ein Vorwand, hinter dem ſich die Eiferſucht der Venetianer gegen den Herzog verſteckte. Unter den Poſten, deren Beſitznehmung Maximilian vorſchlug, war insbeſondre die ziemlich beträchtliche Stadt Aſti. Dieſe Stadt und die übrigen Oerter in den Alpen, würden, wenn man ſie nach Maximilians Rath eingenommen, vermöge ihrer natürlichen Lage, dem Herzoge von Mailand zu Theil geworden ſeyn, und dieſen Zuwachs an Macht gönnten ihm die Venetianer nicht, die keinen mächtigen Nachbar verlangten. Der furchtſame Ludwig Sforza getraute ſich nicht, den Venetianern zu widerſprechen.

Maximilian verbarg ihnen nicht, daß er ihre Abneigung nicht begriffe gegen einen Plan, der ſo leicht und der einzige war, dasjenige zu erlangen, um

l) Ghilini l. c. p. 101 ſeq.

deſſentwillen ſie ihn ſo ſehr gebeten hätten, ſeine Ankunft zu beſchleunigen, nämlich Italien vor Frankreichs Uebermacht ſicher zu ſtellen. Er wollte hierauf nach Deutſchland zurück, und ſeinem Ruhm würde es ſehr vortheilhaft geweſen ſeyn, wenn er bey dieſem Vorſatz beharret hätte, wenn er ſich nicht von dem Herzoge von Mailand zu Unternehmungen hätte verleiten laſſen, die theils den großen Abſichten, womit er ſich bis dahin beſchäftigt hatte, nicht angemeſſen, theils von der Beſchaffenheit waren, daß er ſie nicht hätte anfangen müſſen, ohne ſich vorher mit Geld und Volk hinlänglich auszurüſten.

Die Republik Florenz ſtand mit Frankreich im Bunde. Die Stadt Piſa hatte ſeit dem Neapolitaniſchen Feldzuge Karls VIII. das Joch der Florentiner, das ſie lange getragen, abgeworfen, aber ſie hatte Mühe ſich bey der wieder erlangten Unabhängigkeit zu behaupten. Sie ſchien mit ihren eigenen Kräften dem Streit gegen Florenz nicht gewachſen. Die Venetianer und der Herzog von Mailand lauerten auf die Gelegenheit, das geſchwächte Piſa dahin gebracht zu ſehen, daß es ſich der Herrſchaft des einen oder des andern unterwerfen müßte. Der Herzog glaubte jetzt das beſte Mittel gefunden zu haben, dieſen Zweck zu erreichen. Er ſtellte Maximilian vor, daß da Florenz ſo wohl als Piſa vom Reiche abhängig wären, er als Oberhaupt deſſelben der rechtmäßige Richter wäre, dieſen Streit zu entſcheiden; daß die Florentiner ſehr franzöſiſch geſinnet wären, und Frankreichs Unternehmungen in Italien durch Geldunterſtützungen und auf allerley Art und Weiſe beförderten; daß Maximilian ſehr wohl thun würde, die Stadt Piſa in Schutz zu nehmen. Des Herzogs eigentliche Abſicht hiebey war, zu verhüten, daß die Stadt Piſa nicht unter Venetianiſche Herrſchaft käme, vielleicht hoffte

hoffte er gar, in der Folge es dahin zu bringen, daß Maximilian ihm den Beſitz dieſer Stadt überlaſſen ſollte. Die Venetianer erriethen dieſe Abſicht des Herzogs, billigten gleichwohl ſeinen Vorſchlag, weil ſie ſchon Mittel wußten, ihn zu vereiteln. Auch Maximilian ließ ihn ſich gefallen und ließ den Florentinern durch zwey Geſandte andeuten, daß ſie dem gemeinſchaftlichen Bunde zu Italiens Vertheidigung beytreten, daß ſie alle Feindſeligkeiten gegen Piſa einſtellen, daß ſie ihre Klagen gegen dieſe Stadt bey ihm vorbringen ſollten; das nämliche hätte er den Piſanern befohlen; er wollte ihren Streit als ihr rechtmäßiger und als ein unpartheyiſcher Richter entſcheiden m). Die Florentiner antworteten, ſie könnten ſich auf nichts einlaſſen, bis ihnen Piſa wieder eingeräumt wäre. Dieſe Antwort brachte Maximilian auf, daß er um ſo viel eher ſich von dem Herzoge bereden ließ, die Florentiner anzugreifen, und ihren wichtigen Haven Livorno zu belagern. Die ſchlauen Venetianer erreichten alſo alle ihre Zwecke; die Florentiner wurden noch mehr geſchwächt durch dieſen neuen Krieg mit Maximilian, und nach Piſa hatten ſie indeß hinlängliche Truppen geſandt, unter dem Vorwande, dieſe Stadt gegen die Florentiner zu decken, in der That aber zu verhüten, daß Maximilian ſie nicht beſetzen ließe.

Zu der Belagerung von Livorno ging Maximilian ſelbſt mit ſechs Venetianiſchen Galeeren und einigen Genueſiſchen Transportſchiffen von Genua ab, worauf ſich tauſend Mann Deutſchen Fußvolks befanden. Fünfhundert Reuter und tauſend Mann zu Fuß, ebenfalls Deutſche, traten den Marſch dahin zu Land an, ſo wie auch Mailändiſche und Venetia-

niſche

m) Guicciardini lib. III. p. 329.

niſche Truppen. Nachdem Maximilian gelandet war, ſollte die Flotte den Hafen ſperren. Allein ſie wurde durch einen heftigen Sturm zerſtreut. Dagegen liefen einige Franzöſiſche Frachtſchiffe mit Lebensmitteln und Truppen, die nach Gaeta in Neapel beſtimmt waren, zu Livorno ein, ſo daß der erſte Plan, den Maximilian gemacht hatte, die Stadt durch Abſchneidung der Zufuhr zu zwingen, vereitelt wurde. Eine förmliche Belagerung würde ſchon bey der ſpäten Jahrszeit und dem anhaltenden Regenwetter große Schwierigkeit gehabt haben. Allein eine unerwartete Entdeckung, die Maximilian machte, ließ ihn auf einmal die Fruchtloſigkeit aller ſeiner Bemühungen einſehen. Die Venetianer meinten es nicht redlich mit ihm; der Senat von Venedig gab dem Anführer ſeiner Truppen vor Livorno heimlich Befehle, ihrer eignen Truppen aufs möglichſte zu ſchonen [n]). Voll Unwillens hierüber brach Maximilian plötzlich auf und ging nach Deutſchland zurück.

1496. 2. Aug. Hier war unterdeſſen der Reichstag zu Lindau angegangen. Als ſeine Commiſſarien hatte Maximilian ſeinen Statthalter, den Grafen Adolf von Naſſau, den Ritter Hans Jacob von Bodner den ältern, den Ritter und Doctor Conrad Stürzel, kaiſerlichen Hofrath und tyroliſchen Kanzler hingeſandt. Von geiſtlichen Ständen waren der Churfürſt von Mainz, der Erzbiſchof von Salzburg, die Biſchöfe von Worms, von Chur, von Coſtnitz, und von Augsburg, nebſt einigen andern, in allen zehn, und einige Aebte und Prälate perſönlich zugegen. Von weltlichen Ständen erſchienen bloß Erzherzog Philip von Oeſtreich, Herzog Albrecht von Sachſen und einige

n) Ghilini l. c. p. 103. 104.

nige Fürſtenmäßige Grafen. Die übrigen Stände hatten theils ihre eigene Geſandten hingeſchickt, theils den Geſandten anderer Aufträge gegeben. Der Churfürſt von der Pfalz und der von Sachſen erſchienen weder in Perſon, noch durch Geſandte.

Die kaiſerlichen Commiſſarien machten den Anfang der Rathſchlagungen mit der Klage, daß ſo wenig vom gemeinen Pfennig eingekommen; daß einige Städte ſich ganz geweigert, ihn zu entrichten; daß es gleichwohl des kräftigſten Beyſtandes der Stände bedürfe, wenn die Rechte des Reichs in Italien, mit denen es ſehr mißlich ausſähe, nicht ganz ſollten verloren gehn; ſie verlangten daher im Namen des Kaiſers, Hülfe, Rath und Beyſtand ſowohl zu ſeinem Römerzuge, als zur Aufrechthaltung ſeines Anſehns in Italien, wider Frankreichs Beſtrebungen, ſolches zu verdunkeln. Maximilian ſchrieb ſelbſt aus Italien an die Verſammlung. Er ſchrieb an einzelne Stände, an einzelne Fürſten, an einzelne Städte. Dem Churfürſten von Sachſen verſicherte er in einem eigenhändigen Schreiben, „er würde ein Land darauf „verwettet haben, daß ihn die Deutſchen nicht ſo würden „verlaſſen haben; er hätte unermeßlichen Schaden da„durch erlitten; ſein Römerzug ſey dadurch aufgehalten; „er hätte die Truppen auf eigne Koſten unterhalten „müſſen; er würde die Sache aufgeben, wenn er es „nicht für Pflicht hielte, wozu er ſich dem Reiche an„heiſchig gemacht.“ In einem andern ebenfalls eigenhändigen Schreiben an den nämlichen Churfürſten drückt er ſich ſo aus: „In die Harr (Länge) wird uns „das Spiel ſchwer fallen: es liegt alles an euch Deut„ſchen: ihr mögt all ſamt eurem König Ehre erlan„gen, das in hundert Jahren hernach zu geſchehen, „ſol-

„ſolche Ehre zu erlangen, unmöglich wird [o]).“ Die Stände antworteten auf des Kaiſers Schreiben, ſie wären bey weitem nicht alle beyſammen; er mögte einen andern Tag ausſchreiben, an einer gelegenern Mahlſtadt wo man mehr Platz, beſſere Herbergen und beſſere Gelegenheit hätte, die nöthigen Bedürfniſſe zu bekommen; er möchte verfügen, daß ſich alle Stände dahin einfänden, weil es eine zu wichtige Sache wäre, als daß ſie allein darüber handeln könnten [p]). Ob ſie gleich ſolchergeſtalt dem Kaiſer nicht die geringſte Hoffnung machten, daß er von ihnen einigen Beyſtand erhalten würde; ſo beſchloſſen ſie doch, daß der gemeine Pfennig unverzüglich gegen die Mitte der nächſten Faſten an die beſtellten Schatzmeiſter zu Frankfurt ſollte ausgezahlt werden; kein Stand ſollte mit dieſer Ausbezahlung auf den andern warten; mit dieſem Gelde ſollte alsdenn Kriegsvolk angeworben werden. Gegen eben die Zeit beſchloſſen ſie, einen neuen Reichstag in Worms zu halten, und alsdenn Entſchließungen zum Beſten der Chriſtenheit und des Reichs zu nehmen [q]).

In allen Beſchlüſſen dieſes Reichstages zeigte ſichs deutlich, daß die ſämtlichen Mitglieder des Deutſchen Staatskörpers bey ſich überzeugt waren, daß eine Verbindung, wie diejenige, durch die ſie zu einem Ganzen verknüpft waren, nicht auf auswärtige Eroberungen, noch überhaupt auf Unternehmungen auſſerhalb der Gränze abzielen könnte; daß ſie ſich lediglich auf die Vertheidigung und Erhaltung dieſes Körpers vermittelſt der Ruhe und des Friedens unter

o) Müller l. c. p. 175.

p) Idem l. c. p. 32.

q) Idem l. c. p. 28. id. p. 114.

ſeinen Mitgliedern einſchränken müſſe. Auf dieſem Reichstag erſchienen Geſandte von dem Heermeiſter in Liefland. Er verlangte Beyſtand vom Reiche wider die Ruſſen, die man damals noch die Muſcobiter nannte. Der Zaar Jvan hatte ſchon vor zehn Jah- 1485.
ren dieſes Land, das der Deutſche Orden, als eine eroberte Provinz beſaß, angegriffen und dieſen Angriff ſeitdem öfter wiederholt. Der damalige Heermeiſter, Walter von Plettenberg, aus Weſtphalen, war ein junger, tapferer, kluger Mann. Er hatte die Ruſſen verſchiedenemal zurückgeſchlagen. Allein der Orden konnte es in der Länge nicht aushalten. Der Beſitz von Liefland brachte dem Reiche zwar unmittelbar keinen Nutzen. Aber es war für die Städte von der Hanſe ein Verluſt, wenn Liefland nicht mehr unter Deutſcher Herrſchaft bleiben ſollte. Sie allein führten damals den Handel dahin, der ſo wichtig iſt. Hätte man eingeſehen, daß der Reichthum, den dieſe Städte durch ihre Handlung erwarben, auch für das ganze übrige Deutſchland Gewinn war, ſo würde man ihretwegen den Norden unterſtützt haben — die Stände zu Lindau beſchloſſen, wegen der Hülfe, die der Heermeiſter von Liefland verlangte, auf der nächſten Verſammlung zu handeln [r]).

Dieſer Reichstag beſchäftigte ſich noch mehr mit Polizeygeſetzen, als der Wormſer von vorigem Jahre. Man entwarf eine neue Kleiderordnung, über die man aber erſt auf der nächſten Verſammlung etwas beſchließen wollte. In der Zwiſchenzeit ſollte jeder die Sache überlegen. Jeder Fürſt, jede Obrigkeit ſollte in ihren Landen die großen koſtbaren Hochzeiten abſchaffen. Das Zutrinken ſollte allenthalben auch in Feld-

r) Müller l. c. p. 112 — 118.

Feldzügen verboten ſeyn. Jeder Fürſt, jede Obrigkeit ſollte ihren Pfeifern, Trompetern und Spielleuten hinlängliche Beſoldung geben, damit ſie andre Leute unbeſucht und unbeläſtigt ließen. Man hielt es für ſehr nöthig, die Ueberflüßigkeit der Narren abzuſchaffen und nicht länger zu leiden, daß ihnen ſo leicht, wie bis dahin geſchehen war, Schilde, Ketten und Ringe der Herren oder adlicher Perſonen angehängt oder gegeben würden. Auf der nächſten Verſammlung ſollte ein Entſchluß darüber gefaßt werden und in der Zwiſchenzeit jeder die Sache daheim bedenken. Die Obrigkeit eines jeden Orts ſollte die übermäßige Schwefelung des Weins verhüten [s]).

Aufgeſchoben auf den folgenden Reichstag wurde die Sache wegen der Unterhaltung des Kammergerichts. Es war wegen Geldmangels noch nicht völlig beſetzt, und die angeſetzten Perſonen empfingen ihren Sold nicht richtig. Sie hatten ihre Verlegenheit vorgeſtellt. Der Reichstag ſandte an Maximilian und verlangte von ihm für den Unterhalt des Gerichts zu ſorgen. Maximilian antwortete, die Schuld, daß dieſes nicht geſchehen, läge an den Ständen, die mit Abtragung des gemeinen Pfennigs ſo ſaumſelig wären. Er erbot ſich aber das Kammergericht ein Jahr lang aus ſeiner Schatzkammer zu Inſpruck zu beſolden [t]). Es wurde beſchloſſen, daß ſie indeſſen ihren Gehalt aus dem gemeinen Pfennig bekommen ſollten [v]).

Aufgeſchoben wurde auch die Sache wegen der Beſchwerde gegen den Pabſt in Betreff der Beneficien

s) Müller l. c. p. 114. ſeq.

t) Idem l. c. p. 38.

v) Idem l. c. p. 114. ſeq.

cien, die er den Concordaten zuwider, Ausländern zuzuwenden ſuchte. Aufgeſchoben die Sache wegen der geiſtlichen Gerichte, die zu ſehr ausgedehnt wurden. Auch ſollte auf der nächſten Verſammlung wegen der Zigeuner gehandelt werden. Man glaubte Anzeigen zu haben, daß dieſe Landſtreicher Ausſpäher und Kundſchafter wären, von den Ungläubigen ausgeſandt, die Schwäche der chriſtlichen Länder zu erforſchen. Jeder ſollte daher in der Zwiſchenzeit auf die beſten Mittel denken, dieſes zu verhindern [u]). Mit dieſen und andern Angelegenheiten von ähnlicher Natur beſchäftigte ſich die Verſammlung bis zum folgenden Frühjahr, da ſie erſt auseinander ging. 1497 9. Febr.

In Italien waren die Sachen auf dem nämlichen Fuß. Ferdinand von Aragon war im vorigen Jahr geſtorben, da er die Wiedereroberung ſeines väterlichen Reichs beinahe vollendet hatte. Er hinterließ keine Erben. Ihm folgte ſein Vatersbruder, Friedrich, durch Begünſtigung der Großen ſowohl als des Volks von Neapel, und der Pabſt gab ihm die Lehn. Die wenigen Franzöſiſchen Beſatzungen, die hin und wieder noch übrig waren in dieſem Reiche, mußten ſich eine nach der andern ergeben, weil man ſich in Frankreich zu wenig um ſie bekümmerte. Karl VIII. ſchien bisweilen geneigt wieder nach Italien zu gehen. Allein ſein Hang zu Vergnügungen, Geldmangel und die Intriguen bey Hofe verhinderten es. Indeſſen mußte man in Italien immer ſeinetwegen beſorgt ſeyn, ſo lange ſeine Anſprüche durch keinen Frieden abgethan waren. Der Venetianiſche Bund dauerte fort. Aber der Spaniſche Hof machte den Anfang, 1497.

u) Müller l. c. p. 114. ſeq.

Anfang, ſich von ihm zu trennen, indem er einen Waffenſtillſtand, vom fünf und zwanzigſten März bis zum erſten November, mit Frankreich einging; ein Stillſtand, der bey den Italienern allerley Beſorgniſſe erweckte, ohnerachtet Friederich, der neue König von Neapel, mit eingeſchloſſen wurde. Die Folge rechtfertigte die Vermuthungen der Italiener.

1497. 9. Apr. In Deutſchland wurde der Reichstag, der nach der zu Lindau genommenen Abrede, zu Worms ſollte gehalten werden, wirklich zur beſtimmten Zeit eröffnet. Maximilian war aber nicht perſönlich zugegen, ob er gleich ſchon im vorigen Herbſt aus Italien nach Deutſchland zurückgekommen war. Er ließ den Ständen durch ſeine bevollmächtigten Räthe erklären, „daß Se. königl. Maj. für unfruchtbar und undienſtlich anſähe, auf den Beſcheid zu Lindau und das „Ausſchreiben des königlichen Tages, ichtiges zu „handeln oder zu ſchließen, der gemeine Pfennig ſey „denn zuvor wieder bewilligt und zugeſagt, gen Frankfurt erlegt, und den verordneten Schatzmeiſtern anvertrauet; der gemeine Pfennig ſey eine Wurzel und „Erhaltung des Friedens, Rechts und aller fürgenommenen Ordnungen, alldieweil, wenn der ſeine „Fügung nit erlangen möge, die bemeldeten Dinge nit beſtehen würden x).

Von weltlichen Fürſten war dieſesmal kein einziger erſchienen, von den geiſtlichen war ein Biſchof und ein Abt; Geſandte waren nur von acht weltlichen, von zehn geiſtlichen Fürſten und von einigen Städten zugegen. Von den Churfürſten hatte ſich blos der von Mainz, Berthold, in Perſon eingefunden.

x) Müller p. 151.

den. Eine ſo offenbare Gleichgültigkeit, wie die meiſten Stände durch ihr Ausbleiben gegen die Angelegenheiten des Reichs bewieſen, ſchmerzte dieſen Churfürſten dergeſtalt, daß er in der Verſammlung in folgende Worte ausbrach, aus welchen man ſeine Gedanken von der damaligen Lage des Reichs und ſeine Geſinnungen in Anſehung verſchiedener Punkte erkennen kann.

Die Geſandte hatten ſich verſammelt und geſetzt, als der Churfürſt, äuſſerſt gerührt über ihre ſo geringe Anzahl folgendermaßen anhub: „O liebe Herren „es geet gar langſam zu, es iſt wenig Vleiß und „Ernſt in den Ständen des Rychs, vom obern biß „zum undern, und billig zu erbarmen. Wollen wir „das alſo behalten, ſehend wie das Rych ſo vaſt ab„nimt, und abgenommen hat? Der König von „Böhem iſt und ſoll ſeyn ein Churfürſt des Rychs, „was thut er dem Rych Hylf oder Byſtand? Es „ſind die Lande, Mären, Schleſien, bey kurzen Zy„ten vom Rych kommen, die doch dazu gehört ha„ben. By des großen Kaiſer Karle Gezeiten ſind „die Stende und großen Commünen in Welſchen „Landen, Lombardien, Mailand und dieſelben Herr„ſchaften der Lande noch by dem Römiſchen Rych ge„weſen; auch noch ihrer etliche by Kaiſer Sigmunds „Gezeiten, der ſich viel abgezogen haben, und jetzt „dem Rych nicht mehr thun. Nicht deſtominder „blybt und wächſt der Laſt des Rychs auf den übrigen, „die müſſen demnach die Bürde des ganzen Rychs „tragen, wollen ſie anders blyben. Es iſt aber zu „beſorgen, wo man ſich nit anders, denn noch bis„her in die Sachen ſchicken, und getreulicher und vlyſ„ſiger ſich zuſammen ſtellen, daß ein der Tage etwan „ein fremder kommen, der uns alle mit yſernen Ru-

„ten regieren werde. Sehet zu, es will leider nie„mand zu Herzen gehen; es geht eins nach dem an„dern hinweg; will man nit anders und baß in die „Sachen ſehen, ſo möchten wir eins alle zu ſchyttern „gehn. Es iſt vormals zu andern Tagen, auch letzt„hin zu Worms davon geredet und obberkommen, daß „die merklichen Herrſchaften und Lande, ſo dem Rych „zuſtehen, wenn die ledig würden und dem Rych „verfielen, nit wieder geliehen ſollten werden, denn „mit Rath der Churfürſten; aber wie es gehalten „wird, weiß Gott wol. Das Herzogthum Mai„land was verfallen, iſt wieder geliehen itzt in kurz; „ſeit man von dem nechſt gehaltenen Tage zu Worms „abgeſchieden, iſt das Herzogthum Savoyen ledig „worden, und dem Rych heimgefallen, das hat un„ſer Herr, der König wieder geliehen dem . . . . [y]) „der allerding der Franzoſen Parthey, dem Rych „nit hold geweſen iſt. Wollen wir damit das Rych „mehren und behalten, ſo dürfte es wohl Glücks. Ich „weiß nit wol wie ihm zu thun wär. Auch ſo iſt „jetzt kommen ein Schrift us Preuſſen vom Mei„ſter teutſchen Ordens, der ſchrybt, wie der Herzog „von Muſco die Schloß, ſo ihm angewonnen und „usgebrant waren, und ſunder gar ein nemlichs wie„der ingenommen, und ſtärker, denn vor je geweſen, „gebuet, und hab die ſinen Lygen ſtark auf die Chri„ſten; derſelbe Herzog von Muſco iſt vor mit den Chri„ſten daran geweſen, und dem Türken helfen Wieder„ſtand

y) Hier iſt eine Lücke in der Handſchrift geweſen, aus der dieſe Rede copirt iſt. Es hat aber der Name des damaligen neuen Herzogs von Savoyen, Philip, ſtehen ſollen. Er war ein Sohn Herzogs Ludwigs, und Bruder Herzogs Amadeus IX. Maximilian belieb ihn mit Savoyen nach dem Tode Herzogs Karls II, der ein Enkel von Amadeus IX, war.

„ſtand thun: dennoch haben ſie die Chriſten vaſt be„ſcheidigt; ſoll man ihnen beiden wehren, was will „denn draus werden? unſer Herr Gott helf uns! Es „thut warlich noth, daß man vlyßiger wäre, wollte „man anders das Rych in Weſen halten, und im „Staat und Weſen blyben. Es iſt warlich vaſt er„ſchrecklich, und ſtellen ſich die Leufte ſo wilde an, daß „billig were, baß zu Herzen gefaßt würde, und ernſt„licher zu den Dingen und Händeln gethan, damit „Einträchtigkeit im Rych würde. Es gefällt mir „nit wol, ſo ernſtlich zu ſagen, verſiegelte Ord„nungen und anders zu machen, und denn ſo lang„ſam oder gar nit Folge zu thun [z])."

Dieſe Rede des Churfürſten, und allem Anſehn nach ſeine wiederholten ernſtlichen Vorſtellungen und obige Erklärung des Kaiſers ſchienen Eindruck gemacht zu haben. Man beſchloß dem Kammergericht den Rückſtand ſeiner Beſoldung vom erſten Jahr aus dem gemeinen Pfennig zu bezahlen, und auf das zweyte Jahr etwas auf Abſchlag ebenſalls aus dem gemeinen Pfennig herzugeben. In der Folge ſollte ihre Beſoldung aus dem gemeinen Pfennig genommen, und wenn dieſer nicht hinreichte, durch eine allgemeine Anlage aufgebracht werden. Auch kam der gemeine Pfennig jetzt häufiger ein. Und da Maximilian durch ſeine Bevollmächtigte verlangte, daß er, ſo viel davon in ſeinen und ſeines Sohnes Landen, wie auch in Jülich, Cleve und Berg eingegangen wäre, gleich heben dürfte, ſo bewilligte man nicht nur dieſes, wiewol unter Bedingung, daß er Rechnung davon ablegen ſollte, ſondern man beſchloß ſogar auf ſein Begehren, ihm auf Abſchlag der hundert und funf-

z) Müller l. c. p. 144.

funfzig tauſend Gulden, die ihm auf dem vorigen Wormſer Reichstage zu Führung des Krieges in Italien und wider die Türken bewilligt, aber noch nicht ausgezahlt waren, von dem eingegangenen gemeinen Pfennig etwas auszahlen zu laſſen. Eine Gefälligkeit, die die Stände äuſſerſt ſelten bewieſen, die aber auch bey unſerm Leſer in Gefahr iſt, den Namen einer Gefälligkeit zu verlieren, wenn wir nun die Summe nennen ſollen, auf die ſie ſich erſtreckte. Es waren viertauſend baare Gulden [a]). Müller, der in ſeinen beiden Folianten faſt keine Zeile ohne gehörige curialiſche Gravität geſchrieben hat, vergißt ſich auf einmal bey Gelegenheit dieſer viertauſend Gulden und ruft aus: In quae nos reſeruaſti tempora, domine! So ſehr brachte ihn der Gedanke aus ſeiner Faſſung, daß ein großer Römiſcher Kaiſer bey ſo mächtigen Ständen um vier tauſend Gulden baar Geld, wie Müller ſich ausdrückt, flehen müßte.

Sonſt wurde nichts erhebliches auf dieſem Reichstag verhandelt, ſondern nachdem Maximilian verlangt hatte, daß man ihn nach Freyburg in Brisgau verlegen ſollte, ſo gab die Verſammlung ihre Einwilligung dazu, beſchloß, daß alle Stände ſich daſelbſt
1497. entweder perſönlich oder durch Geſandten einfinden
23. Aug. ſollten, und ging ſodann auseinander.

1498. Der zuletzt in Worms gehaltene Reichstag ſollte nach Maximilians Verlangen und nach der Abrede der Stände noch im nämlichen Jahr 1497 um Michaelis nach Freyburg verlegt und daſelbſt fortgeſetzt werden. Churfürſt Berthold von Mainz und einige andere Stände verfügten ſich auch nach beſagter Stadt, ſo daß die Verſammlung zwar nicht am beſtimm-

a) Müller p. 149. it. 153.

ſtimmten Tage, den 28. Sept., aber doch nur einige Wochen ſpäter eröffnet wurde, welches in Betrachtung der gewöhnlichen Zögerung der Stände kaum als ein Aufſchub zu betrachten war. Allein Maximilian ſelbſt war diesmal derjenige, der am längſten ausblieb; er kam nicht eher hin, als im Januar des folgenden Jahrs 1498. Die Stände waren jetzt misvergnügt darüber und verſchiedenemal willens auseinander zu gehen, welches auch geſchehen wäre, wenn Churfürſt Berthold von Mainz ſie nicht durch ſein Zureden zum längern Bleiben vermocht hätte.

Oben iſt erwähnt, daß Carl von Egmond auf das Herzogthum Geldern und die damit verknüpfte Grafſchaft Zütphen Anſpruch machte, welche Länder von ſeinem Großvater an das Haus Burgund verpfändet waren; und daß er ſich in den Beſitz dieſer Länder, durch Gunſt der dortigen Stände, und durch Frankreichs bald heimlichen, bald öffentlichen Beyſtand geſetzt hatte. Er ſchickte Geſandten auf den erſten Wormſer Reichstag 1495, die verlangten, man möchte ihm jene Länder als ein väterliches Erbe laſſen. Da die Stände dieſes abſchlugen, ſo verlangte er, daß die Sache den Ausſprüchen unpartheyiſcher Churfürſten und Fürſten möchte überlaſſen werden. Auch dieſes wurde abgeſchlagen b). Der Krieg dauerte alſo zwiſchen Karl von Egmond und Erzherzog Philip, als dem Beſitzer der Burgundiſchen Staaten fort. Im December des Jahrs 1497 wurde ein Stillſtand auf ſechs Monate geſchloſſen. Während deſſelben bemühete ſich Maximilian ſeinem Sohn ein paar Allürte zu verſchaffen, die im Stande waren, ihm wichtige Dienſte zu leiſten. Dieſe beiden Allür-

b) Müllers Reichstagsth. I. Th. p. 485.

ten waren Herzog Wilhelm von Jülich und Berg und Herzog Johann von Cleve. Vermöge des Traktats, der zwiſchen dieſen beiden Herzogen einerſeits und dem Kaiſer und ſeinem Sohne andrerſeits, zu Freyburg geſchloſſen wurde, erhielten die Herzoge Befreyung von der Contribution des gemeinen Pfennigs. Maximilian und Philip ſollten zu gleicher Zeit, wenn die Herzoge die Feindſeligkeiten wider Geldern anfingen, ihre Truppen in dieſes Land einrücken laſſen und nicht anders als mit einmüthiger Einwilligung der Bundesgenoſſen Friede machen; Philip ſollte jedem der beiden Herzoge den Sold für fünfhundert Mann Cavallerie und tauſend Mann Infanterie, für jeden Cavalleriſten monatlich acht Gulden Utrechtiſchen Geldes, für jeden Infanteriſten vier bezahlen. Die Herzoge ſollten das eroberte bis zur Bezahlung dieſes Soldes behalten, der ihnen aber auch, wenn ſie gleich nichts eroberten, binnen einem Jahr bezahlt werden ſollte. Außerdem ſollte dem Herzog Wilhelm von Jülich für ſeine Mühe und ſonſtige Koſten die Stadt und Herrſchaft Erkelens nebſt Montfort und denen davon abhängenden Aemtern und Zubehör auf Lebenslang, dem Herzog Johann von Cleve aber aus der nämlichen Urſache die Stadt Dorcum nebſt tauſend Gulden jährlich aus den Einkünften von Zütphen überlaſſen werden [c]).

Bis dahin hatte die Unthätigkeit des Franzöſiſchen Hofes immer noch die übrigen Staaten, insbeſondre die Italieniſchen in der Ungewißheit und in Zweifel gelaſſen. In dieſem Frühjahr aber trug ſich die wichtige Veränderung zu, daß Karl VIII. deſſen ſchwache Geſundheit, Neigung zu den Vergnügungen und Veränderlichkeit in ſeinen Entſchließungen jene

c) Müller II. Th. p. 192. Dumont T. III. P. II. p. 391.

jene Unthätigkeit hauptſächlich mit verurſacht hatten, an einem Schlage ſtarb. Ihm folgte in der Regie- 1498. rung, da er keine Erben hinterließ, der nächſte Kron- 7. Apr. erbe, Herzog Ludwig von Orleans, deſſen mehr thä- tiger Character ſo wohl als ſeine Anſprüche an das Herzogthum Mailand neue lebhafte Auftritte erwar- ten ließen. Um das Herzogthum Bretagne bey der Krone zu erhalten, ließ er ſich von ſeiner übelgeſtalten Gemahlin, Jeanne de France, einer Tochter Lud- wigs XI, die ihm dieſer Deſpot aufgedrungen hatte, ſcheiden, indem er behauptete, nie bey ihr geſchlafen zu haben; hierauf heirathete er die verwittwete Köni- gin, Anna, Erbin von Bretagne d).

Dieſe Regierungsveränderung ſchien Maximi- lianen der rechte Zeitpunkt zu ſeyn, gewiſſe Anſprü- che, die ſein Sohn, als Beſitzer der Burgundi- ſchen Staaten an Frankreich hatte, gelten zu ma- chen. Vermöge des Friedens zu Senlis 1493 hatte Frankreich dem Erzherzoge zwar die Grafſchaft Ar- tois wieder eingeräumt, aber die drey Städte Aire, Hesdin und Bethüne inne behalten und dem Erzher- zoge nicht eher als bis er majorenn geworden, über- liefern ſollen. Nachdem Erzherzog Philip die Regie- rung ſelbſt angetreten, hatte er die Erfüllung dieſer Bedingung von Frankreich verlangt; dieſer Hof be- ſtand aber darauf, dieſe Plätze nicht eher auszuliefern, als bis ſeine Anſprüche auf Lille, Douai und Orchies entſchieden wären. Erzherzog Philipp hatte durch ei- ne Geſandſchaft, die er im vorigen Jahr an Karl VIII. abgeſchickt, nochmals auf die Ueberlieferung jener drey Städte und zugleich auf die Wiederherausgabe des Herzogthums Burgund oder Bourgogne dringen

M 5 laſſen;

d) Daniel Vol. VIII. p. 299.

laſſen; auf die abſchlägige Antwort, die er bekam, machten er und ſein Vater Maximilian Anſtalten zum Kriege. Sie führten ihr Vorhaben aus, als nach Karls VIII. Tode Ludwig XII. die Regierung in Frankreich angetreten hatte. Maximilian ließ ſeine Kriegsvölker in Bourgogne einbrechen, wo aber nichts entſcheidendes ausgerichtet wurde. Ludwigen XII. war dieſer Krieg deswegen unangenehm, weil er ſeine Hauptabſicht darauf gerichtet hatte, ſeine Anſprüche auf Mailand durch die Waffen auszuführen. Er wünſchte daher ſich mit dem Kaiſer und Erzherzog Philip zu vergleichen [e]).

In dieſer Lage waren die Sachen, als in der Mitte des Sommers Maximilian zu Freyburg eintraf. Die Verſammlung war weit zahlreicher wie die letzte Wormſer, welches man vielleicht noch als eine Wirkung der ernſthaften Vorſtellungen des patriotiſchen Churfürſten von Mainz anſehen konnte. Dieſesmal waren fünf Churfürſten (Churpfalz und Böhmen fehlten) ein Erzbiſchof (von Magdeburg) fünf Biſchöfe und zwey Fürſten, ein Abt und zwey Grafen perſönlich zugegen. Geſandte waren erſchienen von einem Erzbiſchof (von Salzburg), neun Biſchöfen, dem Deutſchmeiſter, ſieben Fürſten, acht Prälaten, und neunzehn Städten [f]). Acht Tage nach Maximilians Ankunft ließ er der Verſammlung durch ſeine Bevollmächtigten vorſtellen, daß dem Kaiſer auf dem erſten Wormſer Reichstage zum Behuf ſeines Italieniſchen Feldzuges hundert und funfzigtauſend Gulden zugeſagt wären, um die weit ausſehenden Unternehmungen des Königs von Frankreich zu verhindern.

e) Daniel Vol. VIII. p. 316.

f) Müller II. Th. p. 156.

dern. Aber von jener Summe wäre dem Kaiſer der kleinere Theil erſt in die Hände gekommen, das meiſte ſey noch rückſtändig; er hätte das ſeinige vorgeſtreckt, Italien zu retten, welches Land er auch in ſeine vorige Ruhe und alten Stand geſetzt, und einen zweiten Feldzug des Königs von Frankreich, den dieſer ſich vorgenommen gehabt, verhütet habe. Se. Maj. verlangte alſo, daß, was von jener Summe noch rückſtändig wäre, ihm aus dem gemeinen Pfennig oder auf andre Weiſe abgetragen würde. S. Maj. wollten dies Geld ſo anwenden, daß es dem Reiche nützlich ſeyn und zu Gute kommen ſollte [g]). Gleich den Tag nachher ließ der Kaiſer ihnen von ſelbſt durch ſeine Räthe nähere Erläuterung geben, wozu er gegenwärtig das Geld, das er verlangte, gebrauchte, nämlich Kriegsvölker, die er in folgender Abſicht angeworben, davon zu beſolden. Frankreich wolle dem Erzherzog Philip verſchiedene Städte ſeiner Erblande vorenthalten; Churfürſt Friedrich zu Sachſen habe ſich in den Handel geſchlagen, und ſuche einen Vergleich zu vermitteln; der Churfürſt erwarte die Antwort vom Franzöſiſchen Hofe binnen vierzehn Tagen. Wenn dieſe Antwort billig ausfiele, ſo ſollten jene Kriegsvölker zur Beſitznehmung der Länder, die Frankreich tractatenmäßig an den Erzherzog herausgeben würde, dienen; widrigenfalls aber ſollten ſie Se. Maj. und des Erzherzogs Lande beſchützen. Sollte aber der letzte Fall eintreten, ſollte Churfürſt Friedrich durch ſeine Vermittlung Frankreich nicht zur Billigkeit bewegen, ſo hätte Se. Maj. die Zuverſicht, bey den Ständen Hülfe und Beyſtand für ſich und ſeinen Sohn zu finden [h]).

Es

g) Müller l. c. p. 158.

h) Idem p. 159.

Es ſey, daß die Stände es für wichtiger hielten, die Grenzen des Reichs auf der Seite von Frankreich ſicher zu ſtellen, oder daß es ſie gereute, den Kaiſer in Italien nicht beſſer unterſtützt zu haben, und durch den ſchlechten Ausgang ſeines letzten Feldzuges den Ruhm des Reichs verdunkelt zu ſehen — ſie antworteten mit einer ungewöhnlichen Willfährigkeit, ob ſie gleich nicht vergaßen, neue Bedingungen hinzuzufügen, die beweiſen, wie feſt ſie über ihre einmal genommene Maximen hielten. Sie erklärten, daß, nach der Entſchließung des erſten Wormſer Reichstages zwar zuerſt die Anleihe der hunderttauſend Gulden, die damals dem Kaiſer bewilligt wurde, vom gemeinen Pfennig bezahlt werden ſollte; indeß wollten ſie kaiſerl. Maj. zu gut diesmal von dem gemeinen Pfennig noch ſo viel folgen laſſen, als ihm an den hundert und funfzigtauſend Gulden noch fehlte; jedoch ſollte Se. Maj. zuvor von den Geldern, die ſie in ihren, ihres Sohns, und der Herzoge von Jülich, Cleve und Berg Landen eingenommen, vorher Rechnung geben. In Anſehung der Franzöſiſchen Angelegenheiten erklärten ſie, daß ſie, wenn Churſachſens Vermittlung von Frankreich nicht angenommen würde oder keinen billigen Vergleich zu Stande brächte, ſo wollten ſie ſelbigen König durch Geſandten mit den beſten Worten, die man finden könnte, bitten laſſen, dem Erzherzoge die vorenthaltene Lande und Oerter vertragmäßig zurück zu geben; und würde der König von Frankreich ſich weigern, ſo ſollten die Geſandten ihm zu erkennen geben, daß die Stände Sr. kaiſerl. Maj. und ihrem Sohn dermaſſen zugethan wären, daß ſie dieſelben keinesweges verlaſſen, ſondern ihnen zur Erlangung deſſen, was recht und billig, helfen und beyſtehen würden. Hiezu fügten ſie noch die Bitte, daß der Kaiſer als Haupt

und Herr, darob und daran ſorgen möchte, den gemeinen Pfennig in Gang zu bringen [i]). Man findet keine Spur, daß Maximilian die Gelegenheit, die dieſe Bitte der Stände ihm gab, genutzt und Vorſchläge, die Bezahlung des gemeinen Pfennigs beſſer zu betreiben, gethan hätte.

Maximilian bezeugte mit dieſer Antwort der Verſammlung große Zufriedenheit und erklärte ſich bereit, ihrem Verlangen wegen abzulegender Rechnung Genüge zu thun. Insbeſondere gefiel ihm ihre Erklärung wegen Frankreich; er nannte ſie weislich und wohlbedacht und bat die Inſtruction für die Geſandten unverzüglich aufzuſetzen, damit ſie gleich abgehen könnten, ſo bald man erführe, daß Churfürſt Friedrichs Vermittlung fruchtlos geweſen. Indeſſen verlangte er zu wiſſen, wie er es mit dem bereits angeworbenen Volke halten ſollte; ſie abzudanken, eh man mit Frankreich zur Richtigkeit gekommen, würde ſchimpflich ſeyn, und Frankreich würde alsdenn vielleicht ſich ſicher glauben und in ſeiner Unbilligkeit beſtärkt werden; endlich würde es auch ſchwer halten, das Volk, wenn es erſt auseinander, nöthigenfalls wieder zuſammen zu bringen [k]).

Dieſes letzten Punktes wegen ließ er den Ständen nicht nur öftere Vorſtellungen thun, ſondern redete auch ſelbſt mit ihnen darüber. Er führte noch einen neuen Grund an, warum er das Kriegsvolk beybehalten müßte, nämlich des Kriegs wegen mit Karl von Egmond. Er zeigte ihnen auch an, daß der gemeine Pfennig in ſeinen Erblanden, Oeſterreich,

i) Müller p. 161.

k) Idem p. 161. ſeq.

reich, Steyermark, Kärnthen, Krain und Tyrol ſieben und zwanzigtauſend Gulden betragen hätte; wie viel in Schwaben, Brisgau und Sundgau eingekommen, darüber wäre ihm noch nichts berichtet; in Jülich, Cleve und Berg wäre er nicht aufgehebt (ſo heißt es in einem alten Protocoll). Eigentlich hatte Maximilian dieſe Lande davon befreyt in ſeinem Tractate mit den Herzogen (ſ. oben). In Erzherzogs Philips Landen hätten die gehorſamen erklärt, ſie wollten den gemeinen Pfennig dann geben, wenn er ganghaft würde; die ungehorſamen hoffte er mit der Zeit durch Hülfe und Rath der Stände zum Gehorſam zu bringen [l]). Auf dieſe wiederholten Vorſtellungen beſchloſſen die Stände, zehn tauſend Gulden zu bewilligen, ob ſie gleich für nothwendig hielten, zur Unterhaltung des Kammergerichts, zum Behuf der Geſandſchaft nach Frankreich und zu andern zufälligen Bedürfniſſen Geld in Bereitſchaft zu haben. In Vergleichung der wenigen Neigung, die die Stände auf dem vorigen Reichstage hatten, des Kaiſers Verlangen in Geldſachen zu befriedigen, war die Bewilligung von zehntauſend Gulden ein Beweis, daß ihnen die Ehre ihres Oberhauptes diesmal nicht ſo gleichgültig war, als in vorigem Jahre. Sie hatten indeſſen noch einen andern Bewegungsgrund. Die Erhaltung des Kammergerichts und die Einführung neuer Policeygeſetze ſchienen ihnen ſeit geraumer Zeit ſo wichtig, daß ſie gern auf dieſem Reichstage etwas gewiſſes in Anſehung dieſer beiden Punkte ausmachen wollten. Sie fürchteten ſich daher, dem Kaiſer beſtändig abſchlägige Antwort zu geben, damit er nicht etwa ſich wegbegeben, und dadurch einen fruchtloſen Ausgang des Reichstages veranlaſſen möchte [m]).

Dieſe

l) Müller p. 164.

m) Idem ibidem.

Dieſe Antwort der Stånde, die Maximilian natůrlicherweiſe ſehr gut aufnahm, machte ihm aber zugleich Muth, in eben dem Augenblick, da ſie ihm ihre Antwort überbringen ließen, noch fünf tauſend Gulden mehr zu begehren wegen der Menge der Söldner, die er angenommen hätte. Er wollte, fügte er hinzu, ſichs gefallen laſſen, wenn auch unter dieſer Summe kleine Münze wäre. Die Stände waren auch dazu bereit, und man hatte überhaupt lange kein Exempel von ſo vieler Willfährigkeit gehabt, als ſie auf dieſem Reichstage bewieſen. Sie blieben bey dem, was ſie nun ſchon gethan hatten, nicht ſtehen. Sie gingen noch weiter. Obgleich die Berechnung wegen des in Oeſterreichiſchen, in Erzherzog Philips Landen und in Jülich, Cleve und Bergen gefallenen gemeinen Pfennigs, die man zur Bedingung gemacht hatte, nicht erfolgte, wegen entſtandener Hinderniſſe, womit Maximilian ſich entſchuldigte; ſo verlor doch die Verſammlung dadurch ſo wenig von ihrem diesmaligen guten Willen, daß ſie dem Kaiſer in allen noch ein und funfzigtauſend Gulden aus dem gemeinen Pfennig zukommen lieſſen n).

Dieſer Reichstag zeichnete ſich auch noch durch mehr Ernſt und Entſchloſſenheit aus, ſowohl die innern als äußern Angelegenheiten des Reichs zu behandeln. Es wurde beſchloſſen, daß das Kammergericht von nun an aus dem gemeinen Pfennig ſollte unterhalten werden. Es ſollten theils zu dieſem Behuf, theils zu andern vorkommenden Ausgaben beſtändig bey den Schatzmeiſtern zu Frankfurt ſechs bis acht tauſend Gulden vorräthig liegen o). Auf dem nächſten Reichstage ſollte der Gehalt der dabey angeſetzten

n) Müller p. 671.

o) Idem ibidem.

ſetzten Perſonen verbeſſert werden. Man beſchloß, außer dem Kammerrichter, noch einen Grafen oder Freyherrn dabey anzuſetzen, der des Kammerrichters Stelle, wenn dieſer krank oder ſonſt verhindert wäre, vertreten könnte, damit Sachen, die Fürſten beträſen, und in denen nur ein Graf oder Freyherr ſprechen konnte, nicht liegen blieben. Die noch ledigen Stellen der Beyſitzer ſollten unverzüglich beſetzt werden. Die Sporteln wurden abgeſchafft. Ueberhaupt wurde die ganze Einrichtung in vielen Stücken verbeſſert [p]).

Auch wurde eine bis dahin ſtreitig geweſene Rechtsfrage, die Succeſſion der Enkel betreffend, deren Eltern vor dem eintretenden Succeſſionsfall verſtorben, zu ihrem Vortheil entſchieden. Zur Handhabung des Landfriedens, deſſen Beobachtung denen ſehr ſchwer fiel, die bis dahin auf ihren Schlöſſern aller Geſetze geſpottet und durch Raub und Brand reich und furchtbar geworden waren, wurden kräftigere Maßregeln beſchloſſen. Es wurden in eben der Abſicht verſchiedene Bündniſſe geſchloſſen. Es könnte zwar bezweifelt werden, ob Bündniſſe das rechte Mittel waren; indeſſen bewieſen ſie, wie ſehr man die Nothwendigkeit fühlte, alles anzuwenden, das ſo feſtgewurzelte Uebel, das Fauſtrecht, völlig auszurotten. Der Inhalt der Bündniſſe zeigt übrigens deutlich, daß ſie aus keinen geheimen, eigennützigen Abſichten geſchloſſen wurden. So gingen auf dieſem Reichstage Herzog Ulrich von Würtemberg und Markgraf Chriſtoph von Baden einen Bund ein blos zur Erhaltung guter Freundſchaft und Nachbarſchaft und zur Handhabung und Vollziehung des Landfriedens, als

p) Müller p. 672. ſeq.

als der auf acht Jahre Gott zu Lob, dem heilig. Reich zu Ehren, dem Pilgrim und aller Erbarkeit zum Vortheil gereichte. Eben des Inhalts war der Bund, den Churfürſt Berthold von Mainz, Markgraf Georg von Brandenburg und Herzog Ulrich von Würtemberg auf dieſem Reichstage errichteten [q]). Etwas ſonderbar aber war es, daß man von den Schwäbiſchen Bundesgenoſſen verlangte, ſie ſollten, um den Landfrieden aufrecht zu halten, ihre Verbindung, die um dieſe Zeit zu Ende ging, verlängern. Viele Städte hatten, der großen Koſten wegen, nicht Luſt dazu; ſie wollten austreten. Man nöthigte ſie eine Laſt noch länger zu tragen, an der das übrige Reich nicht den geringſten Antheil nahm, und die ſie ſich freywillig auferlegt hatten, um ſich ſelbſt den Schutz zu verſchaffen, den das Reich ihnen nicht hatte gewähren können. Maximilian befahl es ihnen bey Verluſt ihrer Rechte und Freyheiten, ja bey Strafe der Acht [r]). Einen merkwürdigen Beſchluß machte die Verſammlung, der darauf abzielte, der Verfaſſung mehr Conſiſtenz zu geben. Alles, was auf dem nächſten Reichstage, den man wieder zu Worms halten, und am heil. Catharinentage eröffnen wollte, von den anweſenden Ständen beſchloſſen würde, ſollte die Kraft haben, auch diejenigen, die weder perſönlich noch durch Bevollmächtigte würden erſchienen ſeyn, zu binden, eben ſo, als wenn ſie gegenwärtig geweſen wären und ihre Einwilligung gegeben hätten [s]). Jedoch als dieſer Artikel ſchon in dem Abſchied eingerückt war, erinnerte man ſich der Schwierigkeiten, die ſich bey

q) Müller p. 246.

r) Id. p. 141. ſeq. Datt de P. P. p. 348.

s) Müller p. 682.

bey der Ausführung finden würden, ſo lebhaft, daß ſie nun noch die Erklärung anhängten, daß ſie in dieſen, ſo wie in einigen andern Punkten nicht gebunden ſeyn wollten, falls der Abſchied nicht von den Ständen, die damals nicht gegenwärtig waren, wenigſtens von dem größten Theil derſelben würde angenommen werden [t]).

In Anſehung des gemeinen Pfennigs, den die wenigſten Stände bezahlt hatten, wandte die Verſammlung auch etwas mehr Ernſt an, ihn einzufordern. Mit den anweſenden, die ihn noch nicht abgetragen hatten, wurde gehandelt, ſo daß ſie zuſagen mußten, ſich gegen Michaelis damit einzufinden. An die abweſenden wurden ernſtliche Mandate in des Kaiſers Namen mit Rath der Churfürſten, Fürſten und Stände abgelaſſen, um ſie zu unverzüglicher Erlegung dieſer Auflage zu ermahnen. Man hielt auch für nöthig, auf Mittel zu denken, diejenigen, die ſich in dieſem Stück ungehorſam bewieſen, zum Gehorſam zu bringen. Allein die Rathſchlagungen hierüber, wurden bis zum nächſten Reichstage aufgeſchoben [u]).

Polizeyſachen waren die liebſte Beſchäftigung der Reichstage in dieſen Zeiten. Schon auf den vorigen, die unter dieſer Regierung gehalten waren, hatte man von einer Kleiderordnung gehandelt. Man glaubte, daß auch in Kleidern der Unterſchied der Stände müßte zu erkennen ſeyn. Ein beſſerer Grund war, daß durch einige köſtlichere Arten Kleidung, die man aus der Fremde kommen ließ, das baare Geld aus der Nation geſchleppt würde. Man hatte auf den beiden

t) Müller p. 685. ſeq.

u) Idem p. 670.

beiden letzten Verſammlungen ſchon Entwürfe gemacht, die Pracht einzuſchränken. Jetzt machte man eine Verordnung darüber, die in den Abſchied eingerückt wurde. Bauern und Arbeitsleuten wurde verboten, anderes Tuch zu tragen, als zu einem halben Gulden die Elle. Handwerksleuten und ihren Knechten erlaubte man zu Hoſen und Kappen Tuch, zu dreyviertel Gulden die Elle zu nehmen; aber zu Röcken und Mänteln ſollten ſie ſich mit inländiſchen Tüchern, wovon die Elle nicht über einen halben Gulden käme, begnügen. Gold, Perlen, Sammt und Seiden, Zobel und Hermelin, auch geſtickte Kleider wurden ihnen nicht geſtattet. Doch erlaubte man ihnen Sammt zu Wamſen und ihre Frauen und Kinder durften ihre Kleider mit Sammt oder Seide verbremen. Reiſige Knechte ſollten kein Gold noch Silber noch Seide tragen, nicht einmal ihre Kleider mit Seide verbremen, nicht einmal ihre Bruſttücher und Hauben mit Golde beſetzen. Niemand ſollte gefaltene Hemde, oder Bruſttücher mit Gold und Silber, noch goldene oder ſilberne Hauben tragen, außer Fürſten, fürſtenmäßige Grafen und Herren, und die vom Adel. Doch erlaubte man denen von Adel, die Ritter oder Doktoren waren, nur zwey Unzen Goldes in ihren Hauben zu tragen und nicht drüber; denen, die nicht Ritter oder Doktoren waren, nur zwey Unzen Silber und nicht drüber. Man hielt für nöthig auch auf Anſtändigkeit zu ſehen. Jeder kurze Rock und Mantel ſollte ſo lang gemacht werden, daß er hinten und vorn ziemlich und wohl decken möchte. Wegen der Spielleute und wegen der Narren wurden abermals Verordnungen gemacht. Es ſcheint, daß man viel Ueberlaſt von dieſer letzten Gattung von Menſchen hatte, daß ſie ſich aber an einigen Höfen unentbehrlich hatten zu machen gewußt. Man verordnete daher, wo je-

mand dieſelben nicht entbehren wollte, ſo ſollte er ſie ſo halten, daß ſie andre Leute unbeſucht und unbeläſtigt ließen. Wegen der Zigeuner glaubte man auſſer Zweifel zu ſeyn, daß ſie Ausſpäher und Kundſchafter wären, ausgeſandt von Ungläubigen, die Schwäche der chriſtlichen Lande zu erforſchen. Sie ſollten daher gegen die nächſten Oſtern aus dem Lande geſchafft werden, und wenn man ſie nachher wieder auf Deutſchen Boden betreten, und jemand gegen ſie mit der That handeln würde, ſollte er daran nicht gefrevelt noch Unrecht gethan haben [v]).

Um auf die auswärtigen Angelegenheiten zurück zu kommen, die auf dieſem Reichstage abgehandelt wurden, ſo betraf die erſte, wie wir geſehen haben, die Streitigkeiten zwiſchen Erzherzog Philip und dem Franzöſiſchen Hofe wegen der Anſprüche, die jener auf das Herzogthum Burgund machte, und wegen einiger Orte, die Frankreich ihm, dem Frieden zu Senlis gemäß, hatte zurückgeben ſollen, aber unter dem Vorwande zurückbehielt, daß man ihm erſt ſeine Forderungen wegen gewiſſer anderer Plätze befriedigen ſollte. Wir haben geſehen, wie die Stände auf dieſem Reichstage ſich erboten, dieſer Sache wegen eine Geſandſchaft an den Franzöſiſchen Hof zu ſenden. Allein das Verlangen Ludwigs XII. ſich auf der Seite von Deutſchland und von den Niederlanden Friede zu verſchaffen, um ſeine Abſichten in Italien ungehindert auszuführen, machte eine ſolche Geſandſchaft überflüßig. Durch die Vermittlung, die Herzog Renat von Lothringen und Churfürſt Friedrich von Sachſen übernommen hatten, wurde ein Stillſtand geſchloſſen. Vermöge deſſelben ſollte Erzher-
1498. zog Philip in Beſitz von Aire, Bethune und Hes-
2. Aug. din geſetzt werden, ſo bald Maximilian ſeine Trup-

pen

v) Müller p. 677.

pen aus Burgogne würde gezogen haben; ſeine Anſprüche auf Burgogne ſollte Erzherzog Philip, ſo lange der König lebte, weder durch die Waffen noch durch den Weg Rechtens, ſondern blos durch freundſchaftliche Vorlegung ſeiner Gründe zu erlangen ſuchen, ſo wie der König ſeiner Seits ſein Recht, das er an Lille, Douai und Orchies zu haben glaubte, auf keine andre Weiſe ſuchen wollte. Der König erließ dem Erzherzoge die Pflicht ſelbſt an den Hof zu kommen, um die Lehn wegen Artois und Flandern perſönlich zu empfangen. Ludwig ſchickte einen Geſandten, ihm dieſe Lehn zu ertheilen, in deſſen Hände alſo der Erzherzog das Huldigungsgelübde ablegte [w]).

Ein gewöhnlicher Gegenſtand der Rathſchlagungen auf den Reichstagen war ſchon ſeit geraumer Zeit die Gefahr der Chriſtenheit wegen der Nachbarſchaft und Uebermacht der Türken, aber nie wurde etwas darüber beſchloſſen. Dieſesmal kamen Geſandte der Könige von Ungarn und Polen, die inſtändig um Hülfe baten. Der Polniſche Geſandte, Nicolaus Roſenberger, that in einer langen lateiniſchen Rede einen Vorſchlag zu einem allgemeinen Zuge, den alle chriſtliche Fürſten wider die Türken vornehmen ſollten. Allein die Stände beſchloſſen, die Ausführung dieſes Vorſchlages ſey für die Deutſche Nation allein zu ſchwer. Sie wollten den päbſtlichen Legaten bitten, ſich zu dem heiligen Vater zu begeben, daß der als Vater der Chriſtenheit ſeinen Rath und ſeine Hülfe dazu geben möchte. Sie wollten auch ſelbſt deswegen Geſandte an ihn ſchicken; man hatte die gute Meinung von dem Pabſt, er würde gern die Einkünfte

w) Du Mont T. III. P. II. p. 396. Daniel Vol. VIII. p. 310. ſeq.

von Indulgenzen und Annaten dazu hergeben. Sie wollten auch Bothſchafter an alle chriſtliche Höfe und Stände ſenden und ſie zu bewegen ſuchen, Abgeordnete auf den nächſten Reichstag zu ſenden. Allein dieſe Beſchlüſſe blieben auf dem Pappier [x]). Die Geſandten an den Pabſt ſollten auch noch den Auftrag bekommen, Se. Heiligkeit zu erſuchen, die Privilegien der Deutſchen Nation nicht ſo ſehr zu kränken, die ſie dadurch, daß ſie ihr Blut für den chriſtlichen Glauben ſo oft vergoſſen, wohl verdient hätten; ſie hofften ſogar werth zu ſeyn, daß ihnen der Stuhl zu Rom noch mehrere ertheilte, ſtatt ihnen die verliehenen zu ihrem großen Schaden zu nehmen; es wäre beſchwerlich und ungebührlich, Dignitäten und Beneficien Deutſcher Nation Ausländern, die der Deutſchen Sprache unkundig, auch ſonſt nicht nach den Kirchengeſetzen gehörig qualificirt wären, zu ertheilen. Die Art, wie dieſe Entſchlüſſe abgefaßt waren, ſchien zu beweiſen, daß die Stände damals dieſen Punkt ſehr ernſtlich nahmen und über die Eingriffe des Pabſtes in die Rechte der Deutſchen Kirche ſehr misvergnügt waren, ob ſie gleich hinzufügten, daß alle dieſe Vorſtellungen Sr. Heiligkeit mit ziemlichen füglichen Worten geſchehen ſollten, auf das allerbeweglichſte und fründlichſte, damit die Sache zu Frucht entſprießen möchte [y]). Dieſe Geſandſchaft iſt aber wahrſcheinlich nicht abgegangen, denn zwey Jahr nachher auf dem Reichstage zu Augsburg wurde das nämliche beſchloſſen.

x) Müller p. 229. ſeq. it. p. 681.
y) Idem p. 232. et p. 681.

Fünftes

Fünftes Kapitel.

Inhalt.

Fortdauernde Verbindung der Schweizer mit dem deutſchen Reiche — Bemühungen verſchiedener Mächte um die Freundſchaft der Schweizer — Drohungen der deutſchen Geſandten gegen dieſelben — Anlaß des Krieges zwiſchen Maximilian und den Schweizern — und der Feindſchaft zwiſchen den leztern und dem Schwäbiſchen Bunde — Bündniß der Schweizer mit Ludwig XII. — Ihre Siege — Verheerung des Engaddiner Thals — Niederlage des Grafen von Fürſtenberg — Friede zu Baſel.

Eine wichtige Angelegenheit, die noch auf dem Reichstage zu Freyburg vorkam, betraf die Schweizer. Auch auf den vorigen Verſammlungen, denen zu Worms und Lindau, war einigemal von ihnen und von ihrem Betragen in Anſehung des Reichs die Rede geweſen. Ich habe geglaubt, was auf allen dieſen Verſammlungen über dieſen Punkt vorging, bis auf dieſes Kapitel verſparen zu müſſen, wo ich die Begebenheiten des Jahrs 1499 zu erzählen habe. Unter dieſen verdient der Krieg mit den Schweizern die meiſte Aufmerkſamkeit. Es ſchien mir daher eine bequemere Ordnung zu ſeyn, wenn ich die Geſchichte dieſes tapfern Volks, in ſo weit ſie mit der Geſchichte Maximilians in Verbindung ſteht, nicht abgebrochen, unter verſchiedenen Jahren, ſondern hier in einer Reihe erzählte. 1499.

Ganz bis auf den Urſprung der Schweizeriſchen Freyheit zurückzugehn würde überflüſſig ſeyn. Es iſt genug zu bemerken, daß der Schweizerbund bey Maximi-

ximilians Regierungsantritt nur erſt aus zehn Cantons beſtand; denn Baſel, Schafhauſen und Appenzell waren noch nicht aufgenommen. Von jenen zehn Cantons hatte ſich noch kein einziger ausdrücklich vom Reiche losgeſagt; einige ſo gar betrugen ſich noch als Mitglieder deſſelben. Auf dem Reichstag zu Worms 1495 waren Abgeordnete von Lucern, Schweiz und St. Gallen zugegen [a]). Aber auf eben dieſem Reichstage wurden Klagen über die Schweizer geführt, daß ſie es wären, durch deren Hülfe der König von Frankreich, Karl VIII. ſo große Eroberungen in Italien machte. Und dieſe Klage war, was das Factum ſelbſt anbetrifft, gegründet. Karl hatte ſeine ſchnelle Eroberungen, ſeiner beſſeren Artillerie und der Taktik und der Kriegszucht der Schweizer in ſeinem Solde zu danken. Guicciardini und Commines bezeugen es. Maximilian verlangte von den Deputirten der Eidgenoſſen zu Worms, ſie ſollten auch ihm ſechstauſend Mann in Sold überlaſſen. Die Deputirten antworteten, ſie müßten es ihren Obern berichten. Allein die Churfürſten und Stände fanden rathſam im Namen des Reichs eine Botſchaft an die Eidgenoſſen zu ſenden, wozu drey Ritter, Caſpar von Mersburg, Landvogt vom Elſaß; Burchard von Andenlowe und Hanns Fuchs ernannt wurden. Ihre Inſtruktion ging dahin, zu verlangen, daß die Eidgenoſſen ihre Kriegsleute aus Frankreichs Dienſten durch Strafbefehle zurückrufen, daß ſie wider den Herzog von Mailand, als einen Reichsvaſallen keine Waffen führen, und zehn oder acht, wenigſtens ſechs tauſend Mann zum Kriege wider die Türken und wider Frankreich ſtellen ſollten. Dieſes wäre des Römiſchen Königs, als oberſten Herrn ihrer aller

und

a) Müller l. c. p. 344 ſeq.

und der ganzen Chriſtenheit, wie auch der Churfürſten und Fürſten ernſtliches Begehren, und der König wollte ſich zu ihnen als frommen und treuen Unterthanen der Befolgung dieſes Verlangens gänzlich und ohnzweifelich verſehen haben [b]). Merkwürdig iſt es, daß dieſe Hülfe auch wider Frankreich begehrt wurde, und daß die Inſtruktion über dieſe Punkte ſo lautet, als ob der Krieg wider dieſe Krone ſchon wirklich vom Reichstage wäre beſchloſſen geweſen, da doch die Verſammlung zu einem ſolchen Entſchluſſe gar nicht geneigt war. Es ſcheint aber, daß ſie es gerne wäre zufrieden geweſen, wenn Maximilian ſeine Abſichten auf Italien mit Hülfe der Schweizer, ohne Anſtrengung der übrigen Reichsmitglieder, hätte erreichen können.

Dies war eine glänzende Periode in der Geſchichte der Schweizer. Ihre Siege über den Herzog Karl von Burgund hatte ſie in ganz Europa als ein tapferes Volk bekannt gemacht. Aber ſo wie man ſie näher kennen lernte, fand man, daß ſie auch als ein kluges Volk große Achtung verdienten. Schon bewarben ſich nicht blos ihre Nachbarn, ſondern auch die entfernteſten Mächte um ihre Freundſchaft. Ihre Lage machte ihre Freundſchaft insbeſondre denen wichtig, die entweder ſchon Beſitzungen in Italien hatten, oder ſuchten. Auf ihrem Verſammlungstage zu Zürich im Februar 1496 erſchienen Geſandte von allen den Mächten, die bey den Italieniſchen Unruhen intereſſirt waren, Geſandte vom Pabſt, vom Kaiſer, von Spanien, vom Herzoge von Mailand, von Venedig; Geſandte von Frankreich. Die Schweizer hatten das Vergnügen, daß alle Ueberre-

b) Müller l. c. p. 344. ſeq.

dungskünſte, Schmeichelenen und Verſprechungen angewandt wurden, ſie zur einen oder der andern Parthey zu ziehen. Die Venetianiſchen Bundesgenoſſen boten ihnen eine jährliche Penſion von fünfhundert Franken mehr, als der König von Frankreich ihnen gab, wenn ſie dem Bunde beytreten wollten; falls ſie dazu nicht Luſt hätten, und ſie wollten nur verſprechen, ſtill zu ſitzen, ſo verſprachen die Bundesgenoſſen jedem Orte jährlich fünfhundert Gulden, und der Herzog von Mailand insbeſondre verſprach ihnen ſo lange er lebte, fünfhundert Ducaten, und Freyheit vom Zoll und Geleite [c]).

Auf der andern Seite ließ ihnen Herzog Ludwig von Orleans ſeine Anſprüche auf Mailand bekannt machen und verſprach ihnen, wenn ſie ihm zu deſſen Eroberung helfen wollten, nicht allein große jährliche Penſion und Befreyung von Zoll und Geleite, ſondern auch die drey Landſchaften Bellinzone, Lauwis und Lucarno. König Karl VIII. ließ ihnen zwar nichts verſprechen, allein er ließ ihnen für den Beyſtand, den er von ihnen empfangen, auf eine Art danken, die einem ruhmliebenden Volke ſehr ſchmeichelhaft ſeyn mußte. Außerdem wußten ſeine Geſandten die Herzen auf eine unwiderſtehliche Art an ſich zu ziehen. Sie gaben, die andern verſprachen.

Die kaiſerlichen Geſandten waren die einzigen, die, um ein Volk zu gewinnen, das ſeine eigne Wichtigkeit fühlte, einen ganz andern Weg betraten. Den einſchmeichelnden Künſten der Franzoſen arbeiteten ſie mit Befehlen entgegen, ſie geboten den Schweizern bey des Reichs Ungnade den Feinden des Reichs nicht anzuhangen. Bey ſo ungleichen Mitteln war es kein Wun-

c) Müller l. c. p. 36.

Wunder, daß die Schweizer der Drohungen der Ohnmächtigen nicht achteten und ſich durch die ſchmeichelnde Künſte des Mächtigern gewinnen ließen, und den ſämtlichen Geſandten der Venetianiſchen Bundesgenoſſen die endliche Antwort gaben: ſie ſtünden mit Frankreich in beharrlicher Vereinigung; ſie könnten ihres Volks in ſo gefährlichen Zeiten nicht entbehren; ſie könnten diejenigen der ihrigen, die ſchon in Franzöſiſchen Dienſten ſtünden, nicht zurückrufen; ſie baten demüthig, der Pabſt, deſſen Geſandter auch mit Ungnade ſcheint gedroht zu haben, und der Kaiſer möchten dies alles wohl betrachten, ſie bey ihren Freyheiten verbleiben laſſen und keine Neuerung wider ſie, auch nicht in Anſehung des Kammergerichts verſtatten [d]).

Man war in Deutſchland ſehr unwillig über dieſe Antwort. Man ſah, daß die Schweizer ſich als ein unabhängiges Volk betrugen, dies fand man unerträglich. Im Unwillen trieb man den befehlenden Ton gegen ſie noch höher; auf dem Reichstage zu Lindau erklärte der Churfürſt von Mainz ihren Geſandten, ſie ſollten dem Schwäbiſchen Bunde beytreten; es ſey des Kaiſers ernſter Wille. Die Geſandten lehnten es ab; der Churfürſt wurde heftig. In der Folge wurden die nämlichen Zumuthungen an ſie wiederholt; man drohte, das Reich würde ſie dazu zwingen. Die Schweizer gaben immer geſetzte und entſchloſſene Antworten [e]).

Seitdem Maximilian die Tyroliſchen Lande ſeines Vetters Sigismund überkommen hatte, war er darauf bedacht geweſen, die Schweizer wieder in eine genauere

d) Stettler Schweizer Chronik p. 325. Müller ib.

e) Müller 2. Th. p. 36. 37. Stettler p. 326.

genauere Verbindung mit Oeſterreich zu bringen. Die alten Anſprüche ſeines Hauſes an dieſes Volk, deſſen Macht, wie ſein Ruhm immer höher geſtiegen war, aufs neue hervor zu ſuchen, dies erlaubten die damaligen Umſtände nicht. Aber ſie zu Bundesgenoſſen, zu Freunden zu haben, war ihm bey ſeinen Italieniſchen Abſichten, äußerſt wichtig, ja unentbehrlich. Mit ihnen konnte er alles, wider ihren Willen ſchwerlich etwas in Italien erhalten. Er wünſchte daher ſehr, den Bund mit ihnen zu erneuern, den ſie mit ſeinem Vetter Sigismund im Jahr 1474 unter Franzöſiſcher Vermittlung geſchloſſen hatten, worin allen Mißhelligkeiten mit vieler Vorſicht vorgebaut war, und worin beide Theile einander wider ihre Feinde Hülfe verſprachen [f]). Allein die Schweizer bezeigten ſo wenig Luſt zur Erneuerung dieſer Richtung (ſo nannten ſie dieſen Bund) daß Maximilian einſehen mußte, wie wenig er Rechnung auf ihre Freundſchaft machen konnte. Eben ſo vergeblich waren ſeine Bemühungen, ſie zum Beytritt zum Schwäbiſchen Bunde zu bewegen. Hingegen hingen ſie feſt an Frankreich, und Maximilian mußte alſo nicht nur alle Hoffnung auf ihre Freundſchaft fahren laſſen, ſondern ſie auch als die Hauptſtützen derjenigen Macht anſehen, über die er ſich am meiſten zu beſchweren hatte. Auf der andern Seite hatte er durch alle dieſe Bemühungen bey den Schweizern den Verdacht erregt, daß er damit umginge, ſie unter ſeine Herrſchaft zu bringen. Bey ſolchen Geſinnungen beider Theile konnten die geringfügigſten Streitigkeiten einen Zunder abgeben, das Kriegesfeuer zwiſchen ihnen zu entzünden.

Die Graubündner hatten damals noch keine Verbindung mit den Schweizern. Sie waren aber ſchon wie

f) Du Mont T. III. P. I. p. 474.

wie eine unabhängige Republik zu betrachten. Zwiſchen ihnen und der öſterreichiſchen Regierung zu Inſpruck waren allerley Irrungen entſtanden. Die Regierung ließ einige Oerter auf der Grenze, an die ſie Anſpruch machte, in Beſitz nehmen; ſie wollte die Schirmvogtey über das Kloſter Münſterthal behaupten. Man kam anfänglich überein, die Sache durch Schiedsrichter zu entſcheiden. Dazu wählte man die Biſchöfe, Thomas von Chur, und als dieſer ſtarb, Friedrich von Augsburg, und Hugo von Coſtnitz. Maximilian hatte der Regierung zu Inſpruck befohlen, dieſen Weg lieber zu gehen, als Gewalt zu gebrauchen. Allein dieſes Befehls ungeachtet, und obgleich die Sache ſchon vor die Schiedsrichter gebracht war, fuhr die Regierung doch mit Thätlichkeiten gegen die Graubündner fort, es ſey, daß ſie aus eigener Neigung gewünſcht, die Sache durch die Waffen auszumachen, oder daß ſie geglaubt, daß dieſes ſelbſt Maximilians geheimer Wunſch ſey [g]). Die Graubündner ihrer Seits ſahen den Krieg für unvermeidlich an, und um einem Feinde gewachſen zu ſeyn, von dem ſie nicht mehr hofften, einen gütlichen Vergleich erlangen zu können, ſchloſſen ſie mit den Schweizeriſchen Eidgenoſſen zu Zürich einen ewigen Bund, da 1498. 13. Dec. ſie bis dahin eben nicht in freundſchaftlichem Vernehmen mit einander geſtanden hatten [h]).

Auf die Nachricht hievon berief Maximilian die Schwäbiſchen Bundesgenoſſen zu einem Tage nach 1499. Coſtnitz. Durch Hülfe des Schwäbiſchen Bundes 20 Jan. hatte ſchon Kaiſer Friedrich III. die Uebermacht des Bayeri-

g) Bilib. Birkheim. bell. Helvet. ap. Freher. T. III. p. 66. ſeq. Fugger VI. 2. p. 1109 ſeq.

h) Birkheim. ib. Fugger ib.

Bayeriſchen Hauſes gebrochen. Den nämlichen Dienſt ſollte der Bund jezo Maximilian wider die Schweizer leiſten. Er war bereit dazu, er hatte ſchon einige Zeit her angefangen, ſeines urſprünglichen Zweckes, der ſich auf die Erhaltung der Ruhe und gemeinſchaftliche Vertheidigung einſchränkte, zu vergeſſen; ſeitdem die Städte, die zu ihm gehörten, ihr ehemaliges Gewicht verloren hatten; ſeitdem die Fürſten, die Grafen und der Adel, den ſtärkſten und größten Theil des Bundes ausmachten. Die Städte hätten einſt gern ſich mit den Schweizern vereinigt, die von Adel waren abgeſagte Feinde der Schweizer; viele ihrer Vorfahren waren in der Schlacht bey Sempach geblieben; ſie glaubten das Blut derſelben rächen zu müſſen. Auch hielten ſie die Schweizer für Feinde, für Unterdrücker des Adels. Zu dieſen Gründen des Haſſes kam ihre große Meinung von der Macht des Bundes, der um dieſe Zeit eine ſtehende Armee von zehn tauſend Mann auf den Beinen hielte. Damit glaubten ſie die Bauern, ſo nannten ſie die Schweizer, bald bezwingen zu können. Nach den Zeugniſſen gleichzeitiger Geſchichtſchreiber, ſtieg die Zuverſicht, die Vermeſſenheit der Kriegsvölker des Schwäbiſchen Bundes zu einem unglaublichen Grade. Um deſto williger waren ſie, auf der Verſammlung zu Coſtniz nach dem Verlangen des Kaiſers, den Krieg wider die Schweizer zu beſchließen.

Ihre Truppen ſtießen zu den Oeſterreichern in Tyrol und auf dieſer Seite nahmen die Thätlichkeiten ihren Anfang. Durch die Bemühungen der Biſchöfe von Coſtniz und von Chur wurde zwar noch ein Waffenſtillſtand geſchloſſen, der bis in die Mitte der Faſten dauern ſollte. Während der Zeit ſollte der Streit durch den ſchiedsrichterlichen Ausſpruch dieſer

beiden geiſtlichen Fürſten entſchieden werden. Allein die Erbitterung war auf beiden Seiten zu groß; der Stillſtand wurde bald gebrochen. Aber alle Verſuche der Oeſterreicher und Schwaben von Tyrol aus, theils in das Graubündner Land, theils in das Rheinthal einzudringen, waren vergeblich; ſie wurden in drey Gefechten bey dem St. Lucienſteig, bey Treiſen und bey Hard geſchlagen [i]). Noch einmal wollten ſich Churfürſt Philip von der Pfalz, die Städte Strasburg, Baſel und andre ins Mittel legen; aber kein Theil war mehr geneigt, den Vorſchlägen des andern Gehör zu geben [k]).

Hingegen waren die Schweizer deſto geneigter zu einem Bunde, den ihnen Ludwig XII. durch ſeine Geſandten antragen ließ. Dieſer Bund mußte ihnen nicht nur wegen der guten Bezahlung lieb ſeyn, die ihnen Frankreich verſprach, und den die Feinde der Schweizer damals als den einzigen Bewegungsgrund ihrer Zuneigung gegen Frankreich anſahen, ſondern er verſchaffte ihnen weſentlichere Vortheile. Denn da ſie nun von zwey Seiten einen furchtbaren Feind zum Nachbar hatten, ſo war ihnen alles daran gelegen, die Freundſchaft ihres noch mächtigern Nachbarn auf der dritten Seite mit Gewißheit zu erhalten. Aber auch dem Könige von Frankreich war diesmal die Freundſchaft der Schweizer ſehr wichtig, indem ſie als die nächſten Nachbarn von Mailand, auf welches Herzogthum er ſeine Anſprüche jetzt ausführen wollte, ſeine Abſichten am meiſten hindern oder befördern konnten. Der Bund mit Frankreich wurde am 16. März dieſes Jahrs 1499 zu Lucern geſchloſ-ſen,

i) Birkheim. l. c.

k) Idem p. 70.

ſen, auf zehn Jahr. Vermöge deſſelben verſprach der König den Schweizern Hülfe und Beyſtand wider alle ihre Feinde auf ſeine eigene Koſten; er verſprach ihnen jährlich, während dieſer zehn Jahre zwanzig tauſend Franken zu zahlen, die unter die zehn Cantons gleich getheilt werden ſollten, ſo daß jeder zu ſeinem Antheil zweytauſend Franken bekam; wenn Frankreich wegen eigener Kriege den Schweizern die verſprochene Hülfe wider ihre Feinde nicht leiſten könnte, ſo wollte es ihnen, außer obiger Penſion vierteljährig zwanzigtauſend Rheiniſche Gulden bezahlen. Die Schweizer ſollten dem Könige ebenfalls wider ſeine Feinde Beyſtand leiſten, wenn außerdem Schweizer freywillig in ſeine Dienſte träten, ſo bezahlte er jedem monatlich vier und einen halben Rheiniſchen Gulden; kein Theil ſollte Friede machen, ohne den andern Theil mit einzuſchließen. Die Schweizer ſollten den ihrigen verbieten, wider Frankreich zu dienen, und diejenigen, die es dennoch thäten, als Rebellen beſtrafen; die Schweizer bedungen ſich aus, nie wider den Pabſt noch das Römiſche Reich, noch wider ſonſt jemand zu dienen, mit dem ſie ſchriftliche Verträge oder Bündniſſe hätten; ſie verſicherten aber in den Tractaten ſelbſt, daß ſie keinen dergleichen Vertrag oder Bund mit Ludwig Sforza hätten, wider welchen der König von Frankreich damals einen Kriegszug im Sinn hatte [1]).

Indeſſen hatten die Feinde der Schweizer, die auf der Tyroliſchen Seite ſchon ſo ſtark waren, ſich noch in zwey andern Gegenden häufig verſammelt, um in die Schweiz einzubrechen. Das eine Heer, das über

1) Du Mont. T. III. P. II. p. 406. Müller 2. Th. p. 689.

über ſechs tauſend Mann betrug, hatte ſich aus dem Brisgau, Sundgau und den benachbarten Gegenden zuſammen gezogen. Die Schweizer konnten ihm nicht volle zweytauſend Mann entgegen ſtellen, die ſich oberhalb Baſel ſetzten, aber beym Anmarſch des ſo viel ſtärkern Feindes ſich in beſter Ordnung zurück zogen. Die Kaiſerlichen verfolgten ſie, griffen ſie bei Dorneck an, aber mit ſo vieler Zuverſicht, daß ſie von einem ſo viel ſchwächern Feinde, der aber entſchloſſen und zur Kriegszucht gewohnt war, geſchlagen wurden [m]). Weit anſehnlicher war das Heer der Bundesgenoſſen, das ſich bey Coſtnitz zuſammenzog, um von da in das Thurgau einzudringen. Es betrug über acht oder nach andern über zehntauſend Mann. Dieſe hatten den erſten Poſten der Schweizer zu Ermelingen am Bodenſee eingenommen, verbreiteten ſich aber im Lande mit ſolcher Sorgloſigkeit, und waren mit Plündern ſo geſchäftig, daß die Schweizer ſich indeß zuſammenzogen, ihnen den Rückweg abſchnitten, und ſie alsdenn bey einem Walde, das Schanderloch genannt, überfielen. Den Schweizern verſchaffte die Sicherheit ihrer Feinde, und der daraus entſpringende Mangel aller Kriegszucht einen leichten Sieg. Dieſer Mangel an Kriegszucht und jene Sicherheit waren ſo groß, daß ſie kaum glaublich ſeyn würde, wenn ſie nicht hinlänglich bezeugt wäre. Sie hatten ihr grobes Geſchütz mit geplünderter Beute ſo ſehr bepackt, daß ſie geſchlagen waren, eh ſie mit der Abladung fertig werden konnten, um nur einen Schuß zu thun [n]). Dieſe ſo ſehr verdiente Niederlage koſtete den Bundesgenoſſen an die zweytauſend 18. Apr.

m) Fugger VI. 2. p. 1112. Birkh. l. c. p. 69.
n) Fugger ib. Birkh. l. c. p. 70.

tauſend Mann. Die Schweizer ſollen kaum ein paar Mann verloren haben, erlangten aber nicht nur alles wieder, was ihre Feinde zuſammen geplündert hatten, ſondern erbeuteten auch ihr grobes Geſchütz und eine große Menge kleinen Gewehrs.

Von der Seite von Tyrol hatten die Oeſterreicher einen abermaligen Verſuch gemacht und waren über den Rhein gezogen, allein nachdem ſie etliche Dörfer verbrannt, hatten ſie ſich zurückziehen müſſen, und nun gingen die Schweizer ſiebentauſend Mann ſtark über den Rhein ins Walgau im Tyroliſchen. Die Oeſterreicher funfzehntauſend Mann, aufgebotenes Landvolk, hatten ſich bey Fraſtanz verſchanzt. Die Schweizer griffen ſie gleichwohl an und ſiegten. Weil ſie aber vernahmen, daß der Kaiſer indeſſen ſelbſt nach Coſtnitz gekommen war, und dort noch mehr Truppen an ſich zog, ſo hielten ſie es nicht für rathſam, ſich länger zu verweilen. Sie begaben ſich über den Rhein zurück, nahmen aber acht Geiſſeln mit für achttauſend Gulden Brandſchatzung, die ſie von dem Walgau forderten °). Sie konnten überhaupt während dieſes Krieges nicht gut über ihre Gränzen gehn; da der Feind weit zahlreicher wie ſie, und immer von mehr als einer Seite einzudringen ſuchte, ſo mußten ſie ihre Kriegsvölker ſo nahe zuſammen halten, wie möglich, um der Gegend, wo die Gefahr am größten war, die nachdrücklichſte Hülfe zu leiſten.

Maximilian hielt ſich bey dem Ausbruch des Krieges in den Niederlanden auf, wo er ſeinem Sohn hatte helfen wollen, Karl von Egmond aus Geldern zu vertreiben. Hier bekam er alle dieſe üble Nachrichten von dem Schweizerkriege. Die Schwäbiſchen

Bun-

o) Fugger l. c. p. 1113. Birkh. p. 71.

Bundesgenoſſen baten ihn, mehr Macht anzuwenden, und von allen Seiten wurde ihm vorgeſtellt, daß ohne ſeine Gegenwart auf keinen guten Ausgang zu rechnen ſey. Er ſchloß daher einen Stillſtand mit Karln von Egmond, und zog mit den Kriegsvölkern, die er wider dieſen hatte brauchen wollen, den Rhein hinauf nach Freyburg im Brisgau. Von hieraus ließ er Ausſchreiben an die Deutſchen Stände ergehn, worin er vorſtellte, wie die Schweizer ſich vom Reiche abgeriſſen, unbefugte Bündniſſe geſchloſſen, ſich die Grafſchaft Habsburg und andre Herrſchaften gewaltſamerweiſe unterworfen, und viel Fürſten und Herrn aus ihren Beſitzungen vertrieben hätten. Er begehrte daher, daß ſie ihm eiligſt helfen ſollten, die Schweizer zu bezwingen. Allein ſie waren nicht geneigt, ſein Verlangen zu erfüllen. So übel man auch auf die Schweizer zu ſprechen war, weil ſie ſich als ein freyes Volk betrugen, ſo hatte man doch nicht Luſt, ſie unterjochen zu helfen. Diejenigen, die noch Truppen hergaben, ſandten ſie langſam und bei weiten nicht in der Anzahl ab, als der Kaiſer verlangt hatte [p]). Die Verſammlung aller dieſer Truppen war zu Feldkirchen, wohin ſich Maximilian von Freyburg verfügte. Die Stadt Nürnberg ſandte vierhundert Mann zu Fuß und ſechszig Reuter dazu mit rother Uniform; denn es war ſchon um dieſe Zeit, wie wir bereits oben bemerkt haben, in Deutſchland gebräuchlich, die Truppen auf einerley Art zu kleiden; dieſes kleine Korps wurde von Wilibald Birkheimer angeführt, einem Mann, der in ſeiner Perſon den muthigen und einſichtsvollen Krieger mit dem großen Gelehrten und geſchmackvollen Schriftſteller vereinigte. Er hat die Geſchichte dieſes Krieges ſelbſt in flieſſendem Latein

p) Birkh. l. c. p. 71.

mit völliger Unpartheylichkeit und mit großer Urtheils- kraft geſchrieben. Sie iſt mit Anmerkungen durch- webt, die einen ſehr feinen Beobachtungsgeiſt verra- then, und ſie iſt überhaupt ein Werk, das ihm ſehr viel Ehre macht.

Nachdem Maximilian die ſämtlichen Truppen gemuſtert hatte; beſchloß er ſelbſt von Tyrol aus in das Engeddiner Thal einzubrechen. Um die Schwei- zer zu nöthigen, ihr Volk zu theilen, ſollte ein andres Korps aus dem Sundgau und Brisgau bey Dorneck einzudringen verſuchen. Allein die zu dieſem Korps gehörigen Truppen erfuhren kaum, daß ihnen Schwei- zer entgegen kamen; als ſie ſich eiligſt zurückzogen, ohne jedoch von den Schweizern verfolgt zu werden, die als bloßes Fußvolk ſich nicht außer ihren Gebir- gen wagten, wo ſie mit Reuterey hätten fechten müſ- ſen [q]). Maximilian ſelbſt war noch mit dem Zuge nach dem Enggeddin beſchäftigt, als die Einwohner dieſes Thals mit andern Schweizern durch das Mün- ſterthal in denjenigen Strich von Tyrol einzudringen ſuchten, den man die Mulſer Heide nennt. Dieſes iſt eine ſchöne, fruchtbare und ſtark angebaute Ebene oben in den Gebirgen, in derſelben iſt der Urſprung des Etſchfluſſes. Die Oeſterreicher hatten den Zu- gang zu dieſem Lande ſo gut verſchanzt, wie es da- mals üblich war, und auf das Gerücht von Ankunft der Schweizer eilte das Landvolk herbey, die Beſaz- zung zu verſtärken. Die Schweizer griffen ſie zwey- mal vergeblich an; allein ſie hatten einige Mann- ſchaft abgeſandt, die durch Nebenwege, wo es nie- mand erwartete, den Oeſterreichern in den Rücken kamen. Es waren ihrer nicht viel und die Oeſterrei- chiſche

q) Birkh. l. c. p. 75.

chiſche Reuterey war mehr wie hinlänglich im Stande, ſie zurückzuſchlagen. Allein dieſe wurde von einem paniſchen Schrecken ergriffen; ſie glaubte von der ganzen Macht der Schweizer umringt zu ſeyn; ſie nahm unverantwortlicherweiſe die Flucht. Das Fußvolk in den Verſchanzungen, das nun ſeinen Rücken entblößt ſah, folgte ihrem Exempel. Sie ließen an die tauſend Todte auf dem Schlachtfelde zurück. Die Schweizer rückten nun vorwärts, verbrannten die Städte Glurenz, Malb und alles, was in dieſer Gegend bis nach Letz hin an Dörfern lag. Als ſie aber hörten, daß der Kaiſer ſelbſt herankam, zogen ſie nach ihrem eigenen Lande zurück [r]).

Als Maximilian in dieſer Gegend angelangt war, am Fuß der Rhätiſchen Alpen, rathſchlagte er mit ſeinen Generalen, welcher Weg in das feindliche Land zu nehmen ſey. Die Gebirge zu erſteigen ſchien einigen unmöglich. Andere ſchlugen einen Umweg vor, durch den man in das Engeddiner Thal kommen könnte. Dieſem Vorſchlage gab Maximilian Beyfall, und da hierzu keine Reuterey gebraucht werden konnte, ſo wählte er funfzehntauſend Mann Fußvolk, die von erfahrnen Wegweiſern durch wenig bekannte Wege ſollten geführt werden. Zu dieſem Plane ſoll Maximilian, nach Birkheimers Ausſage, dadurch bewogen ſeyn, weil er die Engeddiner für die Anſtifter des Krieges angeſehen habe [s]). Es iſt aber zu vermuthen, daß er auch hiebey Rückſicht auf ſeine Italieniſche Entwürfe genommen, daß er ſich des Engeddins und Valtelins hauptſächlich deswegen zu bemächtigen geſucht, weil dieſe Länder ihm einen be-

r) Birkh. ib.

s) Idem p. 76.

quemen Paß nach Italien verſchaften. Bis dahin hatte er keinen andern als durch das Gebiet der Venetianer, und da er nicht darauf rechnen konnte, dieſe Republikaner zu Freunden zu haben, ſo war ihm daran gelegen, ſich nach jenem Lande, das ihm ſo ſehr reizte, einen Weg zu eröffnen, auf dem er keine Hinderniſſe von dieſen eiferſüchtigen Nachbaren zu befürchten brauchte.

Als die Armee einige Tage marſchirt hatte, fing ſie an großen Mangel an Lebensmitteln zu leiden; denn in den Gebirgen wurden keine gefunden, und an Anſtalten, ſie nachzufahren oder nachzubringen, hatte man nicht gedacht. Birkheimer wurde daher mit zweyhundert Mann abgeſandt, über dem Arlberg nach Bormio, einem am Fuß der Alpen liegenden, dem Herzoge von Mailand gehörigen Orte zu gehen, um hier Lebensmittel abzuholen. Der Herzog hatte es Maximilian verſprochen, ſeine Armee, wenn ſie nach dem Engeddin käme, damit zu verſorgen, und auf das Verſprechen dieſes unzuverläſſigen Fürſten hatte Maximilian den Marſch angetreten. Auf dem Wege nach Bormio kam Birkheimer durch ein groſſes abgebranntes Dorf, wo er folgendes rührende Schauſpiel ſah. Bey dem Ausgange traf er zwey alte Weiber an, die an die vierhundert Knaben und Mädchen, wie eine Heerde vor ſich hertrieben. Alle waren ſo blaß und mager und ſo kraftlos, daß ihr Anblick Schaudern erregte. Birkheimer fragte die beiden Alten, wo ſie mit dem unglücklichen Haufen hinwollten. Sie konnten kaum antworten; ihre Kraftloſigkeit und ihr Schmerz geſtatteten ihnen kaum, ihm ſo viel zu ſagen, daß er es ſelbſt gleich ſehen würde. Hierauf begaben ſie ſich auf eine Wieſe, die ſie kaum betreten hatten, als ſie alle groß und klein niederfie-

len, Kräuter und Pflanzen ausriſſen und begierig verzehrten. Birkheimer war über den Anblick anfangs ganz betäubt. Endlich konnte er ſich der Thränen nicht enthalten. Die alten erzälten ihm hierauf, wie die Väter dieſer Unglücklichen im Kriege geblieben, ihre Mütter vor Kummer und Elend umgekommen oder ſich verloren, ihre Wohnungen verbrannt und ſie von aller Welt verlaſſen wären; der Haufe dieſer unglücklichen Kleinen wäre noch viel größer geweſen, Hunger und Tod hätten ihn ſchon ſo herabgebracht, und ſie hofften bald alle an die Reihe zu kommen. Birkheimer bemerkte, daß dieſe Kinder die ſäuerlichen Kräuter vorzogen, und ſie durch den bloßen Anblick zu erkennen wußten [t]).

Man kann ſicher annehmen, daß dergleichen Auftritte in den mittlern Zeiten, ſo oft Krieg geführt wurde, nichts ſeltenes waren, nur fand ſich kein Birkheimer ſie zu beſchreiben. Die Art, wie man die Kriege führte, machte dergleichen traurige Folgen unvermeidlich. Man wußte nichts von der heutigen Fürſorge für den Unterhalt der Truppen; man zehrte von dem, was man fand, und die Verheerung der Dörfer und des platten Landes, war außerdem, wie wir oben geſehen haben, eine Hauptoperation, durch die man ſeinem Feinde zu ſchaden glaubte, ohne einzuſehen, daß man ſich ſelbſt den größten Schaden dadurch zufügte. Daß dieſes die damalige Art Krieg zu führen war, iſt nicht zu leugnen, und eben ſo unwiderſprechlich folgt daraus, daß die damaligen Kriege weit mehr Jammer und Elend unter dem wehrloſen Theile der Menſchen verbreiten mußten, als bey den heutigen guten Anſtalten zu befürchten iſt. Wie iſt es

t) Birkh. p. 76.

denn möglich, daß es immer noch einige giebt, die jene Zeiten der Barbarey ſo ſehr erheben und den unſrigen vorziehen? Niemand wird leugnen, daß nicht auch die heutige Art, Krieg zu führen, immer noch von Uebeln genug begleitet iſt. Nur ſo viel iſt klar aus der Natur der Sache, daß ſie ehmals viel häufiger und größer ſeyn mußten, weil man weniger Mittel anwandte, ſie zu verhüten.

Birkheimer hatte einen ſehr beſchwerlichen Marſch über das Gebirge. Es war mitten im Sommer; der Schnee hatte angefangen zu ſchmelzen; bald blieben ſeine Leute faſt darin ſtecken, bald kamen ſie in Gefahr, darunter begraben zu werden. Endlich langten ſie abgemattet und entkräftet zu Bormio an, fanden aber nichts von alle dem, was ſie hier finden ſollten, hingegen eine Menge Flüchtlinge aus dem Engeddiner Thal. Doch brachte Birkheimer funfzig Saumroſſe mit Proviant zuſammen, mit denen er ſich des folgenden Tages zurückbegab [u]). Er langte mit dieſem Vorrath glücklich bey der Armee an, für die er aber viel zu unbeträchtlich war. Sie rückten den Tag nach ſeiner Ankunft weiter bis in das Weinbergthal, wo ſie die Nacht campirten. Am folgenden Morgen marſchirten ſie gegen einen mit Schnee bedeckten Berg an, auf deſſen Gipfel ſich die Engeddiner poſtirt hatten; ſie ſchienen vom weiten eine Schaar kleiner Vögel zu ſeyn. Sie welzten große losgearbeitete Felſenſtücke herunter, die aber zum Glück für die hinanſteigenden Oeſterreicher im tiefen Schnee ſtecken blieben. Maximilian hatte aber zweytauſend Mann, bey denen ſich Birkheimer befand, detaſchirt, die von Wegweiſern begleitet, durch verborgene Wege den Berg hinan den Engeddinern in

den

u) Birkh. p. 78.

den Rücken kamen. Dadurch wurden dieſe genöthigt, die Flucht zu ergreifen. Die Oeſterreicher marſchirten nun weiter den Berg herunter. Hier verurſachte ihnen ein Phänomen, deſſen ſie nicht gewohnt waren, ein großes Schrecken. Eine große Schneehelle, die ſich entweder durch ihre eigene Laſt, oder durch die Kraft der Sonne abgelöſt hatte, ſtürzte den Berg hinab über einen Haufen von vierhundert Fußknechten. Sie waren auf einmal ganz darunter begraben. Allein der Schrecken den das übrige Heer bey dieſem Anblick empfand, verwandelte ſich bald in ein frohes Gelächter, als erſt einzelne Männer, und nach und nach der ganze Haufen aus dem zergehenden Schnee wieder zum Vorſchein kamen. Es hatte aber der eine ſeine Lanze, der andre ſeinen Helm, kurz jeder etwas verloren, viele waren auch ſtark gequetſcht v). Gegen Sonnen Untergang langte die Armee in dem ſchönen, mit vielen Städten und Dörfern angebauten Engeddiner Thale an. Mitten durch daſſelbe läuft ſchnell und reißend der Innfluß, der im Oberengeddin entſpringt. Die Einwohner des Thals hatten die Brücke angezündet. Das Feuer wurde mit Mühe gelöſcht, die Brücke hergeſtellt und die Armee gieng hinüber. Allein die Engeddiner hatten alles verlaſſen, alle Lebensmittel mitgenommen. Die Oeſterreicher fanden den Flecken Sulz in Feuer, die Engeddiner ſelbſt hatten ihn in Brand geſteckt. Die Armee litt Hunger. Des folgenden Tages durchzog ſie in drey verſchiednen Korps das ganze Thal; die Engeddiner zogen ſich immer vor ihnen zurück und ließen alles leer und wüſte hinter ſich. Im ganzen Thal, wohin man ſah, erblickte man jetzt brennende Flecken und Dörfer, die zum Theil von den Engeddinern ſelbſt

v) Birkh. p. 78.

angezündet waren w). Am Abend wurde im Lager der Oeſterreicher über die Operation des folgenden Tages gerathſchlagt. Da die Armee an allem Mangel litt, ſo waren einige der Meinung, durch das Valtelin zurückzukehren, als wo man am erſten Lebensmittel finden würde. Weil aber andere dafür hielten, daß den Einwohnern, als Italienern, nicht zu trauen wäre, und man außerdem, um dahin zu gelangen, einen der höchſten Berge paſſiren müßte, ſo wurde beſchloſſen, denſelben Weg, den man gekommen war, zurückzugehn, ohnerachtet die Truppen von Mangel ſchon ſehr entkräftet waren, und hier keine Hoffnung war, Lebensmittel zu bekommen. Man glaubte aber den Marſch in einem Tage zurückzulegen. Dieſer Zurückzug war eben ſo gefährlich als mühſam. Als die Armee bey Sarnez ankam, wollte das Landvolk eben die Brücke abwerfen. Wären ſie damit früh genug fertig geworden, und hätten die Schweizer früh genug die Päſſe beſetzt, ſo hätte die Armee eingeſchloſſen in einem ganz verheerten Thal vor Mangel umkommen oder ſich ergeben müſſen. Erſt am zweyten Tage langte ſie auf tyroliſchem Boden wieder an, nachdem viele vor Hunger und Mattigkeit zurückgeblieben, oder gar geſtorben, einige auch von Sinnen gekommen waren. x).

Maximilian hatte zwar ſeinen Amtleuten in Tyrol Befehl geſandt, der Armee Lebensmittel entgegen zu bringen; allein man war entweder jetzt nicht im Stande geweſen, oder man hatte auch geſäumet, dieſe Befehle früh genug zu erfüllen: der gehoffte Vorrath wurde nicht gefunden, und nun verleitete die Ungeduld die Truppen zu den größten Unordnungen. Sie verliefen ſich ſo ganz, daß Maximilian ſich auf einmal

w) Birkh. p. 79. x) Idem ibidem.

mal ohne Armee ſah. Er begab ſich anfangs nach dem Schloſſe Landeck und von da nach Ueberlingen, von wo aus er Ausſchreiben an die Reichsſtände ergehen ließ, ihn mit mehr Truppen zu verſtärken. Die verlaufenen Völker ſammelten ſich indeſſen wieder, und bey Coſtniz war in kurzem eine neue ſchöne Armee von zwanzigtauſend Mann wohlgerüſtet und mit allen Bedürfniſſen aufs beſte verſehen, bey einander [y]). Indeſſen bekam Maximilian ein Schreiben von den Schweizern, das ihm durch ein Mädchen überbracht wurde; denn der Herolde, die ſonſt in dieſen Zeiten üblich waren, bediente man ſich in dieſem Kriege nicht. Die Schweizer baten in dem Briefe, Maximilian möchte ihren Feinden nicht glauben; ſie hätten die Waffen gezwungen ergriffen, und wären bereit, ſie wieder niederzulegen, ſobald er zufrieden wäre, daß die Sache durch Schiedsrichter oder durch gütlichen Vergleich geendigt würde; ſie verſicherten, wenn er vom Anfange an wäre zugegen geweſen, ſo würde die Sache nicht ſo weit gekommen ſeyn; ſie baten ihn, nach ſeiner angeborenen Güte und Sanftmuth den erwehnten Weg eines gütlichen Vergleichs oder ſchiedsrichterlicher Entſcheidung vorzuziehn; wenn er ihre ſo gerechte Bitte nicht erhörte, ſo bezeugten ſie vor Gott, an dem weitern Blutvergießen und Elende unſchuldig zu ſeyn; ſie müßten die Freyheit, die ſie von ihren Vorfahren empfangen, vertheidigen, und dazu wären ſie entſchloſſen, und würden, wie Männer, den Tod der Knechtſchaft oder einem ſchimpflichen Frieden vorziehn. Maximilian gab keine Antwort; entweder weil er dachte, daß die Schweizer, des Krieges müde, endlich noch von ſelbſt ihm vortheilhafte Be-

y) Birkh. p. 81.

dingungen anbieten würden, oder weil er den Ton des Briefes zu ſtolz fand z).

Der Plan, nach welchem der Krieg nunmehr fortgeſetzt werden ſollte, war folgender. Maximilian ſchiffte ſich mit einigen Truppen zu Coſtnitz ein. Die zurückgebliebenen mußten Mine machen, als wenn ſie in den Thurgau einfallen wollten. Zu gleicher Zeit ſollte Graf Heinrich von Fürſtenberg, der ein anſehnliches Korps aus den Niederlanden an ſich gezogen hatte, von der Gegend von Baſel her in die Schweiz einzudringen ſuchen. Maximilian ſelbſt, nachdem er auf dem Bodenſee eine Weile hin und hergekreuzt, den Feind irre zu machen; landete bey dem Kloſter Roſchach. Ohngefehr zweyhundert Schweizer wollten es zwar verwehren, wurden aber, da ſie ſich hartnäckig wehrten, auf der Stelle erſchlagen. Der zum Kloſter gehörige Flecken wurde hierauf geplündert und verbrannt. Nach dieſer Operation ſchifften ſich die Truppen wieder ein, welches wegen eines plötzlich entſtandenen paniſchen Schreckens ſo unordentlich geſchah, daß einige ertranken. Sie ſtiegen bey Lindau wieder an Land. Hier bekam Maximilian Nachricht von dem Ausgange der Unternehmung des Grafen von Fürſtenberg, wovon er ſich große Vortheile verſprochen hatte. Allein die Vermeſſenheit dieſes Mannes, und ſeine Verachtung der Feinde hatten ihm eine ſchimpfliche Niederlage zugezogen. Er hatte ſich mit vierzehntauſend Mann Fußvolk und zweytauſend Mann Reuter, größtentheils Truppen, die ſich in den Niederlanden tapfer bewieſen hatten, vor Dorneck gelagert. Er beobachte dabey die gewöhnlichen Vorſichtsanſtalten ſo wenig, daß ſeine Officiere nöthig

z) Birkh. p. 81.

thig fanden, ihn zu warnen, aber einen ſtolzen Verweis zur Antwort bekamen. Indeſſen hatten die Schweizer ſich viertauſend neunhundert Mann ſtark, bey Liechſtal zuſammengezogen. Dieſe überfielen den ſichern Grafen ganz unerwartet. Er wurde gleich anfangs, da er auf entſtandenen Lerm herbeygeritten kam, und noch nicht einmal recht wußte, was vorging, erſtochen. Die meiſten ſeiner Truppen retteten ſich mit der Flucht, nur einige wenige die ſchon lange gedient hatten, hielten Stand, und ihrer Tapferkeit war es zuzuſchreiben, daß von allen Siegen der Schweizer in dieſem Kriege, der gegenwärtige ihnen am theuerſten zu ſtehen kam. Auf beiden Seiten blieben an die viertauſend Mann [a]).

Die Nachricht von dieſer Niederlage, durch die der ganze Plan des Kaiſers vereitelt wurde, konnte nicht fehlen bey einem ſo lebhaften Character, wie der ſeinige, äußerſt unangenehme Eindrücke zu machen. Er ließ den ganzen Tag niemanden vor ſich. Gegen Abend aber hatte er ſich ſchon ſo wieder gefaßt, daß niemand die geringſte Spur von Verdruß mehr bey ihm wahrnahm. Am folgenden Tage begab er ſich zu Schiffe nach Coſtnitz. Birkheimer, der in ſeinem Gefolge war, ſoll erzählt haben, Maximilian habe auf dieſer Fahrt ſeinem Secretair ein Stück aus ſeinem Leben, lateiniſch dictirt [b]). In Birkheimers gedruckter Geſchichte des Schweizerkrieges ſteht nichts davon, und man ſieht nicht, warum er es nicht auch in gedachtem Werke ſollte erwehnt haben, wenn ſich die Sache wirklich ſo verhalten hätte. Er ſagt blos, der Kaiſer habe den Tag auf dem Schif-

a) Birkh. p. 84. b) Contin. Chron. Urſp. Fugger p. 1121.

Schiffe mit Scherzen, Spielen und Unterredungen froh zugebracht. Was hätte er für Bedenken haben können, nicht auch des Dictirens zu erwehnen?

Zwey Prinzen gaben ſich jetzt Mühe, den Frieden zwiſchen Maximilian und den Schweizern wieder herzuſtellen; der eine ganz aufrichtig, obgleich Aufrichtigkeit nicht ſeine Tugend war: allein die Umſtände, ſeine Lage, ſeine Gefahr machten ſie ihm nothwendig. Dieſer gezwungenerweiſe aufrichtige und eifrige Vermittler war Ludwig Sforza. Er war verloren, wenn ihn nicht entweder Maximilian oder die Schweizer zu Hülfe kamen. Damit ihm jener oder dieſe helfen könnten, mußte er ſie erſt verſöhnen. Die Gefahr, worin er ſich befand, war dieſe. Ludwig XII. war jetzt im Begriff, Frankreichs ganze Macht anzuwenden, ſeine Anſprüche auf Mailand geltend zu machen. Dieſe Gefahr machte ihn zu einem ſo eifrigen Friedensſtifter, daß er, was wohl noch kein anderer Vermittler jemals gethan hat, ſeine eigene Schäzze verſchwendete, die Partheyen zur Verſöhnlichkeit zu bewegen [c]). Ludwig XII. war der zweite Vermittler, an deſſen Aufrichtigkeit in dieſer Sache weder Maximilian noch die Schweizer [d]) recht glauben wollten. Ohnerachtet er dieſen letztern zu ihren Siegen durch einen Geſandten hatte Glück wünſchen laſſen; ohnerachtet er ihnen eine beträchtliche Menge von allerley Kriegsbedürfniſſen ſchickte; ſo glaubte man doch, daß er lieber wünſchte, den Krieg zwiſchen beiden Theilen fortdauern zu ſehen, als ihn ſelbſt zum Vortheil der Schweizer beyzulegen, weil er fürchtete, nach

c) Birkh. p. 89.

d) Watteville Hiſtoire de la Confédération Helvétique, T. II. p. 142.

nach wiederhergeſtelltem Frieden möchte der Herzog von Mailand Unterſtützung entweder aus der Schweiz oder vom Kaiſer bekommen. Maximilian nahm die Mediation des Herzogs von Mailand an, lehnte aber die von Frankreich ab. Auch die Schweizer nahmen jene an, und erſuchten den Franzöſiſchen Geſandten, blos bey ihnen zu bleiben, um ſich ſeines Raths zu bedienen. Die Geſandten zu den Friedensunterhandlungen kamen erſt zu Zürich zuſammen, von wo ſie ſich nach Schafhauſen und endlich nach Baſel begaben. Hier wurde der Friede am 22. September geſchloſſen. 1499. 22. Spt. Vermöge deſſelben ſollten zehn Gerichte im Pettigau an dem Fuß der Rhätiſchen Alpen, die Maximilian im Jahr 1409 von dem letzten Grafen von Metſch gekauft hatte, und die, um nicht unter Oeſterreichiſche Herrſchaft zu kommen, in ein Bündniß mit den Graubündnern getreten waren, dem Kaiser aufs neue huldigen, und ihm unterthan ſeyn, ihres Aufruhrs wegen aber nichts zu leiden haben; ihre alten Verbindungen mit den Graubündnern ſollten beybehalten werden — der Streit zwiſchen dem Stifte Chur und der Regierung zu Tyrol ſollte durch den ſchiedesrichterlichen Ausſpruch des Biſchofs von Coſtnitz entſchieden werden — alle Eroberungen wurden von beyden Theilen zurückgegeben. Jeder trug ſelbſt den erlittenen Schaden — über das Landgericht in Thurgau, deſſen Rechte und Zubehörde, die die Stadt Coſtnitz bis dahin vom Reiche pfandweiſe beſeſſen hatte, die aber die Schweizer in dieſem Kriege an ſich gebracht, ſollten dazu erkieſete Richter den Ausſpruch thun — Schmähworte ſollten bey Strafe an Leib und Gut verboten ſeyn, und die Obern ernſtlich acht darauf haben. (Der Haß zwiſchen den Oeſterreichern und Schwa-

ben einerſeits, und den Schweizern andererſeits, war nie ſo hoch geſtiegen, als in dieſem Kriege, und äußerte ſich in den verächtlichen Reden, die ein Theil von dem andern führte, in Beſchimpfungen und Schmähungen der gröbſten Art; dieſer Artikel beweiſt, wie ernſtlich dieſe Art Beleidigungen, die ſonſt ein geſittetes Volk, dem andern weder zufügt, noch, wenn ſie ihm zugefügt werden, zu ahnden, der Mühe werth hält, von dieſen beiden Partheyen genommen wurden.), Keine Parthey ſollte die Unterthanen der andern, dieſer zum Nachtheil in ihr Bürgerrecht und in Verſpruch nehmen — alle unbezahlte Ranzionen und Brandſchatzungen wurden erlaſſen [e]).

Birkheimer ſagt am Ende ſeiner Geſchichte, man habe in der Folge erfahren, daß, wenn der Krieg länger gedauert hätte, die Schweizer nicht im Stande geweſen wären, ihn auszuhalten. Er führt verſchiedene Gründe an, die dieſer Meinung keinen geringen Grad von Wahrſcheinlichkeit geben. Erſtlich mußte in dieſem Kriege jeder Schweizer auf ſeine eigene Koſten dienen, welches in den vorigen Zeiten zwar auch geſchehen war; allein dies war ehmals möglich, als kleine Heere in wenig Monaten etwa durch eine oder zwey Schlachten den ganzen Feldzug entſchieden; jetzt da man viel zahlreicher den größten Theil des Jahrs im Felde bleiben mußte, war der Ruin des Bürgers und des Bauern eine unvermeidliche Folge davon. Daher verließen auch die Schweizer häufig ihre eigene Fahnen und nahmen Franzöſiſche Dienſte, wo ſie Sold empfingen. Zweitens litten die

e) Fugger VI. 3. p. 1166. Müller p. 695

die Schweizer großen Mangel an Getraide, das ſie in ihrem Lande nicht hinlänglich bauen konnten, und wovon ſie ſtarke Zufuhren aus Schwaben bedurften. Eben ſo ſtark drückte ſie der Mangel an Salz, deſſen ſie bey ihrer Viehzucht nicht entbehren können, indem ihre Heerden ohne häufigen Gebrauch dieſes Mittels vielen Krankheiten unterworfen ſind. Sie ließen zwar während dieſes Krieges Seeſalz aus Frankreich kommen, das ſie zu verfeinern ſuchten, aber das Vieh hatte doch Eckel dafür f). Allein niemand außer der Schweiz wußte, daß ſie ſich in dieſer zwiefachen Verlegenheit befanden.

Einen ſolchen Ausgang des Krieges hatte niemand in Deutſchland erwartet; die Urſache aber, warum er ſo ausfallen mußte, hat Birkheimer in einer Stelle angegeben, die es verdient, ganz hier angeführt zu werden. „Die Schweizer ſelbſt," ſagt er, „hatten einen ſolchen Ausgang nicht hoffen dürfen. „Doch erlangten ſie den großen Ruhm wahrer Tapferkeit und weiſer Kriegseinrichtungen; ſie unternahmen „nichts ohne reife Ueberlegung; ſie rechneten auf das „Glück ſo wenig wie möglich, aber viel auf Tapferkeit „und gute Maßregeln. Vorzüglich hatten ſie gute „Subordination; daher wurde nichts unternommen, „was nicht wohl überdacht war, und was gut überlegt war, wurde gut ausgeführt. Hätten es die „Kaiſerlichen eben ſo gemacht, ſo würden ſie ohne „Zweifel den Sieg und einen treflichen Sieg erhalten haben; denn ſie waren zahlreicher an Fußvolk; ſie hatten die ſchönſte Cavallerie, ſie waren

f) Birkh. p. 89.

„ren mit allen Arten von Kriegsbedürfniſſen un„endlich beſſer verſorgt, als die Schweizer; an „Muth und Tapferkeit gaben ſie ihnen nichts nach; „allein ſie gingen zu raſch zu Werke, keine Ue„berlegung galt etwas bey ihnen; daher konnte „der Ausgang kein andrer ſeyn, als derjenige, „den Geringachtung des Feindes und zu große „Verwegenheit gewöhnlich nach ſich ziehen [g]).“

g) Birkh. p. 89. 90.

Verbeſſerungen.

S. 25.	Z. die letzte,	ſtatt:	der weiſe, lies, der weiſſe
— 39 —	11	—	handeln. Zugleich lies, handeln, zugleich
— 47 —	15	—	Morgens lies, Merzes
— 50 —	4 v. unt.	—	werden. Zur lies, werden, zur
— 56 —	4	—	wäre, die lies, wäre; die
— 59 —	4 v. unt.	—	ausſturben lies, ausſtarben
— 63 —	2 v. unt.	—	de Rieux lies, de Rieux
— 78 —	22	—	nehmen. Furcht lies, nehmen; Furcht
— 103 —	5	—	das lies, daß
— 112 —	10	—	einbrechen. Um lies, einbrechen, um
— 113 —	letzte	—	am zweiten lies, am erſten
— 115 —	16	—	geſchehen lies, geſchähen
— 121 —	12	—	Aßi lies, Aſti.

„ren mit allen Arten von Kriegsbedürfniſſen unendlich beſſer verſorgt, als die Schweizer; an „Muth und Tapferkeit gaben ſie ihnen nichts nach; „allein ſie gingen zu raſch zu Werke, keine Ueberlegung galt etwas bey ihnen; daher konnte „der Ausgang kein andrer ſeyn, als derjenige, „den Geringachtung des Feindes und zu große „Verwegenheit gewöhnlich nach ſich ziehen [g].“

g) Birkh. p. 89. 90.

Verbeſſerungen.

S. 25.	Z. die letzte,	ſtatt:	der weiſe, lies, der weiſſe
— 39 —	11	—	handeln. Zugleich lies, handeln, zugleich
— 47 —	15	—	Morgens lies, Merzes
— 50 —	4 v. unt.	—	werden. Zur lies, werden, zur
— 56 —	4	—	wäre, die lies, wäre; die
— 59 —	4 v. unt.	—	ausſturben lies, ausſtarben
— 63 —	2 v. unt.	—	de Rieux lies, de Rieux
— 78 —	22	—	nehmen. Furcht lies, nehmen; Furcht
— 103 —	5	—	das lies, daß
— 112 —	10	—	einbrechen. Um lies, einbrechen, um
— 113 —	letzte	—	am zweiten lies, am erſten
— 115 —	16	—	geſchehen lies, geſchähen
— 121 —	12	—	Aßi lies, Aſti.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hegewisch, Dietrich Hermann, 1740-1812

Geschichte der Regierung Kaiser Maximilians des Ersten

Bd.: 1

Hamburg [u.a.] 1782

Bibl.Mont. 2750-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10721011-8
VD18 80338801-001